

Neumark, Fritz (Ed.)

**Book**

## Klassische Themen der Dogmengeschichte. Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie I

Schriften des Vereins für Socialpolitik, No. 115/I

**Provided in Cooperation with:**

Verein für Socialpolitik / German Economic Association

*Suggested Citation:* Neumark, Fritz (Ed.) (1981) : Klassische Themen der Dogmengeschichte. Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie I, Schriften des Vereins für Socialpolitik, No. 115/I, ISBN 978-3-428-44862-3, Duncker & Humblot, Berlin,  
<https://doi.org/10.3790/978-3-428-44862-3>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/285536>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/legalcode.de>

# Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie I

Von

**Ernst Helmstädter, Jürgen Kromphardt,  
Bertram Schefold, Dieter Schneider, Erich Streissler**

**Herausgegeben von Fritz Neumark**



D U N C K E R & H U M B L O T / B E R L I N

**Schriften des Vereins für Socialpolitik**  
**Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften**  
**Neue Folge Band 115/I**

SCHRIFTEN DES VEREINS FÜR SOCIALPOLITIK

Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Neue Folge Band 115/I

---

Studien zur Entwicklung  
der ökonomischen Theorie I



DUNCKER & HUMBLOT / BERLIN

# Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie I

**Von**

**Ernst Helmstädtter, Jürgen Kromphardt,  
Bertram Schefold, Dieter Schneider, Erich Streissler**

**Herausgegeben von Fritz Neumark**



**D U N C K E R & H U M B L O T / B E R L I N**

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen  
Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten  
© 1981 Duncker & Humblot, Berlin 41  
Gedruckt 1981 bei Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin 61  
Printed in Germany  
ISBN 3 428 04862 8

## Vorwort

Die Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen, traditionell auch als „Dogmengeschichte“ bezeichnet, hat in Deutschland kaum je die Rolle im akademischen Unterricht gespielt wie in manchen anderen Ländern, insbesondere Frankreich. Darüber können auch einzelne hervorragende Werke und monographische Ansätze nicht hinwegtäuschen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich aus verschiedenen Gründen — darunter das Bestreben, es der weitgehend ahistorischen Forschung modernen Stils, wie sie besonders in den angelsächsischen Ländern gepflegt wurde, gleichzutun — die Lage kaum geändert. Im Gegenteil: das Interesse speziell der jüngeren Generation an dogmenhistorischen Aspekten oder gar eigenen Forschungen verringerte sich fortschreitend, und wenn hier und da theoriegeschichtliche Hinweise erfolgten, so waren sie meist flüchtig und vielfach ungenau, schon weil sie aus zweiter oder dritter Hand übernommenes Material benutzten. Allenfalls in wirtschaftsgeschichtlichen Monographien war bzw. ist die Lage etwas besser. Im Vorlesungs- und Seminarbetrieb der Hochschulen hingegen ist die Geschichte der volkswirtschaftlichen Theorien heute weitgehend verschwunden.

Erst in allerjüngster Zeit beginnt sich eine gewisse Wandlung abzuzeichnen. Das gab dem Unterzeichneten den Mut, dem Erweiterten Vorstand unserer Gesellschaft den Vorschlag zu unterbreiten, in ihrem Rahmen einen Dogmengeschichtlichen Ausschuß zu gründen. Da sich schnell herausstellte, daß dieser Gedanke auf ein überraschend großes Interesse stieß, gab der Vorstand seine Einwilligung zur Errichtung eines solchen Ausschusses, und dieser trat daraufhin zu einer konstituierenden Sitzung am 13./14. März 1980 in Gießen zusammen. Diese Sitzung wurde zugleich schon als Arbeitstagung konzipiert, und der vorliegende Band enthält die vier Referate, die bei dieser Gelegenheit gehalten und eingehend diskutiert wurden. Daß es sich nicht um ein einmaliges Unternehmen handelt, geht bereits aus der Tatsache hervor, daß am Schluß der konstituierenden Sitzung Ort, Termin und Thema der nächsten Tagung festgelegt wurden, und zwar der 26./27. März 1981, Salzburg, und als Generalthema (Arbeitstitel) „Studien zur Entwicklung der Geschichte mercantilistischer Ideen und Praktiken“. Besonders erfreulich scheint mir zu sein, daß unter den Mitgliedern (mehr als 30) jüngere Gelehrte einen relativ großen Teil bilden. Vielleicht wird es

daher in nicht zu ferner Zeit möglich sein, auch unter den Studenten der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften Interesse für dogmenhistorische Probleme zu wecken und sie davor zu bewahren, später Gedanken oder Theorien als „neu“ bzw. „originell“ auszugeben, die, wenn auch manchmal nur ansatzweise, schon von früheren Forschern vorge tragen wurden und deren Kenntnis zu einer Verringerung aktueller Forschungskosten — monetärer und womöglich noch mehr nichtmone tärer — geführt hätte.

Frankfurt/M., 1. 10. 1980

*Fritz Neumark*

(Ausschußvorsitzender)

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	5
Adam Smith — Der Adam oder nur Wachstum? Paradoxa einer wissenschaftlichen Revolution	
Von <i>Erich Streißler</i> , Wien .....	9
Nachfrage und Zufuhr in der klassischen Ökonomie	
Von <i>Bertram Schefold</i> , Frankfurt/M. .....	53
Wie bilden sich die Marktpreise nach Adam Smith? Bemerkungen zu dem vorstehenden Referat von Bertram Schefold	
Von <i>Ernst Helmstädtter</i> , Münster .....	93
Die Marktpreise bei Smith — Eine Erwiderung	
Von <i>Bertram Schefold</i> , Frankfurt/M. .....	111
„Das Kapital“ von Marx — Bestandteil der klassischen Nationalökonomie?	
Von <i>Jürgen Kromphardt</i> , Gießen .....	117
Die Wissenschaftsgeschichte der Trennung von Kapital und Einkommen: Ökonomische Zwänge gegen gesellschaftliche Konventionen	
Von <i>Dieter Schneider</i> , Bochum .....	137



# Adam Smith — Der Adam oder nur Wachstum?

## Paradoxa einer wissenschaftlichen Revolution

Von *Erich Streißler*, Wien

### I.

Was ist auf dem Gebiet der Nationalökonomie eine wissenschaftliche Revolution? Unter welchen Umständen ist ihr durchschlagender Erfolg beschieden? Denn daß das Buch, das vor fast genau 204 Jahren<sup>1</sup>, am 9. März 1776, erschien, daß „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ by *Adam Smith*, LL.D and F.R.S., Formerly Professor of Moral Philosophy in the University of Glasgow — um dem Werk seinen, wie wir sehen werden, keineswegs unwichtigen vollen, den sozialen Anspruch des Autors untermauernden Titel zu geben —, daß also *Adam Smith's „Nationalreichtum“* oder „Reichtum der Nationen“<sup>2</sup> einen wissenschaftlichen Umbruch darstellte, war sowohl den Zeitgenossen voll bewußt, wie es der Nachwelt unvergeßlich bleibt.

---

<sup>1</sup> Eine frühere Fassung dieses Referats wurde zum 200-Jahresjubiläum der Publikation des „Wealth of Nations“ an der Universität München am 9. Dezember 1976 vorgetragen. — Für aufmerksames Lesen des Manuskriptes bin ich meinen Assistenten *F. Baltzarek* und *W. Neudeck* (siehe FN 103 a) sehr dankbar. Wertvolle Anregungen habe ich in München von Magnifizenz *Lobkowicz* und dem, leider nur zu früh verstorbenen, Dekan Professor *Fecher* erhalten. Unschätzbare Ermunterung wurde mir von *K. Borchardt* durch sein häufiges und lächelndes, lebhaftes Nicken während des Vortrages zuteil. Den Anwesenden der konstituierenden Sitzung des Dogmenhistorischen Ausschusses bin ich allesamt zu Dank verpflichtet, insbesondere dem Vorsitzenden, *F. Neumark*, sowie den Herren *Binswanger*, *Bürge*, *G.* und *K. W. Hardach*, *Helmstädt*, *Kirsch*, *Monissen*, *Nußbaumer*, *Rieter*, *Schefold*, *Scherf*, *Schneider*, *Starbatty* und *Wysocki*. Auf deren Anregung gehen die mit litterae bezeichneten, nachträglich dem fertigen Vortrag hinzugefügten Fußnoten zurück, die in aller Bescheidenheit versuchen, etwas von der wertvollen Diskussion zu bewahren, nämlich FN 25 a, 33 a, 35 a, 43 a, 57 a und b, 63 a, 68 a, 82 a, 92 a, 95 a, 110 a, 116 a, 124 a, 130 a.

<sup>2</sup> So heißt dieses Werk seit der Publikation der ersten deutschen Übersetzung in Kurzfassung; und zwar mindestens die ersten hundert Jahre seiner Existenz. Es heißt so mit gutem Grund, da die „Reichtumslehre“ ein fest umrissener Topos des 18. und frühen 19. Jahrhunderts ist. Siehe: „Untersuchung der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern“, übers. v. *J. F. S. (chiller) u. Chr. A. Wichmann*, 2 Bde., Leipzig 1776 - 1778; „Untersuchung über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums“; übers. v. *Ch. Garve* (und *Dörrien*), 4 Bde., Breslau 1794 - 96; „Untersuchungen über das

Die vier großen Epochen internationalen orthodoxen wirtschaftswissenschaftlichen Räsonnements: der Merkantilismus, die Klassik<sup>3</sup>, die Neoklassik und der Keynesianismus, sind durch drei<sup>4</sup> markante Einschnitte voneinander geschieden, *Adam Smith*'s großen Wurf aus 1776, *Jevons*', *Mengers* und *Walras*' Tripel aus 1871 bis 1874 und *Keynes*' „General Theory“ von 1936. Nicht alle diese Werke erheben selbst den Anspruch, revolutionär zu sein; *Menger* etwa behauptet, er sei eher Vollender deutschen ökonomischen Denkens<sup>5</sup> als Neuschöpfer. *Smith* hingegen erhebt — wie *Keynes* — selbst den Anspruch, einen Anfang, einen neuen Ansatz des Denkens zu setzen; und ihm gelingt auch *allein*, was *keinem* der anderen großen ökonomischen Revolutionäre gelang (außer vielleicht *Karl Marx*, wenn man in ihm einen weiteren revolutionären Begründer eines zweiten Zweiges ökonomischen Denkens sieht); *Smith* gelingt es, der von ihm bekämpften, und im übrigen natürlich zwecks leichterer Bekämpfung von ihm zurechtgestutzten wissenschaftlichen Position einen *abschätzigen Namen* aufzuprägen. So wie *Marx*' Bezeichnungen „Klassik“, „Kapitalismus“ und „bürgerliche Nationalökonomie“ nicht mehr vergessen werden können, so auch *Smith*'s Begriff „Merkantilismus“.

Feiner und genauer noch heißt es bei *Smith* „the mercantilist system“, gelegentlich „the commercial system“, wobei bereits in dem Wort

---

Wesen und die Ursache des Nationalreichthums“, übersetzt von *M. Stirner*, 4 Bde., Leipzig 1846 - 1847; „Der Reichtum der Nationen“, hrsg. v. *H. Schmidt*, Leipzig, o. J. (1910). — Die diesbezüglichen bibliographischen Angaben im HdStW, 4. Aufl. und im HdSW entsprechen vielfach *nicht genau* den mir in der Universitätsbibliothek der Universität Wien verfügbaren Werken.

<sup>3</sup> Die Physiokratie erscheint mir als Theoriegebäude betrachtet — gerade auch infolge des engen Zusammenhangs mit *Smith* — nicht als eine selbständige internationale Schule, sondern als eine im wesentlichen lokale, frühe und unvollkommen ausgeprägte Variante der Klassik. Siehe im gleichen Sinne auch *R. V. Eagle*, The Structure of Classical Economic Theory, New York etc. 1974.

<sup>4</sup> *Appleby* betont mit Recht, daß auch das Gründungswerk des englischen Merkantilismus, *T. Mun*, England's Treasure by Forraign Trade — or The Ballance of Forraign Trade is the Rule of Our Treasure, London 1664, ein neuer und richtungswisender, paradigmatischer Wurf ist. Siehe *J. O. Appleby*, Economic Thought and Ideology in Seventeenth-Century England, Princeton, N. J., 1978, S. 41. Als Erstlingswerk einer aus dem Chaos sich gestaltenden Wissenschaft gelten für es jedoch wohl andere Maßstäbe als für die folgenden Werke revolutionärer Umschwünge. Wie wir sehen werden, ist anderseits die Kontinuität *Smith*'s mit Grundpositionen des englischen Merkantilismus weit stärker, als er es selber wahrhaben wollte.

<sup>5</sup> „Eine besondere Freunde war es uns, dass das hier von uns bearbeitete, die allgemeinsten Lehren unserer Wissenschaft umfassende Gebiet zum nicht geringen Theile so recht eigentlich das Besitzthum der neueren Entwicklungen der deutschen National-Oekonomie ist und die hier versuchte Reform (!) der höchsten Principien unserer Wissenschaft demnach auf der Grundlage (!) von Vorarbeiten erfolgt, welche fast ausnahmslos deutscher Forscherfleiss geschaffen hat.“ *C. Menger*, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien 1871, S. X.

„system“ für den pragmatisch denkenden Briten seiner Zeit eine herbe Verurteilung steckt. Denn ein „system“ ist der von einem „true Briton“ perhorreszierte spekulative Unsinn, dem prinzipienreitende Franzosen und unter deren Einfluß stehende, hochverräterische Frankophile, „(who) have imbibed prejudices abroad“<sup>6</sup>, verfallen. „The man of system“, sagt *Smith*, „is apt to be very wise in his conceit; and is often so enamoured with the supposed beauty of his own ideal plan of government, that he cannot suffer the smallest deviation from any part of it“<sup>7</sup>. Allein schon durch das Wort „system“ wird der *Smith*’sche Leser in subtiler Weise daran erinnert, daß *Smith*’s wissenschaftlicher Widerpart, Sir *James Steuart* — und kaum anders vor ihm auch *Richard Cantillon* — soeben erst begnadigte jakobitische Hochverräter nach langen Jahren des Exils im Ausland waren, deren fremdländisch verseuchte Ideen, per analogiam, besser wohl auch weiterhin im Exil bleiben sollten.

*Smith* gelingt noch ein Weiteres, Größeres, was keinem der anderen Revolutionäre, nicht einmal *Marx*, gelingt: den ihm durch einhundert-fünfzig Jahre folgenden Generationen zu suggerieren, daß er überhaupt der *erste ernstzunehmende* Vertreter seiner Disziplin in der Geschichte, daß er, wie es gelegentlich heißt, „der Adam“<sup>8</sup> der Nationalökonomie sei. An diesem völlig falschen Mythos hat *Smith* geschickt und bewußt gebaut, insbesondere im Hinblick auf seinen unmittelbaren Vorgänger und Hauptwiderpart, den ebenfalls schottischen Sir *James Steuart*. Raffiniert überantwortet er dessen Werk fast völliger Vergessenheit<sup>9</sup>

<sup>6</sup> Gegen diesen Vorwurf versucht sich Sir *James Steuart* gerade zu wehren. Siehe: *The Works Political, Metaphysical & Chronological of the late Sir James Steuart of Coltness, Bart., now first collected by General Sir James Steuart, Bart., his Son*, London 1805, Vol. I, S. VII.

<sup>7</sup> A. *Smith*, *The Theory of Moral Sentiments*, London 1759, Ausgabe D. D. Raphael & A. L. Macfie, Oxford 1976, S. 233 f. Siehe hierzu auch S. *Hollander*, *The Economics of A. Smith*, London etc. 1973, S. 256. Ganz ähnlich übrigens Sir *James Steuart* in seinem Vorwort, loc. cit. FN 6, S. XII. Er geißelt „the habit of running into what the French call *Systemes*. These are no more than a chain of contingent consequences, drawn from a few fundamental maxims, adopted, perhaps, rashly. Such systems are mere conceits; they mislead the understanding, and efface the path to truth.“ Man muß somit sehr vorsichtig sein, wenn man glaubt, positiv belegte Worte in einer Zeit oder Gesellschaft seien es in einer anderen auch! Als „system“ werden bei *Smith* nur die beiden von ihm politisch *abgelehnten* Systeme Merkantilismus und Physiokratie behandelt. „The simple and obvious system of natural liberty“ ist hingegen so „simple and obvious“, daß es schon geradezu kein System mehr ist, daß es nicht systematisch dargestellt werden muß.

<sup>8</sup> Nach einem bekannten Wort von K. *Boulding* war er „both the Adam and the smith of systematic economics“. K. E. *Boulding*, *Economics as a Science*, New York etc. 1970, S. 23.

<sup>9</sup> Das gilt freilich nicht von *Malthus*, der eher aus *Steuart* als aus *Smith* Anregungen zu einer Theorie abnehmender Bodenerträge und daraus sich ergebender Bevölkerungsgesetze gewinnen konnte.

mit der Resolution, es zu verurteilen „without once mentioning it“<sup>10</sup>. Nur ein ungewöhnlich emsiger Wissenschaftler voll „deutschem Forscherfleiß“ konnte im genauen Quellenvergleich bemerken, wieviel bei *Smith* auf Früherem beruht, etwa auf „*Cantillon*, aus dem *Quesnay*, Sir *James Steuart* und A. *Smith* reichlich geschöpft haben“<sup>11</sup>. Wie viel *Smith* von *James Steuart* selbst übernommen hat, belegt allein schon die Tatsache, daß bei *Smith*, wie bei *Steuart*, dasselbe 5. Buch der Steuerlehre gewidmet ist, und auch im Inhalt knüpft *Smith's* Steuerlehre an *Steuart* und über diesen an Standardideen des Merkantilismus an. In der — bewußten oder unbewußten — Technik der Verfälschung vorangehender Theorien, um sie entweder ins Lächerliche zu ziehen oder mit seiner eigenen zu assimilieren<sup>12</sup>, war *Smith* weiters ein Meister, an den auch *Keynes* nicht herankam.

Die Kontinuität — im Theoretischen wie im Politischen — ist wie bei jeder Revolution weit größer, als sie *Smith* selbst, und erst recht seine Jünger, wahrhaben wollten. Und paradoxerweise — oder vielleicht auch sozialpsychologisch notwendigerweise — ist revolutionär vor allem das, bei dem *Smith* den revolutionären Charakter nur wenig betont; während sehr viel Kontinuität gerade dort verborgen liegt, wo *Smith* am lautstärksten „Revolution“ ruft.

## II.

Was ist eine wissenschaftliche Revolution? Mit *Thomas Kuhn's* „The Structure of Scientific Revolutions“<sup>13</sup>, trotz aller Problematik selbst Grundstein einer erfolgreichen wissenschaftstheoretischen Revolution, werden wir heute antworten: Erst einmal muß ein altes wissenschaftliches Lehrgebäude in den Augen einer geschlossenen kleinen Wissenschaftlergemeinschaft als abgenützt, ja als erschüttert gelten, weil es auf eine dieser Wissenschaftlergemeinschaft wichtig erscheinende Frage keine befriedigende Antwort geben kann. Dann ist Raum geschaffen

<sup>10</sup> *Smith*, 5. Sept. 1772 an Sir *William Pulteney*: „I have the same opinion of Sir *James Stewart's* (sic!) book that you have. Without once mentioning it, I flatter myself that any fallacious principle in it will meet with a clear and distinct confutation in mine.“ *J. Rae, Life of Adam Smith*, London 1895, Nachdruck mit Vorwort von *J. Viner*, New York 1965, S. 253 f.

<sup>11</sup> *K. Marx*, Das Kapital — Kritik der politischen Oekonomie, Bd. I.; Hamburg 1867, Ausgabe MEG Bd. 23, Berlin (Ost) 1969, S. 579.

<sup>12</sup> So sagt mit Recht *E. Fox-Genovese*, The Origins of Physiocracy. Economic Revolution and Social Order in Eighteenth-Century France, Ithaca und London 1976, S. 101: „Smith, in emphasizing the free-trade aspects of physiocratic thought in contrast to the regulatory predilections of the mercantilists, neglected the many common features of the two doctrines, particularly their strong statist bias.“

<sup>13</sup> *Thomas S. Kuhn*, The Structure of Scientific Revolutions, Chicago 1962 <sup>2</sup>1970, International Encyclopedia of Unified Science, *O. Neurath* (Hrsg.), Vol. II, Nr. 2.

für ein neues wissenschaftliches *Paradigma*, ein neues wissenschaftliches Grundverständnis, einen neuen Lösungsansatz wissenschaftlicher Probleme, der gerade diese bisher ungelöste, zentrale Frage in befriedigender Weise aus neuer Perspektive löst. Dieses neue Paradigma wird regelmäßig *nicht* in einem *Lehrbuch* präsentiert, sondern in einer *Spezialarbeit*, geschrieben für einen kleinen Kreis von Fachleuten. Der Durchbruch wird im allgemeinen von einem jungen Außenseiter der Wissenschaft erzielt, einem Mann, der noch nicht verkrüppelt ist durch den Denkstil der alten Wissenschaft, einem *Einstein* oder einem *Watson*<sup>14</sup> etwa. Dem ersten Durchbruch folgend werden hierauf die Lehrbücher umgeschrieben, um den Epigonen ein einheitliches Lösungsmuster, das Paradigma eben, für die kleineren, neu auftretenden Fragen zu liefern.

Was war *Adam Smith's* neues Paradigma, der neue Problemlösungsansatz? War es die Entdeckung der Idee der natürlichen Freiheit, war es *der wirtschaftspolitische Liberalismus*? Charakteristisch für *Smith's* Werk erscheint uns die *Freihandelsdoktrin* im Außenhandel. Zitieren wir: „There can be no trade unprofitable to the Publick; for if any prove so, men leave it off... No law can set prices in trade, the rates of which must and will make themselves... All favour to one Trade or Interest against another, is an Abuse<sup>15</sup>.“ Charakteristisch für *Smith* ist sein *optimistischer Fortschrittsglaube*. Zitieren wir wieder: „It is evident that this Kingdom is wonderfully fitted by the bounty of God Almighty for a great Progression in Wealth and Power<sup>16</sup>.“ Charakteristisch für *Smith* ist sein *Antimerkantilismus*, sein herbes Urteil über den Kaufmannsgeist. Zitieren wir wieder: „merchants while they are in the busie and eager Prosecution of their particular Trades... are not always the best judges of Trade, as it relates to the profit... of a Kingdom... because their eyes are so continually fixt, and their Minds intent upon what makes for their peculiar Gain or Loss, that they have not leasure to expatiate or turn their thoughts to what is most Advantageous to the Kingdom in general<sup>17</sup>.“ Charakteristisch für *Smith* ist seine Monopolfeindlichkeit. Zitieren wir: „All Monopolies, of what Nature or Kind soever, are Destructive to Trade<sup>18</sup>.“ Charakteristisch für *Smith* ist sein

<sup>14</sup> James D. Watson, *The Double Helix*, London 1968.

<sup>15</sup> Sir Dudley North, *Discourses upon Trade* (1691), zitiert nach W. Letwin, *The Origins of Scientific Economics — English Economic Thought 1660 - 1776*, London 1963, S. 200; Hollander, *The Economics of Adam Smith*, loc. cit., S. 36.

<sup>16</sup> Sir Josiah Child, *A New Discourse of Trade*, London 1693, The Preface, viert- und drittletzte Seite; in: Sir Josiah Child, *Selected Works 1668 - 1697*, Farnborough 1968, Pos. 5. — *Child* ist übrigens einer der ersten, der die Zunahme des Reichtums Englands sah.

<sup>17</sup> Philopatris (Sir Josiah Child), *A Treatise Wherein is Demonstrated...*, London 1681, S. 1. In: *Ibid.*, Pos. 3.

<sup>18</sup> *Ibid.* S. 2. Dies wird gerade in einem Werk hervorgehoben, das den Untertitel trägt „*A Treatise Concerning the East India Trade*“, und bezieht sich

Ruf nach der *Gewerbefreiheit*. Zitieren wir wieder: „Vulgar error“ wäre es, zu behaupten „No man should exercise two callings ... Nor should any be Free-men, that are not the sons of Free-men or have served seven years Apprenti(ce)ship<sup>19</sup>.“ Charakteristisch für *Smith* ist schließlich seine Betonung der *Sparsamkeit* als wichtigster Wachstumsursache. Zitieren wir ein letztes Mal: „Luxury and Prodigality are as well prejudicial to Kingdoms as to private Families<sup>20</sup>.“

Sechs Zitate, die einem, wenn man sie hört, vielleicht nicht als die gebräuchlichsten aus *Adam Smith* erscheinen, aber doch alle unzweifelhaft charakteristisch für ihn sind. Und wer selbst unter subtilen Kennern der Dogmengeschichte würde sie nicht als *Smith*-Zitate akzeptieren? Höchstens der anglistische Stilist würde zu bedenken geben, daß die Sprache eher an das 17. als an das 18. Jahrhundert gemahnt, eher aus einer Zeit stammt hundert Jahre vor der Publikation des „Reichtums der Nationen“; und aus dieser Zeit stammen meine Zitate für *Smith*'s zentrale wertende Positionen natürlich auch alle! Das erste Zitat über den Freihandel ist entnommen aus den „Discourses upon Trade“ von *Sir Dudley North* aus dem Jahre 1691, die anderen fünf aus verschiedenen Schriften von *Sir Josiah Child* aus 1668 bis 1693. *Sir Dudley North* und *Sir Josiah Child* gehörten zur höchsten Spitze der Londoner Finanzaristokratie des letzten Viertels des 17. Jahrhunderts, *North* als Finanzmanager König *Jakob II.*, *Child* als der allmächtige Gouverneur der East India Company<sup>21</sup>. Ist es verwunderlich, daß London erste

---

gerade als deren *Rechtfertigung* auf die ostindische Kompanie, die *Smith* anderseits als der Prototypus eines Monopols erscheint. Man kann jedoch nicht grundsätzlich sagen, *Child* sei hier hypokritisch oder seine Anschauung beweise den Abstand von jedem echten Liberalismus. Im Sinne des freien Zutritts zu einem Markt mit erheblichen fixen Einrichtungen (Faktoreien) kann man durchaus, wie *Child*, behaupten: Monopolhandel liege dann nicht vor, wenn jeder Aktionär nach Maßgabe seiner Kapitalbeteiligung Handel betreiben dürfe und wenn die Aktien frei und ohne jede Schranke am Markt käuflich sind; wie dies eben bei der Ostindischen Kompanie der Fall war.

<sup>19</sup> *Sir Josiah Child*, A New Discourse ..., loc. cit. in FN 16, The Preface, fünft- und viertletzte Seite.

<sup>20</sup> Ibid., The Preface, siebente Seite. *J. C.* (*Sir Josiah Child*), Brief Observations Concerning Trade and Interest of Money, London 1668, in: *Sir Josiah Child*, Selected Works 1668 - 1697, Farnborough 1968, hebt bereits S. 4 als Grund des Wohlstands der Holländer hervor „Their parimonious and thrifty Living“.

<sup>21</sup> *Sir Josiah Child*, Bart., 1630 - 1699, aus Kaufmannsfamilie, Marinelieferant, Bierbrauer, nach und nach größter Aktionär der Ostindischen Kompanie, seit 1677 Direktor derselben, danach Deputy Governor, schließlich Governor, wohl der reichste und kommerziell einflußreichste Kapitalist seiner Zeit. *Sir Dudley North*, 1641 - 1691, aus hochadeliger Familie, lange im Nahen Osten ansässig als einflußreicher Türkeikaufmann, nach seiner Rückkehr konservativer Sheriff von London, Commissioner of the Treasury, dann, unter Jakob II., nach Aussage seines Bruders *Roger* „he took the place of manager for the crown in all matters of revenue“. Das Vorwort, aus dem das

Akkorde des ökonomischen Liberalismus etwa ein halbes Jahrhundert früher vernahm, als Glasgow und Edinburgh zu diesen Ideen konvertierten? Und letztere bekanntlich auch schon in *Smith's* früher Jugend, etliche Jahrzehnte vor der Publikation des „*Reichtums der Nationen*“? Ja, hätte überhaupt ein Schotte, wie *Smith*, in zentralen politischen Fragen in der Metropole London Gehör finden können, wenn nicht ähnliches vorher auch schon von Londonern gedacht worden wäre?

En passant ist es übrigens nicht ohne Reiz zu bemerken, wie gerade Sir *Josiah Child*, der Herr der nach *Smith's* Ansicht typisch monopolistischen ostindischen Kompanie, schreibt: „All Monopolies ... are Destructive to Trade“ oder „Merchants ... are not always the best judges of Trade“. Es ist für das Verständnis der Wertungen bei *Adam Smith* wichtig zu erkennen, daß Monopolablehnung und Verurteilung des politischen Einflusses von Kaufleuten seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts so sehr Gemeinplätze des englischen Gesellschaftsdenkens waren, daß kein Ökonom vermeiden konnte, diesen Ideen zu huldigen.

Wer waren die Nachkommen dieser prominenten Londoner, bei denen wir die zentralen *wirtschaftspolitischen Werturteile* von *Smith* bereits hundert Jahre früher finden? Sir *Josiah Child* war Schwager des Herzogs von *Chandos*, Großvater eines Herzogs von *Beaufort* und Großvater einer Herzogin von *Bedford*<sup>22</sup>; und da man sich im englischen Hochadel des Denkens und Tuns kaufherrlicher Ahnen nicht schämte, können wir sagen: Sir *Josiah Child's* vielfach sehr liberale Ideen lagen zur Zeit, als *Adam Smith* publizierte, den *Beauforts*, den *Chandos'*, den *Bedfords*, steinreichen Spitzen der Gesellschaft also, Ministern des Königs, im wahrsten Sinne des Wortes bereits im Blut. Und *Dudley North*, der erste englische Freihändler? Er war der Großonkel von niemand anderem als dem Premierminister Lord *North* zur Zeit der Publikation des „*Reichtums der Nationen*“. Wenn wir andererseits Sir *William Petty* als den englischen Vater der Arbeitswertlehre verehren, so hat das nicht wenig damit zu tun, daß er primär einmal Stammvater desjenigen Ministers und späteren Premierministers war, der für England die Vereinigten Staaten anerkannte, daß er der Stammvater war von *William Petty*, Earl of *Shelburne*, später Marquess of *Lansdowne*; oder, wie *Smith* den Zusammenhang 1759 in einem Brief an dessen Vater ausdrückte: „Sir *William Petty*, your Lordship's ever honoured ancestor, ... (whose) Ideas ... are generally wise and public spirited<sup>23</sup>.“ Vielleicht

Zitat zu FN 15 herrürt, stammt (nach *Hollander*) von seinem weit jüngeren und weit länger lebenden Bruder Roger *North*, 1653 - 1734, einem Juristen.

<sup>22</sup> Siehe C. Wilson, *England's Apprenticeship 1603 - 1763*, London 1965, S. 175.

<sup>23</sup> Siehe *Hollander*, *The Economics of Adam Smith*, loc. cit. S. 232; meine Hervorhebung.

dachte *Smith* daran, daß *Petty* unter anderem (und freilich durchaus Widersprüchlichem) festhielt: „No laws can set prizes (sic!) in trade the rate of which must and will make themselves: but when such laws do happen to lay hold, it is so much impediment to trade, and therefore prejudicial<sup>24</sup>.“ Der wissenschaftliche Ahnenkult, den die englische Hocharistokratie mit den Schriften ihrer Vorfahren durch laufende Neupublikation geradezu betrieb, machte es leicht, sich auf die ausgeprägten liberalen Elemente derselben zu berufen und bewahrte die theoretischen Beiträge derjenigen mit einflußreichen hochadeligen Nachkommen im öffentlichen Bewußtsein. Und wieviel liberales Gedankengut in diesen Schriften insgesamt, und schon seit dem 16., sicher aber seit dem frühen 17. Jahrhundert vorhanden war, haben *Grampp* und jüngst *Appleby* betont<sup>25</sup>. Die wirtschaftsliberalen Ideen des „Reichtums der Nationen“ waren also für die Spitzen der politischen Gesellschaft zu *Smith*'s Zeit nur das, was bereits Urgroßvater, was bereits Urgroßonkel gesagt hatte, sicher bei *Smith* konsequenter verfochten, besser und systematischer fundiert und vor allem stilistisch viel, viel besser geschrieben: So witzig, so treffend formuliert wie *Smith* hatten ja die Finanzmagnaten des 17. Jahrhunderts nicht.

Und auch in der populären Vorstellung war, um nur zwei Beispiele zu nennen, etwa der Monopolhandel großer privilegierter Kompanien seit der South Sea Bubble Affaire von 1720 mit gemeinschädlicher Spekulation identifiziert und das „Menschenrecht auf Schmuggel“, eine drastische Form antietatistischen Freihandels, in *Smith*'s Glasgow 1736 in den blutigen *Porteous-Riots* durchgesetzt worden. Den Wirtschaftsliberalismus verkünden, war also zur Zeit von *Smith* in England im Sinne von *Kuhn* eher „normal science“ als paradigmatisch<sup>25a</sup>.

<sup>24</sup> Siehe *W. D. Grampp*, „The Liberal Elements in English Mercantilism“, *QJE* LXVI (1952), S. 452 ff., hier S. 490 f.

<sup>25</sup> *Grampp* 1952, loc. cit. in FN 24; *Appleby* 1978, loc. cit. FN 4. *Grampp* faßt S. 486 f. zusammen: „The mercantilists' conception of the price mechanism was similar to that of the classicists on these matters: the directive power of self-interest ... the determination of prices by supply and demand; the desirability of competition; and the mutual advantage of exchange in domestic markets. The mercantilists, however, did not believe that universal efficiency could be established by the price system.“

<sup>25a</sup> *H. Schneider* und *H. Rietter* kritisierten, mein Beitrag wende den Begriff wissenschaftlichen Revolutionen, wie ihn *Kuhn* präzise definierte, fälschlich an. Insbesondere habe *Kuhn* diesen ausdrücklich nicht auf politische Wertsysteme angewendet wissen wollen. Ich habe hier jedoch, wie auch an anderen Stellen, eine mir legitim erscheinende *analogische Ausdehnung* der *Kuhn*'schen Begriffe vorgenommen. Als technische Wissenschaft scheint mir die Nationalökonomie einerseits ganz ähnlichen Prinzipien wie die Naturwissenschaften zu folgen. Infolge ihrer *Außenorientiertheit* gehören jedoch zentrale politische Folgerungen mit zu ihren Theoriegebäuden. Ihre *Multi-paradigmatik* andererseits geht nicht auf ihre Vorwissenschaftlichkeit zurück, sondern auf die mangelnde Konstanz ihres Untersuchungsobjektes, auf die „Zyklizität“ ihrer „Welt“ oder besser ihrer Welten.

Es war aber auch normale Wirtschaftspolitik zahlreicher einflußreicher Wirtschaftspolitiker seit den 1750er Jahren. Davon seien zwei mit *unmittelbarer Beziehung zu Smith* erwähnt: *Charles Townshend*, Chancellor of the Exchequer 1766 bis zu seinem Tod 1767, war ein überzeugter Freihändler im Außenhandel und Gegner von Exportsubventionen. Er hatte selbst 1752 hierzu publiziert und überredete den einflußreichen Ökonomen *Dean Josiah Tucker* in dieser Richtung<sup>26</sup>. *Smith* war mit *Townshend* direkt in Verbindung; letzterer war der Stiefvater seines Zöglings, des jungen Herzogs von *Buccleuch*; *Smith* wurde von *Townshend* als dessen Tutor ausgewählt. Darüber hinaus beriet *Smith Townshend*, als dieser Finanzminister war, während eines halben Jahres in London<sup>27</sup>. Sehr bezeichnend ist, daß gerade der hochadelige *Townshend* zwischen Moral und Handelstätigkeit keinerlei Konflikt sah: „Freedom of trade is nothing more than a freedom to be moral agents<sup>28</sup>.“ Zweitens ist *James Oswald of Dunnikier* zu nennen, ein naher schottischer Nachbar *Smith's*, ein Lord of the Treasury und Vice Treasurer of Ireland. Die liberale Position des auch wissenschaftlich tätigen *Oswald* und dessen Einfluß auf *Smith* sind mindestens seit *Rae* wohlbekannt<sup>29</sup>. Er glaubte, daß eine entwickelte Nation im freien Außenhandel nur gewinnen könne<sup>30</sup>.

Und wie stand es, wenn man über die Grenzen Englands hinaussah, etwa nach Frankreich, dem großen Rivalen? Dort herrschte die lokal-patriotische geistige Schule des Physiokratismus; und *Quesnay* und *Turgot* waren nicht weniger ökonomische Liberale als *Smith*, glaubten eher mehr und unbedingter an die natürliche Harmonie des ungestörten Marktes, an „laissez faire, laissez passer“, *wohlgemerkt* ein *französisches* Motto des 18. Jahrhunderts. Erzbischof *Dillon* eröffnete die Stände der Languedoc 1776 mit einer Freihandelsrede<sup>31</sup>. Und wer war Finanzminister in Frankreich, als „The Wealth of Nations“ das Licht der Welt erblickte? Eben *Turgot*, dessen hauptsächliches Regierungsprogramm der Freihandel mit Getreide war (ein liberales Programm, an dem er freilich auch scheiterte).

<sup>26</sup> Siehe *J. Viner's* Einleitung zu *J. Rae, Life of Adam Smith*, 1895, Nachdruck New York 1965, S. 83 - 86.

<sup>27</sup> *Viner* 1965, loc. cit. in FN 26, S. 85, unter Hinweis auf *Scott* 1935.

<sup>28</sup> *Viner* 1965, loc. cit. S. 84.

<sup>29</sup> *Rae* 1895, loc. cit. in FN 26, S. 37 f. *Rae* sagt S. 36: „The ideas of natural liberty in industrial affairs were actively at work, not only in *Smith's* own mind, but in the minds of others in his immediate circle in Scotland in those years 1749 and 1750 (!).“

<sup>30</sup> Siehe *Hollander*, The Economics of Adam Smith, loc. cit., S. 78, FN 105.

<sup>31</sup> Siehe *Rae* 1895, loc. cit. in FN 26, S. 184 f. Wie aus dem Tagebuch seiner Nichte hervorgeht, *Marquise de la Tour du Pin*, Tagebuch einer Fünfzigjährigen, 1778 - 1815, Wien 1937, war *Dillon* entgegen *Rae* freilich weder Kardinal noch später französischer Minister.

Auch im *Philosophischen* hatte *Smith* durchaus eigenständige Ideen, aber ebenfalls solche, die keineswegs revolutionär wirkten. Und auch hier sind seine heute bestbekannten Ideen bei der Publikation des „Reichtums der Nationen“ etwa 100 Jahre alt. So identifizieren wir *Smith* gerne mit der Idee des *Eigeninteresses* (self interest), als Grundlage der Wirtschaftsordnung. Diese Idee wurde jedoch bereits Anfang des Jahrhunderts in revolutionärer und daher anstößiger Weise von *Mandeville* vertreten<sup>32</sup>; und auch er war nicht der erste. *Lockes* Zögling, der dritte *Earl of Shaftesbury*, hatte die Bedeutung des Selbstinteresses in sein System der Moral eingebaut<sup>33</sup>. Mitte des Jahrhunderts war das moralphilosophische Lob des Eigeninteresses bereits allgemein verbreitet<sup>33a</sup>. *Friedrich der Große* schrieb sechs Jahre vor „The Wealth of Nations“ einen „Essai sur l'amour propre envisagé comme principe de morale“<sup>34</sup>, der sicher fast jedermann überzeugte, mit Ausnahme vielleicht von *Maria Theresia*; und auch die regelmäßige und stete Konkordanz von Einzelinteresse und Gruppeninteresse wurde oft herausgestrichen. Der politische Theoretiker *Soame Jenyns* erklärte rundweg, unabhängige Parlamentarier würden England unregierbar machen, erst die Bestechlichkeit der Parlamentarier machte das englische politische System funktionsfähig<sup>35</sup>. Die natürliche Harmonie in der Gesellschaft findet sich bei *Smith* sogar weniger betont als bei den zeitgenössischen Franzosen.

Fragen der Priorität im Denken wollen wir (als müßig für das Problem der *gesellschaftlichen Wirkung* von sozialwissenschaftlichen Theorien) gar nicht aufwerfen. Interessant für uns ist nur, daß *Smith* in

<sup>32</sup> B. *Mandeville*, The Fable of the Bees — Or, Private Vices, Publick Benefits, London 1714 &1732, Ausgabe F. B. Kaye (Hrsg.), Oxford 1924. (Zuerst 1705 als The Grumbling Hive.)

<sup>33</sup> A. A. Cooper, 3. Earl of *Shaftesbury*, Characteristics of Men, Manners, Opinions and Times, London 1713. Zu *Shaftesbury* siehe W. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von François Quesnay und Adam Smith begründeten politischen Ökonomie, Leipzig 1890. Ich verdanke den Hinweis auf dieses wichtige Werk Prof. Ch. Seidl.

<sup>33a</sup> A. Nußbaumer und H. Scherf vertraten in der Diskussion über mein Referat die Ansicht, daß die „Theory of Moral Sentiments“ als Grundlage des *Smith*'schen Menschenbildes stärker herauszustreichen wäre und daß der Einfluß von *Locke*, *Shaftesbury* und *Hume* akzentuierter betont hätte werden können. H. C. Binswanger führte den neuen Optimismus des englischen 18. Jh. philosophisch auf *Mandeville* und *Shaftesbury* zurück. G. Kirsch andererseits hielt die „Theory of Moral Sentiments“ als eher archaisch schon für ihre Zeit.

<sup>34</sup> Siehe P. Hazard, European Thought in the Eighteenth Century, Harmondsworth 1965 (Übersetzung von La Pensé européenne au XVIIIe siècle: de Montesquieu à Lessing, Paris 1946), S. 181.

<sup>35</sup> Siehe L. Namier, The Structure of Politics At the Accession of George III, London und Basingstoke 1929 & 1957, S. 214. *Jenyns* schrieb von den englischen Parlamentariern 1784: „Take away self-interest, and all these will have no star to steer by.“

seinem wirtschaftspolitischen Verständnis getragen wurde von einem breiten Strom vielseitiger Zustimmung. Wirtschaftswissenschaftliche Revolution machte also anscheinend *nicht die Konzeption, sondern die Kodifikation*. Nicht der bahnbrechende Traktat brachte die Revolution, sondern das große, systematische, stilistisch ausgefeilte, durch zwölf Jahre geschriebene *Lehrbuch*. Entgegen *Thomas Kuhn* ist revolutionär die *zusammenfassende Synopsis* nach hundertjähriger Entwicklung, nicht die erste Formulierung<sup>35a</sup>.

Das ist in der Nationalökonomie keineswegs untypisch, etwa weil *Smith's* Werk in die Frühzeit unserer Wissenschaftsgeschichte fällt. Denn auch der entscheidende geistige Einfluß der nächsten ökonomischen Revolution datiert in Wahrheit nicht von *Jevons, Menger* und *Walras* (oder gar von *Gossen*), sondern von *Marshalls* „Principles“ aus 1890; und die Epoche heißt nach *seiner* Bezeichnung die *neoklassische* (beziehungsweise in Österreich datiert die Epoche von *Wiesers* Lehrbüchern und heißt nach *Wieser* mit einem *Menger* unbekannten Ausdruck die *Grenznutzenschule*). Die *Keynes'sche* Revolution geht ebenfalls auf ein Buch zurück, das trotz *Keynes'* eigener Behauptung eher für die *Allgemeinheit* geschrieben scheint, nicht, wie bei *Kuhn*, auf eine technische Schrift für den kleinen wissenschaftlichen Klüngel. Und auch in unserer Zeit werden Lehrbuchautoren Nobelpreisträger — kaum denkbar etwa in den Naturwissenschaften —, schreiben ein *Tinbergen*, ein *Hicks*, ein *Samuelson* Lehrbücher, *Samuelson* gleich zwei auf verschiedenen wissenschaftlichen Niveaus, eines davon ein Kassenschlager mit dem packenden Titel „*Economics*“.

Daß die zusammenfassende Darstellung, die Synopsis, das Lehrbuch die wissenschaftliche Revolution in der Nationalökonomie bringt, ist auch keineswegs paradox, sondern lediglich in verständlichem Widerspruch zu *Kuhn*. Denn da Ökonomie eine *Staatswissenschaft* ist, richtet sie sich grundsätzlich *nicht* an einen kleinen Kreis wissenschaftlicher *Insider*, sondern an den *großen Kreis der politisch interessierten Welt*; und diesen großen Kreis vermag nur das große, allgemeinverständliche Lehrbuch aufzuwühlen. Bemerkenswert für ökonomische Revolutionen ist immer, wie bei *Smith* zum ersten Mal, ein *Ineinanderspiel*: das der Wissenschaftlergemeinschaft, die sich nie nur in ihre eigenen Probleme

<sup>35a</sup> In der Diskussion nahmen *Th. Pütz* und *A. Bürgin* Anstoß an der Charakterisierung des „Reichtums der Nationen“ als Lehrbuch. *Pütz* wollte (wie hier im Text) den Ausdruck „Synopsis“ verwendet wissen, *Bürgin* sprach von „Gesamtdarstellung des Faches“. Ich folge hier gerne diesen Anregungen, die jedoch nichts daran ändern, daß eben *nicht*, wie von *Kuhn* postuliert, die *Erstfassung* eines Gedankens, die Spezialmonographie, erfolgreich war. Im weiteren halte ich an dem handlicheren Ausdruck „Lehrbuch“ fest, zumal ich eine umfassendere Vorstellung von einem Lehrbuch habe, eine Vorstellung, die entscheidende Neuentwicklungen im Rahmen einer Gesamtdarstellung nicht ausschließt.

abkapseln kann, wie Naturwissenschaftler, sondern die *außenbezogen* sein muß im Hinblick auf die *zweite entscheidende* Gruppe, die politische Öffentlichkeit, die die Wissenschaftler zu beeinflussen trachten. Paradox ist an unserer Revolution höchstens, und damit sind wir bei der *ersten Paradoxie* der *Smith'schen* Revolution angelangt, daß *Smith* gerade diejenigen Teile seines Buches mit dem Anspruch missionarischen Eifers herausstreckt, die am *wenigsten* revolutionär waren, nämlich die wirtschaftspolitischen. Und damit haben wir hier ein großes Werk vor uns, das in gewissem Sinne *behauptet*, revolutionär zu sein, *ohne* es zu sein<sup>36</sup>.

Aber gerade das trägt wohl mit zu seinem Erfolg bei! Die 1740, 1750 geborene Generation *will* revolutionär sein; es jedoch in der Tat zu sein, ist immer hart. Was ist befriedigender als zu lesen, daß das, was man längst bereits — weil es nämlich traditionell ist — vage gefühlt hat und was man nunmehr, nach der Lektüre, erst glasklar erfaßt, immer schon revolutionär war? Es ist das Aha-Erlebnis von Monsieur *Jourdain*, der im reifen Mannesalter erfährt, daß er bereits sein ganzes Leben lang — *Prosa* gesprochen hat!

### III.

Daß die wirtschaftsliberalen Vorstellungen in England bereits einhundertfünfzig Jahre vor dem „Reichtum der Nationen“ mächtig anklangen, daß sie die englische Nationalökonomie von ihrem ersten selbständigen Auftreten an prägten, ja daß es so etwas wie eine selbständige englische nationalökonomische Schule lange vor *Adam Smith* bereits gab, hat jüngst das Werk von *Appleby* in eingehender Forschung dargetan<sup>37</sup>. Die zitierten Arbeiten von *North* und von *Child*, denen eine Reihe anderer Autoren des 17. Jahrhunderts, wie etwa *Barbon* oder *Davenant*<sup>38</sup> zur Seite gestellt werden könnten, sind keineswegs, wie man noch vor kurzem meinte<sup>39</sup>, Ausnahmen, frühe Vorläufer wirtschaftsliberaler Gedanken, sondern finden einen breiten Widerhall in der Pamphletliteratur. Der Hinweis auf die *Beschränktheit wirtschaftspolitischer Möglichkeiten* ist der *Eckstein*, auf dem die ganze englische

<sup>36</sup> Hollander, *The Economics of Adam Smith*, loc. cit., zeigt S. 258 f., wie sehr *Smiths* Verurteilung mercantilistischer Praktiken nicht mehr *seine* Zeit, sondern die Praxis einhundert oder gar zweihundert Jahre früher kritisiert. Etwas muß man *Smith* freilich in Schutz nehmen: Er attackiert oft bereits unwirksame, formal aber noch gültige Gesetze wohl mit dem Zweck, ihre durchaus zulässige Reaktivierung unmöglich zu machen.

<sup>37</sup> Appleby 1978, loc. cit. in FN 4.

<sup>38</sup> Siehe Grampp 1952, loc. cit. in FN 24; Letwin 1963, loc. cit. in FN 15, S. 48 ff. zu *Barbon*; Hollander 1973, loc. cit. in FN 7, S. 35 ff.

<sup>39</sup> Zumal (mehr per implicationem) J. Viner, „Adam Smith and Laissez Faire“; in: *Ders.*, *The Long View and the Short*; Glencoe Ill., 1958, S. 213 ff. (urspr.: JPE 35 (1927), S. 198 ff.) Ähnlich auch Letwin 1963, loc. cit.

Nationalökonomie errichtet wurde. In der großen englischen Wirtschaftskrise der frühen Zwanzigerjahre des 17. Jahrhunderts (bereits eine Gewerbedepression, genauer eine solche der dominanten Tucherzeugung, und auch sie nicht die erste, hatte es doch etwa vor allem eine solche bereits in den Fünfzigerjahren des 16. Jahrhunderts gegeben) entsprang eine erste Welle vollentwickelter ökonomischer Literatur gewappnet wie *Athene* dem Hirn des *Zeus*, für die *Muns* berühmtes Buch<sup>40</sup> sowohl mustergültig wie fürderhin wegweisend ist. *Muns* „England's Treasure by Foreign Trade“, gerade dieses Gründungswerk des englischen Merkantilismus, lehrt bereits als zentrale Botschaft, daß „unnatürliche“ Wirtschaftspolitik unmöglich, unsinnig, ja schädlich sei. Zweimal wird in diesem kurzen Werk hervorgehoben, eine bestimmte wirtschaftspolitische Maßnahme sei „not only fruitless but hurtful“<sup>41</sup>. Wir hören bezüglich des deklarierten, vorrangigen wirtschaftspolitischen Ziels, daß die „Overbalance of our trade ... is made less by restrictions“<sup>42</sup>, und in der Zusammenfassung wird schließlich die unbeeinflußbare Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft in aller nur wünschenswerten Deutlichkeit betont: „And this must pass by a Necessity beyond all resistance“<sup>43</sup>. Wie *Appleby* bemerkt, ist es gerade das Postulat eines eigenständigen und eigengesetzlichen *wirtschaftlichen* Bereiches innerhalb des gesamten Gesellschaftsprozesses, eines Bereiches, der wegen seiner Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit der grundsätzlich gegebenen Ordnungsgewalt des Königs über die Gesellschaft entzogen ist, aus dem das englische ökonomische Schrifttum des 17. Jahrhunderts eine neue Wissenschaft begründet.

Der Eigenanspruch *Smith's*, bezüglich seiner liberalen Prinzipien revolutionär zu sein, von dem wir gesehen haben, daß er nicht haltbar ist, führt bei den Heutigen immer wieder zu schweren *Fehlurteilen* bezüglich der *historischen Grundlage* des „Reichtums der Nationen“. Immer wieder nachgebetetes Ammenmärchen ist es, daß dieses Werk im Sinne des historischen Materialismus der Fanfarenstoß der Ablöse des Feudalismus durch den Kapitalismus sei<sup>43a</sup> und politisch den Führungs-

<sup>40</sup> Siehe FN 4. — Das Werk, obwohl erst 1664 publiziert, ist 1623 geschrieben und zirkulierte ungedruckt.

<sup>41</sup> So *ibid.* im X. Kapitel bezüglich des Versuches eines bilateralen Zahlungsausgleiches durch den „Statute of Impoyments“ und im XII. Kapitel (hier: „also hurtful“) bezüglich des Versuches, einen unterbewerteten Zwangskurs des inländischen Geldes festzulegen.

<sup>42</sup> *Ibid.* XI. Kap.

<sup>43</sup> *Ibid.* XXI. Kap.

<sup>43a</sup> In einem langen Brief wies K. W. Hardach mir gegenüber auf einige Rudimente des Feudalismus auch noch zur Zeit von *Smith* hin. Gegen Null konvergierende Rudimente gibt es freilich immer noch sehr lange. Genossenschaftliche Beschränkungen individueller Verfügung über den Boden sehe ich nicht als feudal an (sie existieren noch heute z. B. im österreichischen

anspruch des Bürgertums gegenüber dem Adel verkörpere. Nun sagt *Appleby* mit Recht: „The critical precondition for the spread of the market's influence lies in the social acceptance of buying and selling *Land* and *Labor*<sup>44</sup>.“ Diese Bedingung wurde jedoch in England sicherlich seit dem 15. Jahrhundert verwirklicht, und zumal der Bodenmarkt war nach der Auflösung der Klöster und den Sequestrationen des Bürgerkrieges 1550 bis 1650 äußerst rege. Zu einem geordneten Markt mit lokalen Preisdifferenzen und konjunkturellen Preisschwankungen entwickelte er sich in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts<sup>45</sup>. Feudale Beziehungen zwischen Grundherren und Bauern endeten in England spätestens im 15. Jahrhundert und gelten bereits dem frühen 16. Jh. in den seltenen Relikten als unnatürlich. Zwischen den Grundherren und der Krone brachen sie im Bürgerkrieg, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, zusammen. Die Umwälzungen vom Feudalismus zum Kapitalismus erreichen somit — wie gerade der marxistische englische Historiker *Christopher Hill* betonte<sup>46</sup> — einen letzten Höhepunkt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wenn wirtschaftsliberale Vorstellungen mit dieser Umwälzung etwas zu tun haben, dann liegt hier die englische ökonomische Literatur des 17. Jahrhunderts gerade richtig; *Smith* hingegen kommt ein Jahrhundert zu spät. Politisch ist die ökonomische Literatur des 17. Jahrhunderts auch gut verständlich: Sie kennzeichnet den Kampf des solidarischen Adels und des Bürgertums gegen den Absolutismus des Königs.

Wenn hingegen Liberalismus Ausdruck des Kampfes zwischen Adel und Bürgertum ist, dann erscheint der „Reichtum der Nationen“ für die englische (britische) Geschichte mindestens ein halbes Jahrhundert zu früh. Wer wirklich *Adam Smith* gelesen hat, kann ihm im übrigen die Bourgeoisiefreundlichkeit nur schwerlich andichten. Und auch für das 17. Jahrhundert gilt: „Despite these occasional digs at the habits of the traditional ruling class, the economic writings of the century furnish little evidence of a deep division between the capitalists associated with trade and manufacturing and those with landed wealth<sup>47</sup>.“

Auch die Vorstellung der „Naturgesetzlichkeit“ des Wirtschaftsablaufes, die den „Reichtum der Nationen“ prägt, ist zu *Smith's* Zeit bereits eine durchaus gängige, und zwar ebenfalls mit gutem historischen Grund. Um nochmals *Appleby* zu zitieren: „For the English, the final

---

Alpenland). Und ebenso ist die Beschränkung der Eigenjagd auf kleinen Grundstücken auch heute noch in Europa nicht selten.

<sup>44</sup> *Appleby* 1978, loc. cit., S. 15.

<sup>45</sup> Siehe *H. J. Habakkuk*, „The Long-Term-Rate of Interest and the Price of Land in the Seventeenth Century“, *EHR*, 2nd ser., V (1952), S. 26 ff.

<sup>46</sup> Siehe z. B. *C. Hill*, *Reformation to Industrial Revolution — A Social and Economic History of Britain 1530 - 1780*, London 1969.

<sup>47</sup> *Appleby* 1978, loc. cit., S. 135.

stages of advanced capitalism appeared as the end product of what seemed a predictable and wholly natural progression. Models of behavior shaped by a commercial society were viewed as characteristics of human nature in general. Relationships in a modern economy appeared as laws of nature<sup>48</sup>.“ Nur dem aus rückständigen Gesellschaften stammenden deutschsprachigen Leser des Jahrhunderts nach *Adam Smith* fielen hier anstoßerregende Ungereimtheiten auf.

Nachdem wir bezüglich des wirtschaftspolitischen Gehaltes des „Reichtums der Nationen“ dem revolutionären Anspruch kräftig entgegentreten sind, gilt es abschließend zu zeigen, daß in *sehr reduziertem Maße* freilich doch *Wahres* an ihm ist; und zwar in dreierlei Hinsicht.

Erstens kamen die liberalen Strömungen in England in den 150 Jahren vor der Publikation des „Reichtums der Nationen“ in *Wellen*, die von *gegenteiligen* politischen Moden *unterbrochen* wurden. Eine erste Welle war der politisch-kämpferisch motivierte Liberalismus am Vorabend des Bürgerkrieges, aus den 20er und 30er Jahren des 17. Jahrhunderts (damals gewann etwa die englische Monopolablehnung im Kampfe gegen die Privilegiengewirtschaft des Königs ihre maßgebliche Prägung). Eine zweite Welle stammt aus den 80er und 90er Jahren des 17. Jahrhunderts: sie verarbeitet die wirtschaftlich erfolgreiche Erfahrung politischer Neutralität Englands zu einer Zeit, als der Rest von Europa sich bekriegte. Weitgehend ungeplant brachte der so außergewöhnlich erfolgreiche Spanische Erbfolgekrieg England ein Wirtschaftsimperium. Das frühe 18. Jahrhundert ist daher in England wieder viel stärker imperialistisch-merkantilistisch. Merkantilistische Politik findet ihren Höhepunkt unter dem First Lord of the Treasury Sir *Robert Walpole*, wobei gerade diese Identifikation mit der „Robinocracy“ des viel gehaßten Erfolgsmenschen für das weitere bedeutsam ist<sup>49</sup>. Als der englische Außenhandel voll gefestigt und vielfach bereits dominierend ist, beginnt dann um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine dritte, starke liberale Welle, die vom „Reichtum der Nationen“ kodifiziert wird. Diese liberale Epoche ist daher einerseits Wiederaufnahme und Verstärkung bereits früher begonnener, andererseits Ablehnung unmittelbar vorangehender politischer Strömungen<sup>50</sup>.

<sup>48</sup> *Appleby* 1978, loc. cit., S. 9.

<sup>49</sup> Siehe etwa *W. A. Speck*, *Stability and Strife, England 1714 - 1760*, London 1977, S. 157 f.; *Wilson*, *England's Apprenticeship*, loc. cit., S. 318 ff. *Walpole* war freilich insofern nicht merkantilistisch, als er ein Kriegsgegner war.

<sup>50</sup> Ganz ähnlich steht es mit der englischen Haltung zur Frage der Sklaverei von Negern auf englischem Boden. 1706 erklärte Chief Justice *Holt*: „as soon as a Negroe comes into England he becomes free.“ 1729 erklärten *P. Yorke* und *C. Talbot* das Gegenteil. 1772 kam es dann zu der endgültigen, die Sklaverei in England mißbilligenden Entscheidung von Chief Justice *Lord Mansfield*. Siehe *F. O. Shyllon*, *Black Slaves in Britain*, London etc. 1974, S. 24 - 27, S. 165 ff.

Zweitens wird die liberale Botschaft der frühen Tradition im „Reichtum der Nationen“ *verallgemeinert*. Sie ist daher in gewissem Sinne revolutionär, weil sie eben verallgemeinert, gleichzeitig aber intellektuell unmittelbar überzeugend, weil sie *nur* verallgemeinert. Wirtschaftspolitisch unbeeinflußbar galten dem Schrifttum des 17. Jahrhunderts vor allem die großen *makroökonomischen monetären* Aggregate oder die Aggregate des *Außenhandels*: der Wechselkurs, die partiellen Zahlungsbilanzen, zunehmend dann auch der Zinssatz; nur indirekt beeinflußbar erschienen die Zahlungsbilanz und der Geldumlauf. *Smith* verallgemeinerte all dies auf rein *binnenwirtschaftliche* Größen und generell auf die ganze *mikroökonomische* Preisbildung. Diese Verallgemeinerung stammt freilich auch nicht allein von ihm. Hier kodifizierte und generalisierte er wieder sehr allgemeine Strömungen in der genannten dritten liberalen Welle.

Schließlich erweist sich in der Nationalökonomie ein neuer wirtschaftspolitischer Wurf allein nie als hinreichend revolutionär; getragen muß er stets werden von einer *neuen Theorie*. Immer stärker wird heute betont, daß „Keynes’sche Politik“ keineswegs erstmals in der „General Theory“ vertreten wurde; daß sie vielmehr in Schweden bereits praktiziert wurde, vielleicht auch in *Hitler*-Deutschland; und daß unzählige Memoranden sie vorschlugen, ganz zu schweigen von der viel früheren Schrift von *Keynes* „Can *Lloyd George* do it?“<sup>51</sup> Die *erfolgreiche* Revolution geht jedoch auf die „General Theory“ zurück, weil *Keynes* allein die überzeugende neue theoretische Begründung fand. Ebenso ist *Smith* insofern wirtschaftspolitisch revolutionär, weil er die durchschlagende theoretische Begründung für sein liberales Programm gab.

Was freilich diese neue theoretische Begründung von *Smith* ist, läßt sich auch wieder nur sehr schwer sagen. *Keynes*’ Konsumfunktion ist absolut neu und so gut wie ohne (unmittelbare, noch unvergessene) Vorläufer. Wenn jedoch immer wieder heute — so von *Hollander*<sup>52</sup> oder *Stigler* — *Smith* die *Entdeckung* der allgemeinen Gleichgewichtstheorie der *Allokation* zugesonnen wird, wenn etwa *Stigler* als sein größtes Verdienst hervorhebt: „The proposition that resources seek their most profitable uses, so that in equilibrium the *rates of return to a resource* in various uses will be equal, is still the most important substantive proposition in all economics“<sup>53</sup>, so kann ich nicht zustimmen. Der Gewinnausgleich war ja gerade bereits das große, die Ohnmacht der Wirt-

<sup>51</sup> *J. M. Keynes* und *D. H. Henderson*, *Can Lloyd George Do It?*, London 1929.

<sup>52</sup> *Hollander* 1973, *The Economics of Adam Smith*, loc. cit., S. 114, 122.

<sup>53</sup> *G. J. Stigler*, „The Successes and Failures of Professor Smith“, *JPE* 84 (1976), S. 1199 ff., hier S. 1201.

schaftspolitik fundierende Argument bei *Mun* und ist bei *Cantillon*<sup>54</sup> überdeutlich betont. Wer könnte ihn bei Sir *James Steuart* vermissen, wenn er etwa liest: „Here is the criterion of a perfect balance: A positive moderate profit must balance a positive moderate profit, the balance must vibrate, and no loss must be found on either side“<sup>55</sup>.“

Und doch ist *Steuart* kein „Gleichgewichtstheoretiker“. *Smith's* theoretische Begründung ist somit ebenfalls nicht neu, nicht als *Idee* revolutionär<sup>56</sup>, sondern revolutionär nur in der *Konsequenz* ihrer Anwendung. Darüber hinaus wird sie mit zahlreichen anderen gesellschaftlichen Beweggründen verkettet und *abgestützt* — mit dem Tauschtrieb, der Erfindungsfreude, dem Sparwillen. Es scheint also mehr die *didaktische Häufung* und *schulmeisterliche Betonung* zu sein, die die „neue“ Theorie ausmachen.

Wie wir noch sehen werden, gibt es jedoch noch eine zweite, zentralere theoretische Begründung der neuen politischen Linie, die tatsächlich so gut wie allein von *Smith* stammt. Sie ist aus dem „Reichtum der Nationen“ selbst kaum herauszulesen, sondern nur aus dem *Vergleich* mit vorangehenden Schriften. Waren diese alle tief besorgt über einen möglichen Mangel an Beschäftigung<sup>57</sup>, so ist es *Smith* nicht mehr. Neue Fundierung ist also die *automatische Tendenz des Marktes zur Vollbeschäftigung*, das bei *Smith* erstmals anklingende *Say'sche Gesetz*<sup>57a</sup>.

---

<sup>54</sup> R. *Cantillon*, *Essay on the Nature of Trade in General*, um 1730; publ.: *Essai sur la nature du commerce en général*, London (?) 1755; deutsch: Sammlung sozialwiss. Meister, Bd. 25, Jena 1931, F. A. Hayek (Hrsg.). Zur Preisbildung siehe Buch I, Kap. 4; Buch II, Kap. 2. Zum Verhältnis des „inneren Wertes“ zum Marktpreis siehe Buch I, Kap. 10.

<sup>55</sup> Siehe *Steuart* 1767, loc. cit. in FN 6, S. 294.

<sup>56</sup> J. A. Schumpeter, *History of Economic Analysis*, London 1954, sagt S. 306: „The Wealth of Nations codified the whole of the value and price theory of the epoch“ und zitiert S. 307 A. Marshall im selben Sinne. Nach Schumpeter „the Wealth of Nations does not contain a single analytical idea, principle, or method that was entirely new in 1776“ (S. 184) sowie „the Wealth of Nations contained no really novel ideas“ (S. 185). Diesen harten Urteilen möchte ich mich keineswegs anschließen. Doch, glaube ich, ist es unbestreitbar, daß gerade die Idee des allgemeinen *Preisgleichgewichtes* bei *Smith* nicht neu ist und daher nicht allein als neue theoretische Grundlage seiner wirtschaftspolitischen Konzeption dienen kann.

<sup>57</sup> Dies ist der ganze Tenor von *Grampp* 1952, loc. cit. in FN 24.

<sup>57a</sup> Wie H. G. Monissen betonte, wird die Tendenz des Marktes zur Vollbeschäftigung bei *Smith* aus einem generalisierten „Aktoransatz“ abgeleitet; es ist also, wie J. Starbatty festhielt, nicht mehr der Herrscher, der primär handelnd gedacht wird. All dies wird meines Erachtens jedoch bei *Smith* nur zu einem Höhepunkt geführt; es ist vielmehr deutlich ausgeprägt bereits seit dem Anfang der englischen Nationalökonomie mit *Mun*, also seit dem frühen 17. Jh., festzustellen.

## IV.

*Adam Smith's „Wealth of Nations“* ist ein krönendes Lehrbuch einer äußerst regen ökonomischen Diskussion, die in England bereits einhundertfünfzig Jahre anhielt. Die englische Öffentlichkeit hatte sich an die Bedeutung ökonomischer Fragestellungen seit langem gewöhnt. Sie waren ja in England ganz eng mit den großen politischen, mit den großen staatsrechtlichen Auseinandersetzungen verknüpft<sup>57b</sup>. *Adam Smith* ist die endgültige Absage, eine sehr späte Absage freilich, an den längst schon toten Wirtschafts- wie Staatsinterventionismus der *Stuarts*. Denn als *Smith's* Werk erschien, waren die *Stuarts* in männlicher Linie bereits seit 88 Jahren vertrieben und der letzte Restaurationsversuch war in *Smith's* Jugend, 30 Jahre früher, auf Culloden Moor blutig erstickt. Als der Kampf gegen den Regierungsstil der *Stuarts* noch unmittelbar tobte, da schrieben *Josiah Child* und *Dudley North*, die ich zitierte. Inzwischen war die neue Gesellschaftsauffassung, wie sie insbesondere deren Zeitgenosse *John Locke* geprägt hatte, voll zur Blüte gekommen und staatsrechtlich konsolidiert. Das neue englische Staatsrecht war das vielbewunderte Vorbild Europas, von *Montesquieu* aufgearbeitet, von *Voltaire* studiert. Nicht nur die englische Öffentlichkeit, *die Öffentlichkeit Europas war reif für ein Lehrbuch der englischen politischen Ökonomie*, die mit zur englischen Staatsverfassung gehörte, ein eigentlich sehr spät erschienenes Lehrbuch, wie wir gesehen haben.

Diese überreife Erwartung der politischen Öffentlichkeit erklärt auch den unmittelbaren Erfolg des *Smith'schen* Werkes. Und nicht nur den geistigen Erfolg, als Ökonomen wollen wir gleich auch den wirtschaftlichen Erfolg genießerisch auf unserer Zunge zergehen lassen, einen wirtschaftlichen Erfolg, den auch ein *Samuelson* nicht von sich gewiesen hätte. Gleich die Erstauflage brachte *Smith* 500 £<sup>58</sup>, nach heutigem Geld etwa 150 000 DM. Da die erste Auflage selbst für den Verleger unerwartet gut ging — beachten Sie wieder den Gegensatz zu wissenschaftlich revolutionären Werken anderer Disziplinen —, folgten rasch eine zweite Auflage und insgesamt weitere drei — zu für *Smith* finanziell wesentlich günstigeren Bedingungen —, so daß er insgesamt keineswegs viel unter einer Million heutiger DM aus dem Werk gemacht haben wird. Hätten Sie das Werk vor 200 Jahren bei Ihrem Buchhändler erworben, so hätten Sie freilich auch 1 £ 16 s für die erste Auflage hinblättern<sup>59</sup>

<sup>57b</sup> A. *Nußbaumer* betonte in der Diskussion überhaupt die Rolle des parlamentarischen Staatssystems in der Entwicklung der englischen Nationalökonomie. J. *Wysocki* wunderte sich, wieso andererseits die ganz andere politische Struktur Frankreichs im 18. Jh. dennoch eine der englischen vergleichbare, ökonomische Pamphletliteratur hervorbrachte. A. *Bürgin* meinte jedoch, daß letztere viel weniger nachhaltig wirkte und eher auf die Diskussion in der Welt der „salons“ beschränkt blieb.

<sup>58</sup> Siehe *Rae* 1895, loc. cit. in FN 26, S. 285.

müssen, ungefähr also 540 DM. Die erklecklichen Tantiemen waren keineswegs die ganze Belohnung für *Smith*. Der Premierminister Lord *North* ernannte *Smith* zwei Jahre nach der Publikation zum Commissioner of Customs für Schottland, einem Amt, das im Status der damaligen Hierarchie ziemlich genau einem heutigen deutschen Ministerialdirektor entspricht, dessen Einkommen mit 600 £ im Jahr<sup>60</sup> oder etwa 180 000 DM jedoch wesentlich höher lag. Mit seiner Pension von 300 £ jährlich als Erzieher des Herzogs von *Buccleuch* — ein weiterer von den etwa nur 20 großbritannischen Herzögen der Zeit, der *Smith*'schen Ideen somit aufgeschlossen war — zusammen mit dieser Pension verfügte *Smith* über ein laufendes Einkommen eines heutigen Vorstandsdirektors eines Großkonzerns von umgerechnet 270 000 DM jährlich, ganz abgesehen von den genannten hohen Publikationseinnahmen.

In seinem wirtschaftspolitischen Gehalt ist *Adam Smith's „Wealth of Nations“* somit *eine angekündigte Revolution, die keine war*; und dies erklärt mit ihren Erfolg. In gewissem Sinne ist das Werk aber *doch* politisch revolutionär, dann aber wiederum eine paradoxe Revolution, *zum zweiten Mal paradox*. Das Werk beinhaltet nämlich im Wirtschaftlichen eine *konservative* Revolution, die *Revolution der politisch Konservativen* in England, der Tories, *gegen die politisch Liberalen*, die Whigs. *Smith*, selbst politisch ein Whig, formulierte das ideale Wirtschaftsprogramm für die *Gegenpartei*, die Tories. Das macht leichter verständlich, warum ihn der Tory-Premierminister, Lord *North*, zu einem hohen Staatsbeamten ernannte, zum „Commissioner of Customs“ machte. Das erklärt, warum der noch deutlicher konservative Premierminister *Pitt* der Jüngere sich als Schüler von *Adam Smith* gab und bereits 1786, zehn Jahre nach der Erstauflage, den ersten Freihandelsvertrag abschloß und sogar schon acht Jahre danach, 1794, die Zölle radikal abbauten. So rasch ist kein Wirtschaftsprogramm je politische Tat geworden, nicht einmal der Keynesianismus, nicht einmal Eucken's Ideen.

Wie kommt es zu dieser Paradoxie einer konservativen wirtschaftspolitischen Revolution? Als die *alten* Konservativen noch am Ruder waren, unter den letzten *Stuarts*, waren sie Staatsinterventionisten. (Als Freihändler gaben sich prominente Tory-Ökonomen, wie Sir *Dudley North*, wie *Davenant*, als die *Stuarts* wieder vertrieben waren.) Dieses Programm war 100 Jahre später völlig passé, nur ein schottischer Hinterwäldler, Sir *James Steuart* — nomen est omen — konnte sentimentalisch daran erinnern. Dieses Programm hatten die Whigs und mit

<sup>59</sup> R. H. Campbell & A. S. Skinner (Hrsg.) der Glasgow-Edition des „Wealth of Nations“, Oxford 1976, weisen S. 61 f. darauf hin, daß Rae, S. 324, im Irrtum ist, wenn er für die 2. Auflage einen anderen Preis, nämlich 2 £ 2 s, annimmt.

<sup>60</sup> Rae 1895, loc. cit., S. 320 f.

ihnen *Smith* verurteilt. 1715 begann dann in England ein halbes Jahrhundert der Alleinherrschaft der Liberalen. Aber am Ruder erwiesen diese sich als eine Koalition der Hocharistokratie mit der Hochfinanz, vor allem der Hochfinanz aus den privilegierten Handelsgesellschaften. Ihr Wirtschaftsprogramm war zwar einigermaßen „laissez faire“ nach innen, ihr *äußeres Wirtschaftsprogramm* jedoch, je länger je mehr ganz auf *merkantilistischen Handelskrieg* abgestellt und damit auf eine starke Armee, auf Aufrüstung, auf hohe Steuern. Der Whigs letzter Wirtschaftskrieg, der Siebenjährige Krieg, war ungemein erfolgreich und schien gerade deshalb diese Politik nunmehr überflüssig zu machen. 1760 endete das halbe Jahrhundert der umstrittenen Herrschaft der Whigs. Es begann eine Umbruchsphase bis 1783, als andererseits ein halbes Jahrhundert umstrittener Herrschaft der Tories anhob. *Genau in diese politische Umbruchsphase von den Whigs zu den Tories platzte „The Wealth of Nations“!* Und es vertrat auch genau die Vorurteile der neuen Tories. Wer waren deren Wählerschichten? Es waren vor allem die kleineren Grundbesitzer, der *Landadel* und die Großbauern, Eigentümer wie Pächter, die der Hocharistokratie die Herrschaft neideten. „The interest (of those who live by rent) ... is strictly and inseparably connected with the general interest of the society“, decouvriert sich *Smith*<sup>61</sup>. Und er spezifiziert die von ihm besonders angesprochene Schicht: „A small proprietor ... who knows every part of his little territory, who views it all with the affection which property, especially small property (!), naturally inspires, and who upon that account takes pleasure not only in cultivating but in adorning it, is generally of all improvers the most industrious, the most intelligent, and the most successful<sup>62</sup>.“ Es waren aber auch die Kaufleute der zweiten Garnitur, die sich durch die Krösuse der Hochfinanz ausgeschlossen fühlten. Es war mit einem Wort der *obere Mittelstand* (nicht zu vergessen auch die freien Berufe, zumal der Klerus!), ein Mittelstand noch völlig unberührt von einer noch nicht in Schwung gekommenen industriellen Revolution, aber unzufrieden aufmuckend in ganz Europa. (Vergessen wir nicht, daß die französische Revolution als Revolution des Nichthof-Adels, aber doch des *Adels*, begann.)

*Smith* nun verband in äußerst glücklicher Weise einige ökonomische Vorstellungen der Whigs mit den zentralen wirtschaftspolitischen Werten der neuen Konservativen und half so entscheidend mit in diesem Umbruch. Er war *Pazifist*, Gegner des Wirtschaftskrieges, Gegner der kriegerischen Monopolhandelsgesellschaften. Für den Landadeligen, für die Gentry bedeutete der Krieg hohe Steuern ohne Vorteile. Das *Empire*

<sup>61</sup> A. Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, London 1776, Glasgow-Edition, R. S. Campbell & A. S. Skinner (Hrsg.), Oxford 1976, I. xi. p. 8, S. I/393 des Origin., S. 265, Glasgow-Edition.

<sup>62</sup> *Smith* 1776, loc. cit., III. iv. 19, S. II/131 — S. 423.

war für ihn, wie *James Mill* sagte, „a vast system of outdoor relief for the *upper classes*“, aber eben schon nicht mehr für den Mittelstand<sup>63</sup>. *Smith* kennzeichnet bekanntlich die *Staatsskepsis*, die Politikerskepsis, die Skepsis gegenüber der Bürokratie<sup>63a</sup>. Das, was wir heute als klassisch liberal ansehen, war typisches Vorurteil des *konservativen* Landadeligen, der weder in die Regierung noch in die — oft käuflichen! — bürokratischen Ämter kam. Diese Schicht vertrat das *Subsidiaritätsprinzip* aus Eigeninteresse. Wenn *Smith* sich gegen *staatliche* Funktionen ausspricht, war das für ihn, wie für seine Lehrer, keineswegs — wie oft leider heute für uns — ein Plädoyer gegen die öffentliche Hand an sich, sondern nur eines für die Übertragung von Aufgaben an die Gemeinden, an die ehrenamtliche Lokalverwaltung, die in den Händen der Gentry lag. Gerade die *Staatsfunktionstheorie* von *Smith* ist typisches *konservatives* Gedankengut, was die Parallelität zu Vorstellungen des großen *Tory*-Propagandisten, *Dean Jonathan Swift*, belegt. In „*Gulliver's Reisen*“ wird uns die Regierung von Brobdingnang angepriesen, die strikt beschränkt ist „within very narrow bounds, to common sense and reason (!), to justice and lenity, to the speedy determination of civil and criminal causes“<sup>64</sup>. *Smith* war gegen *Zölle*, keineswegs sonst ein Grundsatz der *Whigs*. Freihandel, diese scheinbar prototypische liberale Idee, ist in Wahrheit eine Idee der *Tories*<sup>65</sup>! Es war eine Idee der konservativen Gentry und der großen Bauern, die im Freihandel höhere Kaufkraft ihrer gestiegenen Einkommen in Hinblick auf Einfuhrgüter sahen: „*Consumption is the sole end and purpose of all production*“, *Smith's* berühmtes Wort<sup>66</sup>, heißt meines Erachtens richtig übersetzt geradezu: *die Wirtschaft hat dem Mittelstand zu dienen*, denn „*consumption*“ ist vor allem der *gehobene* Konsum (bei *Smith* auch die Marktentnahme von Gütern), das Existenzminimum heißt im damaligen englischen Sprachgebrauch eher „*subsistence*“. Und wenn *Smith* sagt: „*The capital employed in agriculture ... (is) ... of all ways in which a capital can be employed ... by far the most advantageous to society*“<sup>67</sup>, so machte er mindestens so sehr eine Verbeugung vor den mittelständischen Grundbesitzern, den Trägern der *agrarischen* Revolution, wie eine Konzession gegenüber der Physiokratie.

<sup>63</sup> T. Sowell, *Classical Economics Reconsidered*, Princeton, N. J., 1974, S. 12 (nach *Hobson*).

<sup>63a</sup> F. Neumark vertrat in der Diskussion die Ansicht, daß neue Wirtschaftstheorien überhaupt häufig Reaktionen auf Mißbildungen im politischen Prozeß seien, wie hier bei *Smith* etwa das Bestreben zur Bürokratiereduktion, und daß Staatsverdrossenheit gerade aus dem Anwachsen des Staatssektors besonders leicht resultiere.

<sup>64</sup> Siehe *Speck* 1977, loc. cit. in FN 49, S. 225.

<sup>65</sup> Siehe *Schumpeter* 1954, loc. cit. in FN 56, S. 370 f.

<sup>66</sup> *Smith* 1776, IV. viii. 49, S. II/515 — S. 660.

<sup>67</sup> *Smith* 1776, II. v. 12, S. II/53 — S. 364.

Daß der „Reichtum der Nationen“ *nachträglich* in gewandelten Verhältnissen zur Verkörperung der wirtschaftspolitischen Ideale auch des aufstrebenden *gewerblichen* Mittelstandes wurde, daß er später den Trägern der *industriellen* Revolution zur Plattform ihrer Forderungen wurde, war für *Smith* ein Glücksfall, der seinen Einfluß natürlich besonders untermauerte. Freihandel gewinnt neben seiner Bedeutung für die Kaufkraft des mittelständischen Konsumenten eine essentielle Rolle in der Senkung der Produktionskosten und im Abbau von Absatzschränken für industrielle Produkte. Daß jedoch erfolgreiche wissenschaftliche Revolutionen im Bereich der Nationalökonomie viel dem unvorhersehbaren Glücksfall verdanken, einer unmittelbar *nachfolgenden* Periode ebenfalls passende Rezepte zu liefern, ist auch nicht einmalig für den „Reichtum der Nationen“. Wie Sir *John Hicks* betonte, verdankt etwa *Keynes*’ „General Theory“ viel dem unvorhersehbaren Zufall, daß in drei aufeinanderfolgenden Jahrzehnten, aber aus völlig verschiedenen Gründen, ein vor allem *nachfrageabhängiger* Preismechanismus keine zentrale Rolle spielte: in den Dreißigerjahren infolge Arbeitslosigkeit, in den Vierzigerjahren infolge der Kriegswirtschaft und in den Fünfzigerjahren infolge des raschen Wirtschaftswachstums und damit der durch den technischen Fortschritt bedingten Verschiebung der Preisrelationen<sup>68</sup>.

## V.

*Adam Smith’s „Wealth of Nations“* ist also ein wirtschaftspolitisches Lehrbuch, das in äußerst glücklicher Weise herrschende, *alte liberale* Vorstellungen mit ebenfalls *alten*, aber *neu* zur *Herrschaft* drängenden *konservativen* Ideen verbindet. Das erklärt seinen Erfolg. Aber es ist doch *auch ein wissenschaftliches*<sup>68a</sup> Lehrbuch. War das *Smith*’sche Werk also vielleicht auch deswegen so durchschlagend erfolgreich, weil es das *erste*, langersehnte ökonomische Lehrbuch war? Keineswegs<sup>69</sup>. Es war so etwa das *vierte* Lehrbuch der jungen Wissenschaft. Und erst diesem vierten war der Erfolg beschieden.

<sup>68</sup> Siehe *J. R. Hicks*, Methods of Dynamic Analysis; in: 25 Economic Essays in Honour of Eric Lindahl, Stockholm 1956, S. 139 ff., hier S. 150; *E. Streißler*, Structural Economic Thought — On the Significance of the Austrian School Today, ZfN XXIX (1969), S. 237 ff., hier S. 238.

<sup>68a</sup> *H. Scherf* vertrat in der Diskussion den provokanten Gedanken, daß in den Sozialwissenschaften große Revolutionen immer dann entstehen, wenn die herrschende Religion an Erklärungsgehalt der Gesellschaft verliert. Das hat für die *Smith*’sche Zeit einiges für sich; man denke nur an den verurteilenden Ton, den damals Ausdrücke wie „enthusiast“ oder gar „phanatik“ hatten. Siehe hierzu neuerdings *H. T. Dickinson*, Liberty and Property — Political Ideology in Eighteenth-Century Britain, London 1977.

<sup>69</sup> *M. Blaug*, Economic Theory in Retrospect, Homewood, Ill., 1962, Cambridge 1978, sagt S. 62: „One cannot pretend that Adam Smith was the founder of political economy. Cantillon or Quesnay or Turgot have a better claim to that honor.“

Das erste war wohl *Richard Cantillons* „Essay on the Nature of Trade in General“, etwa fünfzig Jahre vor *Smith* geschrieben, aber erst 21 Jahre vor „The Wealth of Nations“ publiziert<sup>70</sup>. *Cantillons* Buch ist eine Meisterleistung, an intellektuellem Niveau durchaus dem „Reichtum der Nationen“ vergleichbar. Bei der bekannten Schwäche der Österreicher für *Cantillon* — steht doch dieser unter den großen Autoren des 18. Jahrhunderts *Menger* am nächsten<sup>71</sup> — wollen wir uns der Objektivität halber lieber auf das Urteil eines *Cantillon* ideologisch nicht nahestehenden, besonders belesenen und keineswegs ganz unbekannten Dogmenhistorikers verlassen, der *Cantillon* charakterisiert als „*Cantillon*, aus dem *Quesnay*, *Sir James Steuart* und *A. Smith* reichlich geschöpft haben“<sup>72</sup>; und mit diesem seinem Urteil trifft *Karl Marx* den Nagel auf den Kopf. *Blaug* nennt *Cantillons* Werk „the most systematic, the most lucid, and at the same time the most original of all the statements of economic principles before the Wealth of Nations“<sup>73</sup>. *Spengler* nennt mit Recht *Cantillon* „First of the Moderns“<sup>74</sup>. Kein Wunder, daß die Fachwelt viel aus diesem ersten großen Lehrbuch übernahm, aber es ist und bleibt ein Geheimtip, es wurde kein Buch für die politische Öffentlichkeit und bringt daher keine wissenschaftliche Revolution.

Der von *Marx* erwähnte *Quesnay* selbst, dessen Kreislauf-Tableau sich verbal auch bereits eingehend bei *Cantillon* dargestellt findet<sup>75</sup>, schrieb bekanntlich kein Lehrbuch. Aber zehn Jahre vor dem „Reichtum der Nationen“ kamen zwei weitere Lehrbücher im Sinne von Gesamtdarstellungen der Nationalökonomie heraus: 1770 *Turgots* „Réflexions sur la formation et la distribution des richesses“ — beachten Sie den ähnlichen Titel zum „Reichtum der Nationen“! — und 1767 beim selben Verlag, der *Smith* verlegte, *Sir James Steuarts* „An Inquiry into the Principles of Political Oeconomy“<sup>76</sup>. Warum machte nicht eines dieser drei Werke das Rennen, sondern *Smith's* „Wealth of Nations“?

Bei *Steuart* liegen die Dinge einfach: Sein Buch ist der Schwanengesang des merkantilistischen Staatsinterventionismus. Es war in seiner wertenden Grundhaltung — geschrieben übrigens in Deutschland —

<sup>70</sup> Siehe FN 54.

<sup>71</sup> Siehe die Einleitung von *F. A. Hayek* in der in FN 54 zitierten deutschen Übersetzung.

<sup>72</sup> Siehe FN 11.

<sup>73</sup> *Blaug* 1978, loc. cit. in FN 69, S. 21.

<sup>74</sup> *J. J. Spengler*, Richard Cantillon: first of the moderns, Pt. I - II, JPE LXII (1954), S. 281 ff., S. 406 ff.

<sup>75</sup> Siehe *Cantillon*, loc. cit. in FN 54, I. Kap. 12 und 13.

<sup>76</sup> *Sir James Steuart*, Bart., *An Inquiry into the Principles of Political Oeconomy: Being an Essay on the Science of Domestic Policy in Free Nations*, London 1767.

zu seiner Zeit im fortschrittlichen England „passé“. Zweitens sind *Steuarts* „Principles“ langatmig, fad und schlecht geschrieben, und das verurteilt ein Werk in einer nach außen gerichteten Wissenschaft. Keineswegs unwichtig ist schließlich drittens, daß *Steuart* für Engländer ein vor kurzem erst begnadigter Hochverräter war. Fragen Sie sich, ob vor zwanzig Jahren etwa in Deutschland eine noch so gute gesellschaftsphilosophische Theorie der Bundesrepublik, geschrieben von einem der Hauptverurteilten in den Nürnberger Prozessen, angekommen wäre, und Sie werden verstehen, worauf ich hinaus will: Weil Nationalökonomie eine Staatswissenschaft ist, muß ein erfolgreiches revolutionäres Werk in ihr von einem *gesellschaftlich voll akzeptablen* Mann geschrieben sein. Und wie wir aus *Smith's* Titelhäufung am „Titelblatt“ seines Werkes bereits ablesen konnten, erhebt *Smith* mit Recht den Anspruch, eben eine solche voll akzeptierte Gesellschaftsgröße zu sein; ebenso wie später *Keynes* eine war.

Etwas schwieriger liegen die Dinge bei *Turgot*, den *Schumpeter* intellektuell über *Smith* stellt<sup>77</sup>, m. E. freilich eines von *Schumpeters* vielen abwegigen Urteilen. Aber *Turgots* Werk<sup>78</sup>, zuerst in einer Zeitschrift erschienen, ist das schmalste der vier; und darüber hinaus enthält es *kaum wirtschaftspolitische Schlüsse*, ist fast nur eine theoretische Abhandlung.

Und schließlich *Cantillons* „Essay“? Hier stand die Publikation unter einem Unstern. Denn *Cantillon* wurde ermordet und konnte so die Publikation nicht selbst veranlassen. Das Werk kursierte, von Kennern studiert, im Manuskript, bis es, nicht im Original, sondern in französischer Übersetzung, schließlich publiziert wurde<sup>79</sup>. Zweitens gilt auch für *Cantillon* ähnliches wie für *Steuart*: Auch er war als hochverräterischer Jakobiter gesellschaftlich nicht ganz akzeptabel, obwohl dieser Makel bei ihm in einem Meer von Geld teilweise als abgewaschen gelten mußte. Schließlich und am wichtigsten: *Cantillons* „Essay“ ist ein *rein wirtschaftstheoretisches* Werk ohne wirtschaftspolitische Schlußfolgerungen.

Und damit sind wir meines Erachtens beim Schlüssel zum Verständnis *erfolgreicher wirtschaftstheoretischer Revolutionen* angelangt: Sie sind *immer* in Büchern präsentiert worden, die *nicht rein wirtschaftstheoretisch* sind, sondern *auch* ein auf dem neuen theoretischen Fundament

<sup>77</sup> *Schumpeter* 1954, loc. cit. in FN 56, S. 245, S. 248: „Turgot's brilliant achievements, his unchallenged place in the history of our science, and his evident title to membership in the triumvirate in which Beccaria and A. Smith are his colleagues ... Turgot was undoubtedly the most brilliant of the three.“

<sup>78</sup> *Anne R. J. Turgot*, *Réflexions sur la formation et la distribution des richesses*, *Ephémérides du citoyen*, Paris Nov. 1769 - Jan. 1770 (1766 geschrieben).

<sup>79</sup> Siehe die Einleitung von *F. A. Hayek*, loc. cit. in FN 54.

ruhendes *wirtschaftspolitisches Konzept* liefern — ein „modernes“ wirtschaftspolitisches Konzept, zum Unterschied von *Steuart*, der dem Typus nach ansonsten sehr wohl entsprechen würde. Diese wirtschaftspolitische Überhöhung der Theorie gilt von *Smith*, sie gilt von *Marx*, sie gilt von *Keynes*. Anscheinend weniger gilt sie von den Werken der neoklassischen Revolution, obwohl auch ihnen, wie oft betont wird, wichtige wirtschaftspolitische *Implikationen* immanent sind. Datieren Sie aber diese Revolution von *Marshalls „Principles“*, dann gilt die zum Durchbruch notwendige wirtschaftspolitische Überhöhung entschieden auch von ihr. Denn *Marshalls „Principles“* liefern die Grundlage von dem, was ich gerne „*bürokratische Ökonomie*“ nenne im echten Gegensatz zur *politischen Ökonomie* — eine bürokratische Ökonomie ausgerichtet nicht mehr auf die großen politischen Probleme des hohen Staatsmannes, sondern auf die neue Praxis der Regelung im Detail einer interventionistischen<sup>80</sup> Bürokratie und des Managertums, die Fragen beantwortet etwa wie: Wie reguliert man Monopole, oder wie wirkt eine einzelne Verbrauchssteuer?

*Smith* war also erfolgreich, weil er symbiotisch Theorie und Politik mischte. Vielleicht war er auch erfolgreich, weil er als einziger von den genannten vier des 18. Jahrhunderts *Professor* war? *Adam Smith*, LL.D., F.R.S., Former Professor, schon am Titelblatt? Bereits unsere erste wissenschaftliche Revolution, eher ungewöhnlich für andere Wissenschaften, ist also eine professorale, wie auch alle folgenden, bis auf *Marx*, es waren; und wohl auch weil *Marx* nicht Professor war, schaffte er keine Revolution im Gebäude der wissenschaftlichen Orthodoxie. Freilich kann in unserer Wissenschaft Revolution nur von sozial ausgezeichneten Professoren, von solchen mit besonderem sozialen Status, getragen werden: von einem Staatsmann etwa, wie *Menger*, *Böhm-Bawerk*<sup>81</sup> oder *Keynes*; von einem Prinzenzieher wie *Smith* als Erzieher des Herzogs von *Buccleuch* oder *Menger* als Erzieher des Kronprinzen *Rudolf*, von solchen, die, wie *Robert Musil* sagt, sich vom Hauslehrer zum Herrenhauslehrer<sup>82</sup> emporgearbeitet haben. Und weil der hohe soziale Status für den erfolgreichen wissenschaftlichen Revolutionär im Bereich der Nationalökonomie so wichtig ist, sind unsere revolutionären Werke, ganz im Widerspruch zu *Thomas Kuhn*, in der Regel *eher Alterswerke*, Alterswerke, an denen freilich oft seit der Jugend gearbeitet wurde, wie

<sup>80</sup> *Blaug* 1978, loc. cit. in FN 69 nennt S. 318 „The Marshallian tradition ... virtually a blueprint for the welfare state“.

<sup>81</sup> *Carl Menger* war 1892 maßgebliches Mitglied der „Währungs-Enquete-Kommission“, die die Einführung der Goldwährung in Österreich-Ungarn vorbereitete, und seit 1900 Mitglied des „österreichischen“ Oberhauses, Herrenhausmitglied. *Eugen Ritter Böhm von Bawerk* war 1895, 1897 – 98 und 1900 bis 1904 dreimal „österreichischer“ Finanzminister (für „österreichischer“ lies präzise: der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder).

<sup>82</sup> *Robert Musil*, Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1952, S. 15.

schon bei *Cantillon*, *Steuart* und *Ricardo*, aber erst recht bei *Smith*, *Marx* und *Keynes*.

Um den durchschlagenden Erfolg des „*Reichtums der Nationen*“ und damit seine Eignung, Grundlage einer staatswissenschaftlichen Revolution zu sein, richtig zu würdigen, müssen wir schließlich noch berücksichtigen, daß *Smith* das *bestgeschriebene*, das *empirisch bestbelegte* und das *umfassendste* ökonomische Lehrbuch des 18. Jahrhunderts lieferete. Wiederum entgegen *Kuhn* ist wegen des außengerichteten Charakters der ökonomischen Wissenschaft sein *literarischer Stil* von großer Bedeutung für den durchschlagenden Erfolg eines wissenschaftlichen Beitrages. *Smith* und *Keynes* schrieben Werke der Weltliteratur, Werke, an denen sie auch wegen des literarischen Gehaltes lange feilen mußten. *Marx* zeigt großes Geschick in der Formulierung einprägsamer Schlagworte, während umgekehrt der kaum zitierfähige *Menger* im Bewußtsein der Nachwelt durch den wissenschaftlich wenig bedeutenden, aber besser schreibenden *Wieser* verdrängt wurde. Kommt, wie bei *Smith*, zum treffenden Stil noch die Fülle der hervorragend beobachteten Details, so wird die Überzeugungskraft fast unwiderstehlich. Was schließlich die empirische Fundierung betrifft, so steht *Smith* bis in das 20. Jahrhundert einzig da. Hier folgt er einem *neuen* Trend wissenschaftlicher *Methodik*. Und da die Fundierung hauptsächlich historisch ist, müssen wir im „*Reichtum der Nationen*“ auch ein bahnbrechendes Werk *quantitativer Wirtschaftsgeschichte* sehen<sup>82a</sup>.

## VI.

Kehren wir nun zu unserer Ausgangsfrage zurück, zu der Frage, ob es einen wissenschaftlich revolutionären Gehalt des „*Reichtums der Nationen*“ gibt. Wirtschaftspolitisch, haben wir gesehen, ist „*The Wealth of Nations*“ höchstens eine paradoxe Revolution, eine Revolution, die vorgibt, neu zu sein und fast nur Altes bringt, eine Revolution im Dienste der politisch Konservativen. Liegt die Revolution also umgekehrt im *Wirtschaftstheoretischen*, in der Erklärung des Wirtschaftsablaufes?

Was sind die zentralen *theoretischen* Gedanken des „*Reichtums der Nationen*“? Da ist zuerst einmal die klassische Produktionstheorie, aus der die Preistheorie entwickelt wird. In der Preistheorie grundlegend ist der Unterschied zwischen Marktpreis und natürlichem Preis. Und da ist zweitens die klassische Verteilungstheorie. Beide zusammenfassend, können wir in *Smith* den Begründer sehen der klassischen Theo-

<sup>82a</sup> H. Rieter hob in der Diskussion Th. Tooke's „*History of Prices 1743 to 1856*“, 6 Bde., 1838 – 1857, als vergleichbar bedeutsames frühes Beispiel quantitativer Wirtschaftsgeschichte hervor.

rie der Allokation der Ressourcen nach Maßgabe ihrer Entlohnung<sup>83</sup>. Aber ist diese Theorie revolutionär? Gilt nicht auch hier das Wort von *Blaug*: „One cannot pretend that *Adam Smith* was the founder of political economy. *Cantillon* or *Quesnay* or *Turgot* have a better claim to that honor<sup>84</sup>.“

Der klassische Unterschied zwischen *Marktpreis* und *natürlichem Preis* geht auf *Cantillon* zurück. Kein Wunder, war doch der von ihm durchschaute Unterschied zwischen Marktpreis und natürlichem Preis wohl die große Wende im Leben des *Richard Cantillon*. An der Wiege jeder großen, neuen *preistheoretischen* Erkenntnis steht die Erfahrung der Börse: bei *Jevons*<sup>85</sup>, *Menger*<sup>86</sup> und *Walras*<sup>87</sup>, jedem einzelnen von ihnen, ebenso nachweisbar wie bei *Cantillon*. Bei letzterem war es die unwahrscheinliche Hause in den Aktien der Mississippi-Kompagnie, der *Lawsche Spekulationswahn* von 1720 in Paris. In Paris gab es etwa 200 Banken, als die Hause begann; als sie zusammenbrach, blieben nur wenige über, eine davon die von *Cantillon* beherrschte Firma. *Cantillon* hatte erkannt, daß der innere Wert der gehandelten Aktien — *das* also scheint somit der natürliche Preis zu sein! — weit unter dem spekulativ überhöhten Marktpreis lag und daß die Hause daher zusammenbrechen mußte; ein wissenschaftlicher Gedanke von fast unschätzbarem Wert, oder genauer, von einem Wert von vielleicht 60 Millionen DM heutigen Geldes für *Cantillons* Privatschatulle ...<sup>88</sup>. Wären wir reine Ökonomen, so müßten wir bekennen: Der Barwert der wirtschaftswissenschaftlichen Ideen von *Smith* und *Cantillon* verhält sich, rechnet man die ungefähr 10 000 £, die *Smith* für den „Reichtum der Nationen“ einnahm, um, etwa wie 3 Millionen DM bei *Smith* zu 60 Millionen DM bei *Cantillon*. Gerade beim Erfinder des Wortes von der „*invisible hand*“ wich somit wohl — welche Ironie des Schicksals! — der soziale Vorteil seiner Ideen von ihrem privaten Vorteil ab. Aber vielleicht würde uns *Smith*

<sup>83</sup> Siehe FN 52 und 53.

<sup>84</sup> *Blaug* 1978, loc. cit. in FN 69, S. 62.

<sup>85</sup> Sir *John Hicks* bemerkte in mündlichen Ausführungen, daß *Jevons* wohl von den Bahnaktienentwicklungen auf der Börse in den 1840er Jahren maßgebliche Anregungen erhalten habe.

<sup>86</sup> Siehe *Carl Menger*, Gesammelte Werke, F. A. *Hayek* (Hrsg.), 2. Aufl., Tübingen 1968, Bd. I, Einleitung (*Hayek*), S. XII.

<sup>87</sup> L. *Walras*, *Eléments D'Economie Politique Pure* — Ou *Théorie De La Richesse Sociale*, Lausanne, Paris, Basel 1874, S. 47 ff., S. 49 sagt: „Nous supposerons toujours un marché parfaitement organisé sous le rapport de la concurrence ... pour cela, entrons à la Bourse des fonds publics d'un grand marché de capitaux tel que Paris ou Londres ... prenons, par exemple ... les opérations sur la rente française 3 %, à la Bourse de Paris.“

<sup>88</sup> *Cantillon* scheint etwa 200 000 £ reich gestorben zu sein; 2,5 Millionen Livres soll er auf einmal aus seinem Geschäft abgezogen haben. Siehe Einleitung von *Hayek* in dem in FN 54 genannten Werk, S. LX. Siehe auch *H. Higgs*, „*Richard Cantillon*“, *EJ* I (1891), S. 262 ff., hier S. 278, S. 286 - 88.

hier kritisieren und festhalten, er habe die Wirksamkeit der „invisible hand“ keineswegs *allgemein* behauptet, vielmehr in seinem Buch nur *einmal* erwähnt, bezeichnenderweise für den freien Außenhandel<sup>89</sup>; und im übrigen habe er ja im *intellektuellen Wettbewerb* gegenüber *Cantillon* obsiegt, wenn vielleicht auch nicht in der Höhe der geldlichen Entlohnung.

Der mögliche Unterschied zwischen Marktpreis und natürlichem Preis, den *Cantillon* betont, impliziert bereits das bei diesem auch schon deutlich herausgearbeitete Angebots-Nachfrageschema der Preisbestimmung. Wer in *Smith* den Schöpfer des sogenannten *Marshallischen „Kreuzes“* in der Marktanalyse sieht, kennt seinen *Cantillon* nicht; vor allem aber auch nicht seinen Sir *James Steuart*, bei dem das ganze *Angebots-Nachfrageschema* kapitelweise in extenso dargestellt wird<sup>90</sup>. Daß im Wettbewerb der Preis zum *Kostenpreis* tendiert, daß es kurz- und langfristige Gleichgewichtspreise<sup>91</sup> gibt, das ist nicht erst *Smith*, das wird ganz besonders betont von Sir *James Steuart*. *Steuart* leitet freilich im Gegensatz zu *Smith* aus den Gleichgewichtspreisen gegenübergestellten Möglichkeit eines *Ungleichgewichtspreises* am Markt die Notwendigkeit zur wirtschaftspolitischen Intervention ab<sup>92</sup>; während bei *Smith* andererseits die problematischen Monopolpreise gar nicht im eigentlichen Sinne Marktpreise, sondern überhaupt erst durch *staatlichen Eingriff entstandene* Preise sind: Monopol entsteht stets nur aufgrund staatlicher Privilegierung.

Wer *Smith* heute für das Angebots-Nachfragemodell am Markt verantwortlich macht, begeht freilich noch einen *zweiten Fehler*; er verkennt, wie sehr dieses Schema eben erst durch *Marshall* und seine Schule den Ökonomen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wieder ist im Ökonomischen revolutionär weniger der Gedanke selbst als die *Art seiner Darstellung*; hier schafft also *Marshall* ein *neues Paradigma* trotz uralten Gedankengutes.

Die Idee des *einheitlichen Marktpreises* infolge des Wettbewerbes findet sich ausgeprägt dargestellt bei *Cantillon*, bei *Steuart* und bei

<sup>89</sup> *Smith* 1776, loc. cit., IV. ii. 9., S. 11/181 — S. 456.

<sup>90</sup> *Steuart* 1767, loc. cit., Book II, „Of Trade and Industry“, insbes. Ch. X, „Of the Balance of Work (= Angebot) and Demand“.

<sup>91</sup> *Steuart* 1767, loc. cit., Book II, Ch. IV, „How the Prices of Goods are determined by Trade“; Ch. XI, „Why in Time this Balance is destroyed“.

<sup>92</sup> „The statesman must suffer small vibrations in the balance, which, by alternate competition, may favour both sides of the contract; but whenever the competition stands too long upon either side, and threatens a subversion of the balance, then, with an artful hand, he must endeavour to load the lighter scale, and never, but in the cases of the greatest necessity, have recourse to the expedient of taking anything from the heavier.“ *Steuart* 1767, Ausg. 1805/1967, loc. cit., Bd. 1, S. 307 f.

*Smith.* Durch den Erfolg des „Reichtums der Nationen“ bleibt die Vorstellung vom einheitlichen Marktpreis endgültig verfestigtes Gemeingut ökonomischen Denkens<sup>92a</sup>. Aber ist die Vorstellung überhaupt richtig? Entspricht sie der historischen Wirklichkeit zur Zeit *Smith's*? Oder andererseits *unserer* Wirklichkeit? Waren nicht zur Zeit *Smith's* die meisten Konsumgütermärkte noch zu „dünn“ für die Herausbildung eines Marktpreises? Und stehen heute die Bestrebungen der Unternehmer zur Heterogenisierung von Sachgütermärkten durch die zunehmende Verbreitung von Markenwaren wie andererseits die Spezifizität der quantitativ im Vordringen begriffenen Dienstleistungen der Homogenität von Märkten nicht hinderlich im Wege? Können sie nicht sogar auch dieselbe Markenware oder dieselbe Dienstleistung nach genau spezifiziertem Leistungskatalog zu 20 %, 50 %, ja 100 % unterschiedlichem Preis, gemessen vom niedersten zum höchsten, bei verschiedenen Anbietern erhalten? *Cantillon* freilich war wohl an der Demonstration des unpersönlich-einheitlichen Marktpreises höchst persönlich interessiert. Seine Beispiele beziehen sich auf den Wochenmarkt in Nahrungsmitteln einerseits, auf den Getreidemarkt andererseits, gute und wichtige Beispiele, zumal zu seiner Zeit, aber nicht die *ganze* Wirklichkeit. Hinter all dem steht ja die Börse. Ist es übertrieben anzunehmen, *Cantillon* wollte auch wissenschaftlich dartun, nicht dadurch, daß er seine Bankkunden übers Ohr haute, wie diese in zahlreichen Prozessen gegen ihn einwandten<sup>93</sup>, habe er sein Vermögen erworben, sondern dank des unerbittlichen, unpersönlichen Marktmechanismus, der ihn, den richtig Spekulierenden, belohnte, die falsch Spekulierenden hingegen ruinerte? Aber ein solches verständliches persönliches Interesse an einer wissenschaftlichen Demonstration gibt es bei *Smith* nicht; und weiters war zwischen *Cantillons* Essay und „The Wealth of Nations“ die Zeit ein halbes Jahrhundert fortgeschritten. Zwischen diesen Zeitpunkten liegt genau die hauptsächliche Entwicklung der englischen *Einzelhandelsgeschäfte* im 18. Jahrhundert. In diesen Geschäften aber kaufte man gerade *nicht* zu festem Preis — keine Preisauszeichnung damals! —, sondern aufgrund persönlicher Preisaushandlung<sup>94</sup>. Daß der Preis, den

<sup>92a</sup> Th. Pütz hob in der Diskussion hervor, daß erst *Smith* mit der Idee der *spontanen Ordnung* die volle Begründung der Funktionsfähigkeit des Marktes lieferte. Ich bin nicht sicher, ob man diese Idee in der ökonomischen Literatur Englands nicht doch viel weiter zurückverfolgen kann. Sicher aber generalisierte *Smith*, was vor ihm für *einzelne* Märkte behauptet worden war. — H. C. Binswanger sprach den interessanten Gedanken aus, daß die spontane Marktordnung erst durch die von *Smith* eingeführte *Wachstumsvorstellung* voll plausibel wurde. Ebenso folge ich J. Starbatty, wenn er betonte, daß die *Elimination der Untüchtigen im Wettbewerb* im wesentlichen ein *Smith'scher* Gedanke ist.

<sup>93</sup> Siehe Higgs 1891, loc. cit. in FN 88, S. 277 ff.

<sup>94</sup> Siehe D. Davis, A History of Shopping, London, Toronto 1966. Sie sagt S. 182 für das 18. Jahrhundert: „It was the customer's job to keep his end

der Krämer, der Detailhändler als ersten nannte, auch der *endgültige* war, das galt damals als die absonderlichste Eigenheit der Quaker als Kaufleute<sup>95</sup>. Der einheitliche Marktpreis<sup>95a</sup> ist bei einer großen Vielzahl der Geschäfte zu *Smith's* Zeit ein Sonderfall, nicht die Regel, ebenso wie heute. Gerade weil *Smith* oft vorhandene Theorien übernahm und bloß prägnanter darstellte, nicht weil er immer die *Wirklichkeit* der Analyse zugrundelegte, sprach er vom Marktpreis. Und weil er davon sprach, kommen wir nur mit größter Mühe — selbst heute — von dieser Vorstellung weg.

Wenden wir uns nun dem *langfristigen* Gleichgewichtspreis und der *Verteilungstheorie* zu. Die *Dreiklassentheorie* der Verteilung entsprach so sehr den sozialen Grundtatsachen des 18. Jahrhunderts, daß sie von allen hier genannten großen Ökonomen der Zeit — und noch lange danach — vertreten wurde. Sie gehörte zum vorwissenschaftlichen Bewußtseinsstand vor allem in England. Wie man bei *Cantillon* nachlesen kann, hängt sie eng zusammen mit einer populären englischen Merkregel, die den drei Klassenanteilen obendrein noch den Stempel der gerechten Symmetrie von drei *gleich großen* Anteilen aufprägte<sup>96</sup>. Der Pächter, so heißt es in England seit dem 17. Jahrhundert, erwirtschaftet *drei Renten*: eine für den Grundherrn, eine für die Landarbeiter und eine für sich. Die geschilderten sozialen Verhältnisse sind also das seit dem 17. Jahrhundert allgemein werdende *englische Pachtssystem*; und das ähnliche Pachtssystem in Teilen, aber nur in Teilen, von Frankreich. Denn der prototypische Unternehmer, der prototypische „Kapitalist“ ist natürlich noch vor allem der ländliche Pächter<sup>97</sup>; und weil der agrarische Pächter fast nur Umlaufkapital beisteuerte, Vieh, Saatgut, Dünger, während das Fixkapital, die Gebäude, die Meliorationen vom Grundherrn beigesteuert und gemeinsam mit dem Boden verpachtet wurden, gewinnt man an vielen Stellen des „Reichtums der Nationen“ den Eindruck, daß alles Kapital *Umlaufskapital* sei — eine *damals* institutional zutreffende Sicht, die bis auf die neueste Zeit in der Kapitaltheorie nachwirkt. Kaum weniger gebräuchlich zu *Smith's* Zeit, ja

up and impress the salesman ... to make it clear that he was a good judge of whatever he was about to buy ... Nothing, of course, was branded, or standardized or guaranteed. No two manufactured articles could be relied on to be exactly alike.“ Ein schönes literarisches Beispiel einer langen Preisverhandlung findet sich daselbst S. 105 - 107.

<sup>95</sup> *Davis* 1966, loc. cit., S. 183, S. 187 f.

<sup>95a</sup> *H. C. Binswanger* wies in der Diskussion auf die alte moraltheologische Wurzel der Vorstellung von der Einheitlichkeit des Preises hin, eine Wurzel, die sicher gerade bei *Smith* nicht ohne Bedeutung ist: Das „iustum pretium“ der Scholastik ist eben als gerechter nur genau *ein* bestimmter Preis.

<sup>96</sup> *Cantillon*, loc. cit. in FN 54, I/12, Ausgabe *Hayek*, S. 29 f.

<sup>97</sup> Ausdrücklich betont bei *Cantillon*, loc. cit., Buch I, Kap. 13, erster Satz; ebenso deutlich aber auch bei *Smith*.

schon mehr als hundert Jahre früher ist die *kostenwerttheoretische* Erklärung *langfristiger* Gleichgewichtspreise. Wer, wie mancher linke Student, in *Smith* den ersten großen Vorläufer der Arbeitswertlehre sieht, der kennt *Petty* nicht, der kennt *Locke* nicht. *Locke* ist übrigens schlagender Beweis dafür, daß die Arbeitswertlehre als solche wertneutral ist: wird doch bei *Locke* aus der Arbeitswertlehre gerade die *Berechtigung* des Eigentums an Produktionsmitteln<sup>98</sup> abgeleitet, bei *Marx* hingegen ihr Unrecht.

Besonders lohnend ist, wie immer, der Vergleich von *Cantillon* und *Smith*.

Bei *Cantillon* gibt es die üblichen *drei* Verteilungsklassen, andererseits aber nur *zwei* Produktionsfaktoren: Arbeit und Boden. Die Unternehmer, denen gerade bei *Cantillon* — wie könnte es anders sein — gründlichstes Augenmerk zugewandt wird, beziehen Einkommen wegen ihrer eingehend geschilderten *Risikotragungsfunktion*<sup>99</sup>; jeder Unternehmer unterliegt der Ungewißheit seines Absatzes. Weil Unternehmerleistung also kein gleichmäßiger, kein sichtbarer Leistungsstrom ist, wird sie nicht als Produktionsfaktor im ersten Satz von *Cantillon* genannt, der da heißt: „Der Boden ist die Quelle oder der Stoff, woraus man den Reichtum gewinnt, die Arbeit des Menschen ist die gestaltende Kraft, die ihn erzeugt<sup>100</sup>.“ Bei den Physiokraten andererseits gibt es nur *eine* produktive Klasse, somit einen Produktionsfaktor, aber drei Verteilungsgruppen. Bei *Cantillon* und bei den anderen Ökonomen der Zeit besteht also kein einfacher und zwingender Zusammenhang zwischen Produktionsfaktoren und Verteilungsempfängern. Und damit sind wir bei einem entscheidenden, gleichzeitig neuen *und* revolutionären Gedanken von *Smith* angelangt, derjenigen Idee, die hundert Jahre ökonomische Nachwelt von ihm übernommen hat<sup>101</sup>. *Smith ist der Schöpfer der klassischen TRIAS, der Identifikation von Produktionsfaktoren und Verteilungsempfängern, jeweils als Klassen aufgefaßt*. Ein ideologisch aufgeladener Gedanke also brachte die theoretische Revolution, werden viele von Ihnen sagen, und so unrecht hätten Sie nicht; aber ich würde zuerst einmal betonen: Ein genialer *didaktischer* Kniff war revolutionär, wieder das Lehrbuchhafte, eine *geradezu mystische Dreiheit*<sup>101a</sup>: Drei

<sup>98</sup> Siehe *John Locke, The Second Treatise of Government*, London 1690.

<sup>99</sup> *Cantillon*, loc. cit. in FN 54, Buch I, Kap. 13.

<sup>100</sup> *Cantillon*, loc. cit., I/1, Ausgabe Hayek, S. 1.

<sup>101</sup> S. Hollander, Smith and Ricardo: *Aspects of the Nineteenth-Century Legacy*, AER PP LXVII (1977), S. 37 ff., zeigt, daß in der *genauen Ausformung* der klassischen Verteilungstheorie *Smith* freilich bereits nach fünfzig Jahren vollständig von *Ricardo* und seinem „*inverse wage/profit theorem*“ (dem absoluten Konflikt zwischen Löhnen und Gewinnen) verdrängt wird.

<sup>101a</sup> Wie mich Prof. Neumark aufmerksam machte, ist eine ähnliche, didaktisch effektvolle, fast mystische Dreiheit bei Werner Sombart, *Die drei Nationalökonomien — Geschichte und System der Lehre von der Wirtschaft*,

gleich große Renten erwirtschaftet der Pächter, drei gleich wichtige soziale Gruppen sind an der Verteilung beteiligt, drei gleich notwendige Faktoren müssen an der Produktion mitwirken, und alle diese drei sind eins; wie *einprägsam* für das Gedächtnis!

Das also war die *erfolgreiche* theoretische Revolution. Aber ist der Gedanke gut? Ist die bei *Cantillon* betonte Risikotragung nicht eine unleugbar wichtige ökonomische Aufgabe? Hat der Kaufmann nicht bedeutsame Aufgaben in der *Vermittlung* zwischen Handelspartnern, in deren Zusammenbringen, wie *Turgot* betonte<sup>102</sup>, trägt er nicht *Suchkosten*, wie *Cantillon* festhält<sup>103</sup>? All das existiert bei *Smith* nicht<sup>103a</sup>, nicht weil es noch nie gedacht war, sondern weil es ihm gedanklich nicht paßte. Gerade in der Verteilungstheorie von *Smith* regiert souverän der verhängnisvolle Gedanke des Wirtschaftens bei *Sicherheit*. Dieser Gedanke ist im System von *Smith* selbst übrigens höchst unlogisch; denn wenn es „tägliche Änderungen und ein ständiges Auf und Ab der Marktpreise“ gibt, wie *Cantillon* sagt<sup>104</sup>, und die Marktpreise somit von den natürlichen Preisen meistens abweichen müssen, die natürlichen Preise aber in der Einkommensverteilung aufgeteilt werden, wer bekommt dann die Differenz zum Marktpreis? Zu antworten: die „*Kapitalisten*“ — für die *Smith'sche* Verteilungsklasse der richtige Ausdruck im

---

München, Leipzig 1930, festzustellen, eine Dreiheit, die, wie Prof. *Pütz* in seinen Lehrveranstaltungen betonte, bis in Aufbau und Disposition dieses Werkes hineinreicht.

<sup>102</sup> *Turgot* 1769 - 70, loc. cit. in FN 78, deutsche Übersetzung als „*Betrachtungen über die Bildung und Verteilung des Reichtums*“, Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister, H. *Waentig* (Hrsg.), Jena 1924, § 67, S. 84 f.

<sup>103</sup> *Cantillon*, loc. cit. in FN 54, I/4, Ausgabe *Hayek*, gibt daselbst S. 7 vier Gründe an, warum ein Markt, konzentriert in Marktflecken, Vorteile bringt: „1. Würde das Herumfahren der Kaufleute in den Dörfern die Transportkosten unnötig vervielfachen. 2. Würden diese Kaufleute vielleicht genötigt sein, mehrere Dörfer zu besuchen, bevor sie Lebensmittel von der Güte und Menge finden, die sie kaufen wollen. 3. Würden die Dorfbewohner bei der Ankunft dieser Kaufleute meist auf den Feldern sein und, da sie nicht wüßten, welche landwirtschaftlichen Erzeugnisse diese brauchen, würden sie nichts vorbereitet und hergerichtet haben. 4. Wäre es fast unmöglich, den Preis der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Waren in den Dörfern zwischen diesen Kaufleuten und den Dorfbewohnern festzusetzen“, letzteres nämlich mangels Kenntnis der Versorgungslage im ganzen Marktgebiet.

<sup>103a</sup> Wie mich mein Assistent, Dr. *Neudeck*, gemahnte, kennt freilich auch *Smith* an zahlreichen Stellen seines Werkes Risiko, etwa wenn er Lotterien und Risikofreude behandelt. Er unterscheidet im 1. Buch durchaus zwischen „*interest*“ und „*profit*“. Doch geht all dies weder fundamental in die Preistheorie ein noch wird es bei der Formulierung des *Say'schen* Gesetzes bedacht.

<sup>104</sup> *Cantillon*, loc. cit., I/10, Ausgabe *Hayek*, S. 20. Davor S. 19 sagt: „Es kommt aber oft vor, daß manche Sachen, die tatsächlich einen solchen inneren Wert haben, auf dem Markt nicht diesem Wert entsprechend verkauft werden: das hängt von den Launen und dem Geschmack der Menschen und ihrem Verbrauch ab.“ Der Gedanke der Unsicherheit ist *Smith* nicht fremd. Siehe *Smith* 1776, loc. cit., III. i. 3., S. II/77 — S. 378.

Gegensatz zu *Cantillon's Unternehmern* — ist oft faktisch falsch. Denn wie *Cantillon* für die auch damals schon wichtigen *freien* Berufe betont: Unsicheres, schwankendes Einkommen kann jemand ganz ohne *Kapitaleinsatz* erhalten<sup>105</sup>.

Warum also die *heroische Hinwendung zur Sicherheitsökonomie* bei *Smith*? Wohl aus *ideologischem*, wohl aus *wirtschaftspolitischem* Motiv, so würde ich meinen. *Unsicherheit ist zu sehr das Lebenselixier des Handelsstandes*. Sie zu betonen, würde zur Erhöhung der Bedeutung des Kaufmannes beitragen. In logischer Konsequenz müßte man Institutionen der Risikominderung vorschlagen; und damit ist man voll im von *Smith* a priori abgelehnten Merkantilismus gelandet. Da nimmt es *Smith* lieber in Kauf, daß er implizit nur die Wirtschaft des auf Bestellung arbeitenden kleinen Handwerkers ohne Absatzrisiko schildert, eine idyllische Variante einer spätmittelalterlichen oder höchstens frühkapitalistischen Wirtschaft<sup>106</sup>, viel weniger modern als die Wirtschaft *Cantillon's*. Der wirtschaftspolitischen Intention muß die theoretische Grundstruktur der Analyse entsprechen; und sie wird um so lieber von der landbesitzenden Gentry, vom Zehnten empfangenden Klerus gelesen werden, die zum ökonomischen Risiko höchstens dann eine ambivalente Beziehung entwickeln, wenn es um die Sicherheit der Mitgift der einen Kaufmann heiratenden Tochter geht.

## VII.

Die klassische Trias ist kein dauerhaft tragfähiger ökonomischer Gedanke. Wir haben ihn längst aufgegeben. Daß die Unsicherheit im Wirtschaftlichen nicht zur Kenntnis genommen wurde, ist, wie *Cantillon*

<sup>105</sup> *Cantillon*, loc. cit., I/13, Ausgabe *Hayek*, S. 37: „Alle übrigen sind Unternehmer, ob sie nun zur Führung ihres Unternehmens Kapital brauchen oder ob sie Unternehmer in ihrer eigenen Arbeit ohne jedes Kapital sind, und man kann sagen, daß sie in Unsicherheit leben, selbst die Bettler und Diebe sind Unternehmer von dieser Art.“ S. 36 nennt „Unternehmer in ihrer eigenen Arbeit in Kunst und Wissenschaft, wie Maler, Ärzte, Advokaten etc.“.

<sup>106</sup> Ganz ähnlich steht es meines Erachtens mit dem konkreten Beispiel, das *Smith* für die Arbeitsteilung wählt: Die Nadelmanufaktur ist vorindustriell und wird, wie bekannt, als 18teiliger, arbeitsteiliger Prozeß in der „*Encyclopédie*“, Artikel „*Epingle*“, beschrieben. (Siehe *R. Hamowy*, „*Adam Smith, Adam Ferguson, and the Division of Labour*“, *Eca N. S. XXXV* (1968), S. 249 ff., hier S. 256; S. 251 f., zu den zahlreichen anderen Autoren vor *Smith* zur Arbeitsteilung.) Gelegentlich wird mit Erstaunen gefragt (*Hollander* 1973, loc. cit., S. 105), warum *Smith* nicht einen *industriellen* arbeitsteiligen Prozeß als Beispiel heranzog, etwa die riesigen, ganz nahe seinem Wohnort in Schottland gelegenen *CARRON Iron Works*? Ein Grund hierfür könnte sein, daß *Smith* dieses Großunternehmen als Produkt merkantilistischer Politik nicht gefiel: Die *CARRON Iron Works* waren seit ihrer Gründung während des Siebenjährigen Krieges vor allem *Rüstungslieferanten*! Siehe *Eric Pawson*, *The Early Industrial Revolution*, Trowbridge und Esher 1979, S. 88 f., S. 116.

lehrt, nicht durch die materiellen Umstände der damaligen Gesellschaft bedingt — ganz im Gegenteil. Und damit sind wir bei der *dritten Paradoxie* der *Smith'schen Revolution* angelangt: Auf theoretischer Ebene revolutionär war ein *schwacher* Gedanke, die klassische Trias. Es ist daher auch nicht unverständlich, daß zum hundertfünfzigjährigen Jubiläum des „Reichtums der Nationen“ *Smith* eine Baisse in der wissenschaftlichen Wertschätzung erlebte. Prototypisch für diese Baisse verstieg sich etwa *Schumpeter* sogar zu dem Urteil: „The Wealth of Nations does not contain a single *analytical* idea, principle or method that was entirely new in 1776“<sup>107</sup>, ein Urteil, das zwar der *Kuhn'schen Wissenschaftstheorie* entsprechen würde, allerdings nur bezüglich der preis- und Verteilungstheoretischen Gedanken, das aber schon deswegen abwegig ist, weil durchschlagend revolutionär in unserer Wissenschaft, wie gezeigt, *weniger die Leitmotive* sind, als vielmehr die *überzeugende Durcharbeitung*, die Fuge. Ein anderes herbes Werturteil fällt *Blaug*, der Bewunderer *Ricardo's*: „Judged by standards of analytical competence, *Smith* is not the greatest of 18th century economists“<sup>108</sup>.

Wie jeder große wissenschaftliche Revolutionär hat *Smith* viele Entwicklungsmöglichkeiten seiner Wissenschaft verpatzt, verdorben, verbaut. Und es gehört zu dieser dritten Paradoxie der *Smith'schen oder klassischen Revolution*, daß *gerade die verdorbenen Ideen von den Nachfolgern am ehesten übernommen* wurden. Da ist zuerst einmal die *kupierte Geldtheorie*<sup>109</sup>. Bei *Cantillon* und *Hume* finden wir eine ausgefielte Theorie zumal der kurzfristigen Geldwirkungen, der Ausbreitung von Preiserhöhungen bei Geldinjektion, der Verteilungswirkungen, der Beschäftigungswirkungen, der Zinswirkungen. Die Inflations- und Zinstheorie steht vor *Smith* auf so hohem Niveau, daß *Milton Friedman* erst kürzlich betonen mußte, ein von ihm als neu herausgestrichener Gedanke finde sich, wie er nachträglich feststellte, bereits bei *Hume*<sup>110</sup>. Nichts von alledem bei *Smith*. Seine Zinstheorie etwa ist rein real. Warum dieser Rückschritt? Geld paßte *Smith* wohl nicht, es roch nach Merkantilismus. Je weniger man daher über Geld sagte, desto besser. Und diese Abneigung übertrug er auf die ganze Klassik. *Smith* unterdrückt insbesondere jede *kurzfristige makroökonomische Analyse*, vielleicht weil er, um ein Wort von *Keynes* umzukehren, fürchtete: „In

<sup>107</sup> *Schumpeter* 1954, loc. cit. in FN 56.

<sup>108</sup> *Blaug* 1978, loc. cit. in FN 69, S. 65.

<sup>109</sup> W. L. Taylor, Francis Hutcheson and David Hume as Predecessors of Adam Smith, Durham, N. C., 1965, sagt S. 84 mit Recht: „Smith's original contributions to the development of monetary theory were practically nil. Much more serious, however, was Smith's failure to appreciate the value of Hume's work in this field.“ Da *Smith* und *Hume* eng befreundet waren, muß es wichtige Gründe bei *Smith* hierfür geben: Diese liegen in seinem zentralen, antimerkantilistischen Werturteil.

<sup>110</sup> Siehe *M. Friedman*, Diskussionsvotum, AER PP LXV (1975), S. 176 f.

the short run we would all be mercantilists". Daher finden wir zweitens das *Say'sche Gesetz*<sup>110a</sup>, welches in *Smith's* Darstellung bezüglich des Geldes lautet: „The sole use of money is to circulate consumable goods“<sup>111</sup>, denn Geld ist ja nur „the great wheel of circulation“<sup>112</sup>; und bezüglich der Identität von Sparen und Investieren sagt *Smith*: „That portion which he annually saves, *as for the sake of the profit it is immediately employed as capital*, is consumed in the same manner, and nearly in the same time too, but by a different set of people<sup>113</sup>.“ Hier haben wir wieder die idyllische frühkapitalistische Wirtschaft der kleinen Handwerker und der bäuerlichen Familienbetriebe, in denen, was gespart wird, real gespart wird und daher investiert wird als Vermehrung der Lager, als Werkzeug, als Zubau.

Natürlich ist gerade hier, wie an vielen anderen Stellen, der durchaus der bisherigen Theorie entgegengesetzte, aber keineswegs gute Gedanke steter Vollbeschäftigung eingeführt. Bekanntlich kennzeichnet der aus dem *Say'schen Gesetz* geschöpfte Gedanke der automatischen Tendenz der Marktwirtschaft zur Vollbeschäftigung der Ressourcen die ganze Klassik und Neoklassik, das ganze ökonomische Denken bis zu *Keynes' „General Theory“*. Und dieser Gedanke ist tatsächlich eine *theoretische Neuschöpfung* von *Smith*, höchstens mit zarten Anklängen vorher bei *Turgot*. Nicht das Allokationsgleichgewicht der Preise, wohl aber das Beschäftigungsgleichgewicht der *Kapitalbildung*, ein *Faktormengengleichgewicht* stellt eine neue theoretische Fundierung seines Plädoyers gegen den wirtschaftspolitischen Interventionismus dar. Wenigen ist es bewußt, daß die „invisible hand“ gerade als *beschäftigungsmaximierender* Prozeß bemüht wird, so daß die mercantilistische Sorge um Vollbeschäftigung hinfällig wird<sup>114</sup>. Aber ist diese Sicht realistisch?

Sagen Sie nicht, das war eben die Wirtschaft zur Zeit *Smith's*, er beschrieb nur seine Wirklichkeit; denn das wäre historisch ganz und gar falsch. Erstens war *Smith's* England, wie die meisten noch relativ unterentwickelten Länder, durch strukturelle Arbeitslosigkeit gekennzeich-

<sup>110a</sup> *H. C. Binswanger* hielt fest, daß *Smith* natürlich nicht der Urheber des *Say'schen Gesetzes* ist, wie es das 19. Jh. vorwiegend und zumal *Mill* verstand, sondern nur im geldtheoretischen, durch *Keynes* und *Lange* geprägten Sinne. Aber auch hier bleibt *Smith* nicht konsequent, weil er andererseits die Bedeutung des Papiergebotes herausstreichet.

<sup>111</sup> *Smith* 1776, loc. cit., II. iii. 23., S. II/16 — S. 339.

<sup>112</sup> *Smith* 1776, loc. cit., II. ii. 14., S. I/429 — S. 289.

<sup>113</sup> *Smith* 1776, loc. cit., II. iii. 18., S. II/14 — S. 338; meine Hervorhebung.

<sup>114</sup> Siehe *Smith* IV. ii. 6. — 9., S. II/179 — 181 — S. 455 f. Im inländischen Handel der Händler „saves himself the risk and trouble of exportation ... But a capital employed in the home-trade ... necessarily gives revenue and employment to a greater number of inhabitants of the country“. Die „invisible hand“ macht also aus *Risikoscheu Beschäftigungsmaximierung*. Ich verdanke diese Sicht meinem Dissertanten, Dr. P. Rosner.

net. Zweitens wird schon in einer hauptsächlich agrarischen Wirtschaft Geld auch im Aggregat über lange Perioden gehortet: aus einem zentral wichtigen Motiv einer solchen Gesellschaft, nämlich wegen des *Zukaufes von Land*<sup>115</sup>. Drittens und am wichtigsten: Der Großteil der Ersparnisse des damaligen Englands fand sich im *Ankauf von Staatsschuldtiteln* wieder! Wenn die Mitglieder des oberen Mittelstandes, auf die das Buch sonst zugeschnitten war, sparten, um etwa die Mitgift für die Töchter zu sammeln — ein mit dem *Say'schen* Gesetz unvereinbares, aber fundamentales Sparmotiv der Zeit, das bei *Smith* nie aufscheint —, so hätten sie das Ansinnen „for the sake of the profit it is (to be) immediately employed as capital“ als absurd zurückgewiesen. Nur der vertraulichselige Dr. *Primrose*, der Vicar of Wakefield<sup>116</sup>, hätten sie gesagt, riskierte und verlor fast sein ganzes Vermögen, indem er es einem Kaufmann leih; sie waren vorsichtig und steckten es in Staatsschuldverschreibungen, in die „funds“, in 3%ige „consols“, die 22 Jahre vor „*The Wealth of Nations*“ das Licht der Welt erblickten. Und die Geldvermögensbildung in Form von Staatsschulden war auch keineswegs quantitativ vernachlässigbar klein<sup>116a</sup>; relativ zu ihr war umgekehrt vernachlässigbar viel eher die von *Smith* so herausgestrichene Kapitalbildung in Werkzeugen, Maschinen und Lagern<sup>117</sup>.

*Smith* ignorierte die keineswegs reibungslose Fristen- und Risikotransformation des Kreditapparates als nach Merkantilismus schmekkend; und er ignorierte als Kriegsgegner<sup>118</sup>, als Pazifist, die Geldsammelfunktion des Staates, die Sparbildung ohne Kapitalbildung ermög-

<sup>115</sup> Dies wird freilich vor *Smith* bereits von *Turgot* ignoriert. *Hollander* 1973, loc. cit. in FN 7, betont S. 80: „In the account of the process of capital accumulation *Turgot* emphasized that savings are converted into capital without lag, a proposition of immeasurable significance in the history of economic thought.“ Zum Unterschied von *Smith* führt jedoch *Turgot* kein Motiv hierfür an.

<sup>116</sup> *O. Goldsmith*, The Vicar of Wakefield, London 1766.

<sup>116a</sup> *F. Neumark* kritisierte in der Diskussion mit Recht meinen Vergleich der englischen Staatsschuld mit dem Volkseinkommen, fast immer ein unglücklicher Bezugspunkt für die Staatsverschuldung, in der folgenden FN 117. Ich wählte den Bezugspunkt Volkseinkommen nur deshalb, weil einerseits kein besseres Vergleichsaggregat leicht verfügbar ist, es anderseits um die Abschätzung der *Sparbildung* des privaten Sektors geht, die über die *Neuverschuldung* des Staates in dessen Finanzierung ging.

<sup>117</sup> Zu der englischen Staatsschuldenakkumulation vor 1776 siehe *Wilson* 1965, loc. cit. in FN 25, S. 313 f. Die ungefähr 60 Millionen £, die im Siebenjährigen Krieg der Staatsschuld hinzugefügt wurden, können wohl wenig unter 10 % des Volkseinkommens dieser sieben Jahre liegen. 132,1 Mill. £ betrug die Staatsschuld 1763, umgerechnet auch für die heutigen Verhältnisse stolze 40 Milliarden DM!

<sup>118</sup> *Smith* 1776, II. iii. 30., S. II/21 — S. 342 urteilt über das Heer: „Great fleets and armies, who in time of peace produce nothing, and in time of war acquire nothing which can compensate the expense of maintaining them, even while the war lasts.“

licht<sup>119</sup>; ihm aber folgt, trotz evidentenmaßen immer größer werdenden Widerspruchs zur Wirklichkeit, die Klassik. *Erfolgreich in wirtschaftswissenschaftlichen Revolutionen kann im großen Lehrbuch mit dem siegbringenden sozialen Flair also gerade die schwache, die wirklichkeitsfremde theoretische Sicht sein.* Sie ist erfolgreich, weil sie in das wirtschaftspolitische Konzept paßt, weil es so sein sollte, nicht weil sie gute Analyse des Seins verkörpert.

### VIII.

Umgekehrt aber können, und damit kommen wir zur *vierten Paradoxie* der Smith'schen Revolution, gerade die besten Ideen, die *wirklich neuen theoretischen Konzepte* — und diese finden sich fürwahr bei *Smith* — nicht voll greifen, in der Nachfolge *rasch verblassen*, sich verflüchtigen und erst lange nachher wieder aufgenommen werden. *Smith* ist der erste *Wachstumstheoretiker*, der erste Theoretiker des technischen Fortschrittes und zunehmender Niveauerträge, fast der erste *Kapitaltheoretiker* der Nationalökonomie. „The main credit for putting economic development on the map as a subject of general analysis belongs undoubtedly to *Adam Smith*“, sagt *Lord Robbins*<sup>120</sup>. Wer vergleichend die Literatur des 18. Jahrhunderts liest, sieht, daß gerade hier der entscheidende Fortschritt, die zweite, die bedeutsamere theoretische Revolution des „Reichtums der Nationen“ liegt<sup>121</sup>. Für die nachfolgende Klassik aber gilt, wie *Lowe* betont: „Theoretical development presents itself under the curious aspect of progressive erosion of the original system“<sup>122</sup>; oder, wie *Eltis* sagt: „Increasing returns in industry played virtually no part in the thought of his successors ... a crucial element ... was lost<sup>123</sup>.“

<sup>119</sup> Dies tut er natürlich nur in seiner *Akkumulationstheorie*. Ansonsten betont er die betrübliche Anhäufung von Staatschulden. Siehe z. B. *Smith* 1776, loc. cit. IV. i. 26., S. II/159 — S. 442.

<sup>120</sup> *L. Robbins*, The Theory of Economic Development in the History of Economic Thought, London 1968, S. 9.

<sup>121</sup> Auch *Samuelson* sieht *Smith* hauptsächlich als Wachstumstheoretiker. Siehe *P. A. Samuelson*, A Modern Theorist's Vindication of Adam Smith, AER PP LXVII (1977), S. 42 ff. Ebenso meint *Sowell* 1974, loc. cit. in FN 63, S. 33: „Classical economics ... revolved around a single central concern: economic growth.“ Soweit man dies sagen kann — die Bedeutung dieses Aspektes nimmt im Laufe der Zeit mehr und mehr ab —, geht dies auf den bleibenden Einfluß von *Smith* zurück. *Blaug* 1978, loc. cit. in FN 69, sagt S. 63: „Economic development is in fact the principal subject of Smith's book“.

<sup>122</sup> *A. Lowe*, Adam Smith's System of Equilibrium Growth; in: *A. S. Skinner* und *T. Wilson*, Essays on Adam Smith, Oxford 1975, S. 415 ff., hier S. 415.

<sup>123</sup> *W. A. Eltis*, Adam Smith's Theory of Economic Growth; in: *A. S. Skinner* und *T. Wilson*, S. 426 ff., hier S. 454. Er fügt hinzu: „Smith did not ... write out an account of his theory of growth and development that had the impact that it should have had.“

Nicht zu Unrecht betont *Eagly*, das innerste Wesen der klassischen Nationalökonomie liege in ihrer *Kapitaltheorie*<sup>124</sup>. Der Begriff Kapital als terminus technicus wird von *Smith* geschaffen: Obwohl vorher natürlich gelegentlich gebraucht<sup>124a</sup>, verwendet erst er ihn systematisch, teilt das Kapital in Fixkapital und Umlaufkapital<sup>125</sup>. Und wie heißt das letzte große Buch der Klassik? „Das Kapital“!

*Cantillon* kennt noch kein Kapital, nur persönliches Vermögen. Bei *Steuart* finden wir zum ersten Mal ein Kapitel über Maschinen, in dem wir erfahren: „Upon the whole, daily experience shews the advantage and improvement acquired by the introduction of machines“; aber „the consequences of innovation ... admit of an infinite variety ... inconveniences must be prevented or rectified as far as possible“<sup>126</sup>; also wenig nützliche Gemeinplätze. *Quesnay* freilich ist der erste Kapitaltheoretiker mit seiner Charakterisierung des Kapitals als „*avances*“, als *Vorschüsse*, als notwendige Voraussetzung des *zeitbrauchenden* Produktionsprozesses. Erst bei *Smith* finden wir hingegen den Gedanken der *physischen* Produktivität des Kapitals, zumal des Fixkapitals: „The intention of the fixed capital is to increase the productive powers of labour“<sup>127</sup>, ein ganz neuer Gedanke.

„To increase the productive powers of labour“: Die Kapitaltheorie ist von Anfang an Wachstumstheorie; und auch der Wachstumsaspekt ist ganz neu. *Cantillon* kannte nur einen *zeitweiligen* Wachstumsprozeß, der durch Geldvermehrung ausgelöst wird<sup>128</sup>, aber bald — wie bei den späteren realen Wachstumstheoretikern — in einen stationären Zustand wieder zurückfällt. Bei *Quesnay* vermag ich persönlich keinen Wachstumsprozeß herauszulesen. Er spricht m. E. nur von der Möglichkeit, eine unterhalb der gegebenen Effizienzgrenze liegende gesamtwirtschaftliche Produktion an diese heranzuführen, ohne daß die Effizienzgrenze selbst sich jedoch ändert. Daß nicht nur ich ihn so lese, sondern auch die Zeitgenossen, beweist ein Buch von *John Gray* aus 1797, das *Smith* gerade

<sup>124</sup> Siehe *Eagly* 1974, loc. cit. in FN 3. Er sagt auf S. 1: „According to my reconstruction of classical economics, the analytical structure of classical theory is grounded fundamentally in a single major concept: *capital*.“

<sup>124a</sup> *D. Schneider* wies in der Diskussion darauf hin, daß die Trennung von Umlaufs- und Fixkapital schon vor *Smith* gängige *Buchhaltungslehre* war. *B. Schefold* steuerte den wertvollen Hinweis bei, daß wohl *Torrens* der erste war, der in einer genaueren Analyse des Fixkapitals dieses auch als Kuppelprodukt des Produktionsprozesses sah.

<sup>125</sup> *Smith* 1776, loc. cit., II. i. 3. - 5., S. I/411 f. — S. 279.

<sup>126</sup> *Steuart* 1767, loc. cit. in FN 6, Ausgabe 1805/1967, Book I, Ch. XIX, „Is the introduction of machines into manufactures prejudicial to the interest of a state, or hurtful to population?“, Bd. I, S. 160 ff., hier S. 166, S. 165.

<sup>127</sup> *Smith* 1776, loc. cit., II. ii. 7., S. I/425 — S. 287.

<sup>128</sup> *Cantillon*, loc. cit. in FN 54, Buch II, Kap. 6.

vorwirft, das physiokratische System unzulässigerweise umzudeuten von einem, das (um Marx'sche Begriffe zu gebrauchen) richtigerweise nur *einfache* Reproduktion beschreiben will, in Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter<sup>129</sup>. Erst bei *Smith*<sup>130</sup> ist der vorgestellte Wachstumsprozeß *prinzipiell grenzenlos, unbeschränkt, selbsttragend*<sup>130a</sup>. Das ist eine sehr *optimistische* Sicht, die ganz dem fortschrittsgläubigen Zeitgeist seiner Zeit entsprach. Es ist paradox, daß im ebenfalls fortschrittsgläubigen 19. Jahrhundert die Klassik mehr und mehr in statio-nären Zuständen zu denken begann; *unzeitgemäß* wurde sie zur „dismal science“.

Der Gedanke der *Arbeitsteilung* als solcher findet sich bereits bei *Petty*, bei *Mandeville* und bei *Turgot*; eingehend wird er dargestellt von *Tucker* 1757 und *Ferguson* 1767<sup>131</sup>. Aber *Smith*, der auf diesen Gedanken geradezu einen Monopolanspruch anmeldete, hat in seiner Selbsteinschätzung weitgehend recht. Denn bei seinen Vorläufern ist Arbeitsteilung vor allem die wechselseitige Abhängigkeit der Berufs-stände voneinander, „Teilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Korporationen“, um mit dem „Kommunistischen Manifest“ zu reden, nicht „Teilung der Arbeit in der einzelnen Werkstatt selbst“<sup>132</sup>. Bei *Smith* hingegen wird (sicherlich beeinflußt durch Ideen seines Vorgängers *Hutcheson*, aber dennoch höchst originell) Arbeitsteilung *innerhalb* ein und desselben Betriebes zur Quelle der *Produktivitätssteigerung*, zum Schlüssel des Verständnisses des technischen Fortschrittes, zu einer Theorie *induzierten* technischen Fortschrittes, würden wir heute sagen. „The greatest improvement in the productive powers of labour, and the greater part of the skill, dexterity, and judgement with which it is

<sup>129</sup> John Gray, The Essential Principles of the Wealth of Nations, Illustrated, in Opposition to Some False Doctrines of Dr. Adam Smith, and Others, London 1797, wirft *Smith* S. 18 vor zu erkennen: „The augmentation of revenue is not, but indirectly, the object of the Economists ... Their object is the production and reproduction of a revenue.“

<sup>130</sup> Vor *Smith* hatte erstmals *Dean Josiah Tucker* en passant einen unlimi-tierten Wachstumsprozeß gesehen. Siehe *Hollander* 1973, loc. cit. in FN 7, S. 78.

<sup>130a</sup> *Grenzenlos* ist der Wachstumsprozeß natürlich nur in der gedachten *Zeitdimension*, nicht im Sinne einer *Unabhängigkeit* von möglichen limitie-renden Einsatzfaktoren, wie die Diskussion mit *E. Helmstädtter* klärte. Ge-rade das besonders hohe Maß an *agrarischen* Fortschritten in England um die Mitte des 18. Jahrhunderts läßt die Wachstumsmöglichkeiten als unbeschränkt erscheinen, wie *J. Wysocki* betonte. Der Optimismus der Generation, der *Smith* angehörte, wird geprägt durch die außerordentlich günstigen Ernten der 1730er und 40er Jahre, der „*Bounty of Good*“, wie man diesen Frucht-barkeitsstoß nannte (*G. Hardach*).

<sup>131</sup> Siehe *Hamowy* 1968, loc. cit. in FN 106; *Hollander* 1973, loc. cit. in FN 7, S. 65 f.

<sup>132</sup> K. Marx und F. Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, London 1848, Ausgabe Berlin (Ost) 1953, S. 7.

anywhere directed, or applied, seem to have been the effects of the division of labour"<sup>133</sup>, lautet *Smith's* erster Satz. „The *invention* of all those machines by which labour is so much facilitated and abridged seems to have been originally owing to the division of labour"<sup>134</sup>. Wie allgemein bekannt, sieht *Smith* diesen technischen Fortschritt in engem Zusammenhang mit zunehmenden Niveauerträgen, denn „the extent of (the) division (of labour) must always be limited by the extent . . . of the market"<sup>135</sup>.“

Es ist ein Legat des mächtigen Einflusses von *Smith*, verstärkt noch durch den Einfluß von *Marx*, daß der Nationalökonom den technischen Fortschritt vor allem als *Einsatzsenkung* bei qualitativ gleichbleibendem Ausstoß, als „abridgement of labour“ sieht. Dagegen kämpfte schon *Menger* an, als die subjektive Wertlehre bei ihrer Konzeption sich auch noch als neue Wachstumstheorie verstand. Mit ausdrücklichem Bezug auf den zitierten ersten Satz von *Adam Smith* betont er, daß das, was man *Güterteilung* nennen könnte, also die qualitative Veränderung der erzeugten Produkte, die bedarfsgerechtere Umgestaltung des Ausstoßes, mindestens ebenso zum Wachstum beitrage<sup>136</sup>. Bezeichnend für den ungeheuren Einfluß von *Adam Smith* ist es, daß wir bezüglich des technischen Fortschrittes seine wegweisende, aber doch verengende Perspektive bis heute nicht aufgeben konnten.

Ebenfalls primär als eine Theorie des technischen Fortschrittes muß auch *Smith's* oft mißverstandene, in Wahrheit aber höchst treffende und nunmehr wieder neu aktuelle *Theorie der produktiven beziehungsweise unproduktiven Arbeit* verstanden werden<sup>137</sup>. Bei den Physiokraten ist die Produktivität der Landwirtschaftstreibenden deren geradezu mystisches Wesensmerkmal. *Smith* hingegen, so können wir ihn heute verstehen, bildet, wie immer in seiner wachstumsorientierten Produktionstheorie, erstens mathematisch gesprochen die erste Ableitung des Gedankens der Produktivität der Arbeit und formt zweitens die Aussage zu einer empirisch gehaltvollen um: Die Produktivität aller *Sachgüter* erzeugenden Arbeit und nur dieser, zum Unterschied von der Dienstleistungserstellung, ist zu verstehen als nichts anderes als die uns wohlbekannte hohe Rate der Produktivitätssteigerung dieser Arbeit. Die Sachgüterproduktion ist *kapitalintensiv*, und kapitalintensive Produktionen weisen höhere Eignung zum technischen Fortschritt auf<sup>138</sup>.

<sup>133</sup> *Smith* 1776, loc. cit., I. i. 1, S. I/1 — S. 13.

<sup>134</sup> *Smith* 1776, loc. cit., I. i. 8, S. I/14 — S. 20; meine Hervorhebung.

<sup>135</sup> *Smith* 1776, loc. cit., I. iii. 1, S. I/26 — S. 31.

<sup>136</sup> C. *Menger*, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien 1871, S. 26 ff.

<sup>137</sup> Neu wird der Gedanke in einer Kritik staatlicher Beschäftigung aufgenommen von R. *Bacon* und W. *Eltis*, Britain's Economic Problem: Too Few Producers, London 1976<sup>2</sup> 1978.

Diese moderne Betrachtung entspricht genau *Smith*, verkürzt jedoch etwas seine Gedankenkette. Er argumentiert nämlich, daß wegen der Kapitalverwendung in der Sachgüterproduktion die Sachgütererzeuger eine höhere *Sparneigung* haben werden: „Wherever capital predominates (und das ist bei der produktiven Arbeit der Fall), industry prevails: wherever revenue, idleness ... capitals are increased by parsimony ... parsimony, and not industry, is the immediate cause of the increase of capital. Industry, indeed, provides the subject which parsimony accumulates“<sup>139</sup>. Deswegen heißt das entsprechende 3. Kapitel des 2. Buches auch: „Of the Accumulation of Capital, or of productive and unproductive labour“. Produktive Arbeit ist also auch deswegen produktiv, weil sie zum *Sparen* führt. *Smith*, so heißt es manchmal, hat keine motivierte Spartheorie<sup>140</sup>. Meines Erachtens nimmt er jedoch realistisch an, daß die Verfügung über *akkumulationsfähige* Güter zum Sparen anregt<sup>141</sup>. Es ist klar, daß hier mindestens ebenso stark wie der Produktivitätsbegriff der Physiokraten die Einteilung der Gesellschaftsschichten von *Gregory King* in seiner ersten Volkseinkommensrechnung in solche „increasing the wealth of the Kingdom“, weil sie nämlich sparen, und solche „decreasing the wealth of the Kingdom“, Pate stand<sup>142</sup>. Die Schlußkette vom Sparen zum technischen Fortschritt, zum Wirtschaftswachstum wird von *Smith* wie folgt geschlossen: „As the accumulation of stock must, in the nature of things, be previous to the division of labour (die „avances“ von *Quesnay*) so labour can be more and more subdivided in proportion only as stock is previously more and more accumulated ... As the accumulation of stock is previously necessary for carrying on this great improvement in the productive powers of labour, so that accumulation naturally leads to this improvement“<sup>143</sup>. Es ist also vor allem ein technischer Fortschritt in vielen kleinen Schritten<sup>144</sup>, nicht in den heroischen Leistungen weniger einzelner.

<sup>138</sup> Siehe z. B. C. E. Ferguson, Time-Series Production Functions and Technological Progress in American Manufacturing Industry, JPE LXXIII (1965), S. 135.

<sup>139</sup> *Smith* 1776, loc. cit., II. iii. 13. - 16., S. II/12 f. — S. 337.

<sup>140</sup> Siehe etwa Hollander 1973, loc. cit. in FN 7, S. 131.

<sup>141</sup> Vor allem *Smith* 1776, loc. cit., II. iii. 1., S. II/1 — S. 330.

<sup>142</sup> Unter den unübersehbar zahlreichen Wiederabdrücken der *King*'schen Tabelle siehe z. B. P. Deane, The First Industrial Revolution, Cambridge 1965, S. 8 f.

<sup>143</sup> *Smith* 1776, loc. cit., II. 3., 4., S. I/408 f. — S. 277.

<sup>144</sup> In diesem Sinne Hollander 1973, loc. cit. in FN 7, S. 213, auch unter Hinweis auf Spengler. Lowe 1975, loc. cit. in FN 122, betont darüber hinaus S. 419 „In this conception of technology, and in particular the introduction of machinery, (it) is regarded as a complement of, rather than a substitute for, labour.“

*Der Schlüssel zum Wachstumsprozeß* liegt also nach *Smith* vor allem im Sparen, genauer im Investieren; ein zentraler Gedanke, den die ganze Klassik beibehielt. Die Idee ist monumental; sie ist richtig, wie wir wissen, zumindestens wenn Investitionen, wie *Smith* ja annimmt, selbst neue technische Fortschritte erzeugen und nicht nur verkörpern<sup>145</sup>. So sehr sie *entwicklungstheoretisch richtig* ist, so sehr ist sie andererseits — interessanterweise — für *Smith's* Zeit *empirisch falsch*. Und das ist die *fünfte und letzte Paradoxie* der *Smith'schen* Revolution: Obwohl *Smith* im Vergleich zu seinen Genossen ungewöhnlich stark empirisch ausgerichtet war, vergewaltigte er oft die Empirie in seinen theoretischen Denkansätzen; bei dem Gedanken der Investitionsabhängigkeit des Wachstums jedoch in *prophetisch zutreffender*, freilich *aktuell falsch* beschreibender Weise. Denn das 18. Jahrhundert Englands war, entgegen dem, was man aus *Smith* entnehmen würde, viel eher eine Zeit des *Kapitalüberschusses* als eine Zeit der Kapitalknappheit<sup>146</sup>. Das beweist vor allem die Kriegsfinanzierung, die mit relativer Leichtigkeit aufgebrachte ungeheure Akkumulation der Staatsschulden, die ich bereits erwähnt habe. Am Ende des Siebenjährigen Krieges, 13 Jahre vor „The Wealth of Nations“, standen die englischen Staatsschulden bei 132 Millionen £, circa 40 Milliarden DM heutiger Währung<sup>147</sup>, etwa gleich hoch wie die ausständigen Anleihen aller öffentlichen Hände in der Bundesrepublik Ende 1973 oder unvergleichlich mehr als die in Maschinen investierten Kapitalien im damaligen England.

Evidentermaßen ging es also in der industriellen Revolution *nicht so sehr um die Erhöhung des Sparvolumens im Aggregat*, als um die *Umstrukturierung der Veranlagung*. Da die Struktur der Veranlagung vor allem von sozialen Gewohnheiten, Rechtsinstituten, differentiellen Sicherheiten abhängt, hatte für den Wachstumsprozeß des 18. Jahrhunderts der *Merkantilismus* mit seiner Akzentsetzung vor allem auf den *sozialen Institutionen* die empirisch zutreffendere Sicht. Die *Klassik* hingegen, die die Institutionen ignorierte und nur die Aggregate der volkswirtschaftlichen Strom- und Vorratsrechnungen im Auge hatte, wurde erst *nach und nach richtig*, als die die industrielle Revolution ermöglichen Institutionen bereits lange bestanden. Die gefährliche Mißachtung der wirtschaftsbedeutsamen gesellschaftlichen Institutionen in der Klassik, zumal soweit sie mit dem Geld- und Kreditwesen zusam-

<sup>145</sup> Siehe E. Streissler, Models of Investment Dependent Economic Growth Revisited; in: R. C. O. Matthews (Hrsg.), Economic Growth and Resources, Proc. Fifth World Congress, Int. Ec. Ass., Tokyo, Vol. 2, Trends and Factors, London und Basingstoke 1980, S. 145 ff.

<sup>146</sup> Siehe z.B. F. Crouzet (Hrsg.), Capital Formation in the Industrial Revolution, London 1972, Einleitung des Hrsg., S. 42. Siehe weiters P. Mathias, Capital, Credit and Enterprise in the Industrial Revolution; in: ders., The Transformation of England, London 1979, S. 88 ff.

<sup>147</sup> Siehe FN 117.

menhängen, ist freilich eine Weiterführung realanalytischer *Smith*-scher Ansätze, für die man *Smith* selbst nicht voll verantwortlich machen kann. Denn er hielt dem Merkantilismus nur vor, er *überbetone* den Einfluß *gesetzgeberisch* gesetzter und *administrativ* durchgesetzter Institutionen, während es nach *Smith* eher die „nonlegal forces of social control“ seien, wie *Samuels* sagt<sup>148</sup>, die spontan in der Gesellschaft gewachsenen Sitten und Gebräuche, die wachstumsentscheidend seien; und *diese* Analyse von *Smith* der englischen Entwicklung zur Zeit der industriellen Revolution ist scharfsinnig.

*Adam Smith* ist nicht der Adam der theoretischen Nationalökonomie oder der Theorie liberaler Wirtschaftspolitik. Er baut auf der reichen, zum Teil durch ihn aus dem Bewußtsein der Ökonomen verdrängten Vorliteratur auf. Weit mehr, als oft angenommen, ist sein Schaffen nur Wachstum in unserer Wissenschaft, nicht Revolution. Er ist freilich der Adam des insofern unzutreffend benannten<sup>149</sup> *Say*'schen Gesetzes, der problematischen klassisch-neoklassischen Idee des automatischen Vollbeschäftigte-Mengen-Gleichgewichtes. Bleibend hingegen ist nur seine Idee des — möglicherweise durchaus unlimitierten — Wirtschaftswachstums; er ist „nur“ der Adam der Wachstumstheorie und -politik.

*Adam Smith's* „Wealth of Nations“, eine paradoxe Revolution, paradox als verspätetes Lehrbuch längst akzeptierter Werturteile, die aber als revolutionär hingestellt werden, paradox als konservative politische Revolution, als Konkordanzformel zwischen Tories und „skeptischen“ Whigs<sup>150</sup>, paradox, weil schwache und oft auch empirisch falsche Gedanken erfolgreich waren, während für *Smith* kennzeichnende, richtige Ideen bald wenig Echo fanden, paradox, weil ein zentraler Gedanke, die Abhängigkeit des Wirtschaftswachstums von erhöhter Ersparnis falsch war und erst später richtig wurde. Eine wirtschaftswissenschaftliche Revolution ist wie eine Mur, eine Schlammlawine. Vorangetrieben wird sie durch den Wasserstrom ihrer wirtschaftspolitischen Grundideen. Überwältigt durch den Druck dieses Wasserstromes werden die Nachfolger mitgerissen und können nicht mehr unterscheiden, welche Festteile in der Schlammlawine edles Gestein, welche hingegen Abraum und Unrat sind. Diese Ununterscheidbarkeit infolge der Stärke der mitschwingenden Werturteile kennzeichnet eine staatswissenschaftliche Revolution gegenüber einer naturwissenschaftlichen. Die Größe eines

<sup>148</sup> W. J. *Samuels*, The Classical Theory of Economic Policy, Cleveland, New York, 1966, Kap. 2, S. 21 ff.

<sup>149</sup> Siehe T. *Sowell*, *Say's Law — An Historical Analysis*, Princeton, N. J., 1972; *Sowell* hebt *Smith* als den ersten maßgeblichen Autor zum „*Say*"schen Gesetz hervor, z. B. S. 33.

<sup>150</sup> Siehe D. *Forbes*, Sceptical Whiggism, Commerce, and Liberty; in: Essays on *Adam Smith*, A. S. *Skinner* und T. *Wilson* (Hrsg.), Oxford 1975, S. 179 ff.

Wirtschaftswissenschaftlers ist nicht zu messen an der Reinheit des von ihm geformten Materials, sondern an der Wucht der Lawine, die er auslöst. Zum Unterschied vom Naturwissenschaftler, der, wie *Thomas Kuhn* betont, nie Klassiker liest, muß der Staatswissenschaftler Klassiker lesen, weil er in den wissenschaftlichen Lawinen noch immer — und immer wieder — Edelsteine finden kann. Die größte wissenschaftliche Lawine unserer Disziplin ist die, die weggetreten wurde von *Adam Smith*. Daher besagt auch das einzige Gesetz unserer Wissenschaft, das wir unumstritten das *Smith'sche* nennen können, in der Formulierung von *Gordon Tullock*: „One of the more immutable of the immutable economic laws is that every sentence in the *Wealth of Nations* will eventually become a book“<sup>151</sup>; zumindest aber ein Festvortrag oder ein Ausschußreferat.

---

<sup>151</sup> *G. Tullock*, „The New Theory of Corporations“, in: *E. Streissler* u. a. (Hrsg.), *Roads to Freedom, Essays in Honour of Friedrich A. von Hayek*, London 1969, S. 287 ff., hier S. 287.

# Nachfrage und Zufuhr in der klassischen Ökonomie

Von *Bertram Schefold*, Frankfurt/M.

## 1. Anlaß und Fragestellung

Von der Geschichte ihres Fachs erfahren die meisten Mathematikstudenten fast nichts, während Philosophie oft ausschließlich als Einführung in die Entwicklung des abendländischen philosophischen Denkens gelehrt wird. Die Gründung eines Ausschusses für Dogmengeschichte rechtfertigt sich durch die Einsicht, daß Grundfragen von Wirtschaft und Gesellschaft nicht wie mathematische Probleme abschließend gelöst werden, sondern wie philosophische wiederkehren<sup>1</sup>. Da sich der Zusammenhang zwischen Ideengeschichte und Realentwicklung in der Ökonomie aus guten Gründen leichter erschließt als in der Philosophie, ist die historische Sicht der politischen Ökonomie auch allgemeingeschichtlich fruchtbar<sup>2</sup>. Obwohl es im folgenden nicht um die großen Fragen der Wirtschaftsordnung und der Entwicklungsgesetze geht, sondern um das eher „technische“ Problem, wie die Klassiker das Spiel von Angebot und Nachfrage trotz ihrer kostenorientierten Preistheorie analysieren konnten, soll der scheinbar „nur“ historische Ausgangspunkt zu aktuellen Bezügen führen.

Bei den Begriffen „Angebot“ und „Nachfrage“ denkt man heute sofort und unwillkürlich an die Marshallianische Konstruktion zweier Kurven, deren Schnittpunkt Gleichgewichtspreis und Gleichgewichtsmenge angibt. Die Klassiker kamen ohne diese Vorstellung aus; ihnen ist gemein, daß der in der Terminologie von *Adam Smith* „natürlich“ genannte Preis gleich den Kosten (einschließlich Profit) ist, zu denen eine Ware langfristig in der Menge zu Markt gebracht werden kann, die durch die bei diesem Preis entstehende, monetär wirksame („effektive“) Nachfrage bestimmt wird<sup>3</sup>. Vom Standpunkt der Neoklassik

---

<sup>1</sup> Vgl. *F. Neumark*, Zyklen in der Geschichte ökonomischer Ideen, in: Symposium in memoriam Edgar Salin, *Kyklos*, August 1975, S. 16 - 42.

<sup>2</sup> Um so mehr muß man die faktische Zurückdrängung der Dogmengeschichte in den Curricula der wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereiche als bedenkliches Anzeichen mangelnder Bereitschaft und Befähigung zur historischen Reflexion werten. Denn diese ist nicht eine Flucht in die Vergangenheit; viel eher befürchte ich hinter der geübten Hypostasierung der Gegenwart eine Flucht vor der Zukunft.

<sup>3</sup> Auf diese etwas zu glatte Formel bringt *J. Schumpeter* den Zusammenhang in seiner „History of Economic Analysis“, London 1954, S. 308.

ist der Ansatz vor allem deswegen mangelhaft, weil er in der langen Periode den subjektiven Faktor bei der Nachfrage nicht angemessen zu berücksichtigen und in der kurzen die Preise nicht adäquat zu erklären scheint. Es kann jedoch gezeigt werden, daß im klassischen System auf beide Fragen konsistente Antworten gegeben wurden.

An der Denkweise der klassischen Theoretiker ist wichtig, daß für die Preisbestimmung in der langen Periode die Produktionsmengen grundsätzlich als gegeben gedacht sind: Dem Preissystem kommt unter anderem die Funktion zu, Austauschverhältnisse zu bestimmen, die technisch und gesellschaftlich die Reproduktion ermöglichen. Die grundlegende Fragestellung war nicht, ein Marktgleichgewicht von Angebot und Nachfrage für einen gegebenen Zeitabschnitt zu finden, sondern *Bedingungen für die Akkumulation des Kapitals und der Profitmaximierung ohne gegebenes Ende des zeitlichen Horizonts* zu ermitteln. Die Untersuchung der Marktpreise der kurzen Periode betraf demgemäß die zufälligen Störungen der Reproduktion durch natürlich oder historisch verursachte Einzelereignisse, wie sie die Entsprechung von Nachfrage und Zufuhr unaufhörlich aufheben und dadurch Gegenkräfte einer Wiederannäherung auslösen. Für den Marktpreis gab es, dem Wesen des Zufälligen entsprechend, kein allgemeines Gesetz.

Wenn die englischen Klassiker meist von „*supply*“ sprachen, bezogen sie sich mehr auf das Resultat der Produktion als auf den gewünschten Austausch, so daß man etwa sagen kann, „*supply*“ (Zufuhr) ist das, was — wie *Ricardo* sagt — dank der Produktion „zu Markt gebracht“ wird, „*offer*“ (Angebot) das, was der subjektiven Bereitschaft entspricht, im eigenen Besitz befindliche Güter oder Faktoren in den Austausch zu geben. *Marx* benutzt beide Termini, wobei die hier vorgeschlagene Differenzierung anklängt, aber nicht konsequent durchgeführt oder ausdrücklich hervorgehoben wird<sup>4</sup>.

Die Untersuchung bezieht sich im wesentlichen auf die Hauptvertreter der klassischen Ökonomie: *Adam Smith* und *David Ricardo*. Wo sie interessante Ergänzungen liefern, werden *R. Torrens*, *Th. Malthus* und *J. St. Mill* herangezogen. In einem späteren Aufsatz sollen Probleme der Vorgeschichte der Unterscheidung von Marktpreis und natürlichem Preis diskutiert werden<sup>5</sup>.

<sup>4</sup> Z. B. *Marx/Engels* Werke, Band 25, S. 187 f. Das Wortregister der DDR-Ausgabe übergeht die Differenz. Vgl. auch den von mir angeregten Aufsatz von *P. D. Groenewegen*, The Origin of the Phrase „*Supply and Demand*“, The Economic Journal LXXXIII, June 1973. S. 505 - 509.

<sup>5</sup> An dieser Stelle möchte ich Herrn Diplom-Volkswirt *Peter Lindenthal* und Frau Diplom-Volkswirt *Brigitte Preißl* für vorbereitende Arbeiten zu diesem Referat und für fruchtbare Diskussionen herzlich danken. Ferner danke ich für zahlreiche Anregungen insbesondere von Kollegen im Dogmenhistorischen Ausschuß des Vereins für Socialpolitik, die ich nicht im einzelnen erwähnen kann.

## 2. Die Funktion des natürlichen Preises

Wesentlich für die klassische Theorie war die Unterscheidung zwischen dem „natürlichen Preis“ und dem „Marktpreis“ einer Ware.

Der natürliche Preis ist dem Marktgeschehen der kurzen Periode logisch vorgelagert, er existiert unabhängig von den am Markt vorzufindenden Bedingungen. In der Größenbestimmung des natürlichen Preises unterscheiden sich *Smith* und *Ricardo* bekanntlich; aber seine Funktion ist bei beiden dieselbe. Für *Smith* stellt sich die Größenbestimmung so dar: Als natürlicher Preis gilt der Preis, der langfristig nötig ist, um die Zufuhr einer Ware dadurch zu erwirken, daß die drei Komponenten des Preises, Rente, Lohn und Profit, gemäß den „natürlichen“ Raten entlohnt werden<sup>6</sup>. Er wendete sich damit politisch gegen mercantilistische Privilegien und Monopolpreissetzungen<sup>7</sup>. Funktional aber gilt: Indem Landlords, Arbeiter und Kapitalisten zu — von Kompressionsgründen abgesehen — uniformen Raten entlohnt werden, wird langfristig das Wachstum gesteigert<sup>8</sup>. Die Abweichungen der Marktpreise von den natürlichen Preisen sind temporär.

*Smith* begründet damit die klassische Methode der Analyse „langfristiger Positionen“<sup>9</sup>. Sie bilden das Gravitationszentrum, zu dem die Wettbewerbsökonomie langfristig hinstrebt. Durch die Arbeitsteilung, so *Smith*, werden die industriell erzeugten Waren billiger und, wenn die Reallöhne im Verhältnis zur Arbeitsproduktivität steigen, wird die Arbeit teurer. Andererseits steigen mit dem Fallen von Preisen bei gleichem Geldlohn automatisch die Reallöhne, und, da die Arbeiter den größten Teil der Bevölkerung ausmachen, steigt der Volkswohlstand, ausgedrückt in der Menge der Konsumgüter, die gekauft werden kann. Ein sinkender Preis erhöht also den Volkswohlstand. *Marx* hat, *Smith* in Anwendung auf die Konjunktur aufgreifend und abwandelnd, hervorgehoben, daß ein Steigen des „Preises der Arbeit“ im „Fortschritt der Akkumulation“ nichts „wunderbares“ sei, solange die Arbeitsverknappung im Aufschwung nicht „den Stachel des Gewinns abstumpft“. Andernfalls nimmt die Akkumulation ab. In — was die Schlüsselrolle der Nachfrage betrifft — fast keynesianisch zu nennender Zusammenfassung:

<sup>6</sup> Vgl. A. *Smith*, *The Wealth of Nations*, hrsg. v. E. Cannan, 1904, hier zitiert in der Ausgabe London 1961, Buch I, Kap. viii, ix, xi.

<sup>7</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., S. 69.

<sup>8</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., I, x, dargestellt insbesondere im Gegensatz zur iliberalen Politik auf dem europ. Kontinent im zweiten Teil von I, x.

<sup>9</sup> Vgl. P. *Garegnani*, On a Change in the Notion of Equilibrium in Recent Work on Value and Distribution, in: Essays in Modern Capital Theory, hrsg. v. M. *Brown*, K. *Sato* und P. *Zarembka*, North-Holland 1976, S. 27.

„Um mathematischen Ausdruck anzuwenden: Die Größe der Akkumulation ist die unabhängige Variable, die Lohngröße die abhängige, nicht umgekehrt<sup>10</sup>.“

Schließlich muß festgehalten werden, daß die langfristigen Positionen bei *Smith* keineswegs auf konstanten Erträgen in der langen Periode beruhen; seine Diskussion der Arbeitsteilung verweist vielmehr deutlich auf Kostendegression.

*Ricardo* übernimmt den *Smithschen* Begriff des natürlichen Preises der Waren und der Arbeit im Sinne der Produktionskostenbestimmung<sup>11</sup> und zwar, wie *Smith*, im Unterschied zu den betreffenden Marktpreisen<sup>12</sup>; er kann den Begriff „natürlich“ nicht auf die Rente (die nicht in die Produktionskosten der Waren eingeht) und den Profit (als Residuum im Surplus der Produkte nach Abzug der Waren- und Lohnkosten) erstrecken. Sein Beitrag zur Marktpreistheorie ist fast so kurz, wie das auf die von *Smith* getroffene Unterscheidung von Marktpreis und Produktionspreis zielende Zitat ausdrückt:

In the 7th chapter of the Wealth of Nations all that concerns this question is most ably treated<sup>13</sup>.“

Im folgenden setzt *Ricardo* die Gewichte, wobei er — inkonsequent — hier auch den Profit „natürlich“ nennt:

„Having fully acknowledged the temporary effects which, in particular employments of capital, may be produced on the prices of commodities, as well as on the wages of labour, and the profits of stock, by accidental causes, without influencing the general price of commodities, wages or profits, since these effects are equally operative in all stages of society we will leave them entirely out of our consideration, whilst we are treating of the laws which regulate natural prices, natural wages and natural profits, effects totally independent of these accidental causes<sup>14</sup>.“

Sein Hauptanliegen (die Bestimmung des Zusammenhangs von Wachstum und Verteilung) ist wohlbekannt. Daraus folgt eine wichtige Aussage über die „langfristigen Positionen“:

Da er davon ausging, daß die Landwirtschaft durch Übergang auf immer schlechtere Böden mit abnehmenden Erträgen produziert, mußte er verschiedene Reproduktionssysteme annehmen. Steigt das notwendige Kornquantum, etwa weil die Industrie mehr Arbeiter benötigt und die Bevölkerung wächst, so steigt der natürliche Preis des Korns

<sup>10</sup> Marx/Engels Werke, Band 23, S. 648.

<sup>11</sup> Zu Waren: *D. Ricardo, Works and Correspondence*, Vol. I, hrsg. v. P. *Sraffa*, Cambridge 1951, S. 385. Zu Arbeit: Ebenda, S. 93.

<sup>12</sup> Vgl. *D. Ricardo*, ebenda, Kap. IV für Waren, S. 94 für Arbeit.

<sup>13</sup> *D. Ricardo*, ebenda, S. 91.

<sup>14</sup> *D. Ricardo*, ebenda, S. 91 f.

in der Regel. Eine Steigerung der effektiven Nachfrage bewirkt zunächst das Steigen des Marktpreises über den natürlichen Preis. Muß dabei auf weniger fruchtbare Land übergegangen werden, um die erforderliche Menge Korn zu erzeugen, so fällt der Preis nicht auf den ursprünglichen natürlichen Preis zurück. Steht dagegen noch genügend Land von gleicher Fruchtbarkeit zur Verfügung, so wird die Zufuhr ausgedehnt, und der Marktpreis fällt wieder auf den natürlichen Preis. Da Korn als typisches Konsumgut der Arbeiter den Hauptteil der vom Lohn gekauften Güter ausmacht, steigt auch der natürliche Preis der Arbeit, wodurch sich alle relativen Preise verschieben.

Auch *Ricardo* setzt somit in der Analyse langfristiger Positionen keine konstanten Erträge voraus. Das Wachstum ist kein „steady state“ oder „goldenes Zeitalter“. Die Sektoren expandieren mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten; dennoch werden für die Bildung der natürlichen Preise uniforme Raten von Löhnen und Profiten vorausgesetzt.

Der natürliche Preis entspricht den Produktionskosten. Außer bei Monopolwaren bleiben Nachfrage und Zufuhr ohne Einfluß:

„... but the prices of commodities, which are subject to competition, and whose quantity may be increased in any moderate degree, will ultimately depend, not on the state of demand and supply, but on the increased or diminished cost of their production<sup>15</sup>.“

Die Zeitgenossen übernehmen die Methode. Während *Torrens*<sup>16</sup> noch recht eng mit *Smith's* und *Ricardos* Auffassung verbunden ist, ist bei *Malthus* allerdings ein deutlicher Bruch eingetreten. Er legt das Hauptgewicht auf die Erklärung des *Marktpreises* und identifiziert diesen mit dem Wert:

„The worth of a commodity is its market price, not its natural or necessary price; it is its value in exchange, not its cost<sup>17</sup>.“

*Malthus'* Konzept enthält implizit eine Nutzentheorie des Wertes.

---

<sup>15</sup> *D. Ricardo*, a.a.O., S. 385.

<sup>16</sup> Bei *Torrens* ist der natürliche Preis dasselbe wie die Produktionskosten, wobei jedoch der Profit nicht ein Teil derselben ist. Der natürliche Preis ist also das Kapital, das angewandt wurde, um ein Gut zu produzieren. Gleiche Mengen eingesetzten Kapitals bringen gleiche Tauschwerte hervor. Damit kommt *Torrens* ebenfalls zu der Annahme einer einheitlichen Profitrate. Der Profit stellt sich *Torrens* dar als Surplus, der nach Deckung der Kosten verbleibt und einen Teil des Marktpreises bildet. Da sich der Marktpreis immer vom natürlichen Preis unterscheidet, sonst erhielten die Unternehmer keine Profite, muß *Torrens* die Vorstellung von einem natürlichen Preis, dem sich der Marktpreis langfristig tendentiell angleicht, als falsch erscheinen. Die Grundkonzeption bleibt dennoch ricardianisch (vgl. *R. Torrens*, *An Essay on the Production of Wealth*, 1821, hrsg. v. *J. Dorfman*, New York 1965).

<sup>17</sup> *T. R. Malthus*, *Principles of Political Economy*, in: *Notes on Malthus's Principles of Political Economy*, *The Works and Correspondence of David Ricardo*, Vol. II, a.a.O., S. 54.

### 3. Die Bestimmung des natürlichen Preises

*Adam Smith* bestimmt den natürlichen Preis als die Summe seiner Komponenten: Lohn, Profit und Rente. Die Komponenten werden zu ihren „natürlichen Raten“ entlohnt. Was als natürliche Raten zu gelten hat, hängt letztlich von historischen Bestimmungen ab.

Der Wert der Produktionsmittel wird aufgelöst in Lohn, Profit und Rente. Bei *Smith* geht es daher im folgenden auch mehr um den Zusammenhang zur Verteilung der Revenue als um die Preisbestimmung: *Die Elemente des Wertes der einzelnen Ware bestimmen die Einkommen*. Diese Vorgehensweise setzt jedoch voraus, daß es eine Ware gibt, die schließlich ohne Produktionsmittel hergestellt wird. *Marx* erkennt, daß man so nicht zur Preisbestimmung gelangt<sup>18</sup>. In *Sraffas* Terminologie: *Smith* übersieht, daß alle Reproduktionssysteme Basiswaren enthalten. Auf den ersten Blick sieht es nun so aus, als habe *Smith* die Arbeitswertlehre als Grundlage der Preisbestimmung zugunsten einer Komponententheorie aufgegeben. Der Widerspruch löst sich jedoch auf, da der Wert der Komponenten in kommandierter Arbeit gemessen wird:

„The real value of all the different component parts of the price, it must be observed, is measured by the quantity of labour which they can, each of them, purchase or command. Labour measures the value not only of that part of price which resolves itself into labour, but of that which resolves itself into rent, and of that which resolves itself into profit<sup>19</sup>.“

*Jean Cartelier* hat die unter anderem von *Marx* in den „Theorien über den Mehrwert“ behauptete Widersprüchlichkeit bei *Smith* (Vermengung der Begriffe von kommandierter und verkörperter Arbeit) widerlegt und kommt zum Schluß:

„La théorie de *Smith* n'a rien à voir avec la théorie de la valeur-travail de *Marx*; elle est une théorie de la *mesure* des prix par le travail commandé et de la *détermination* des prix par les trois composantes<sup>20</sup>.“

Aber auch wenn die Methode von *Smith* nicht im Ansatz widersprüchlich ist, läßt sie sich doch nicht konsequent zu Ende führen: Der Geldlohn ist bestimmt durch den Preis der notwendigen Lebensmittel, in den wieder die natürliche Rate des Lohnes eingeht. Die Betrachtung ist hier offensichtlich zirkulär.

*Smith* bemüht sich nachzuweisen, daß die *Profite* nicht einfach Lohn für die Arbeit des Überwachens und Leitens sind:

<sup>18</sup> Vgl. *K. Marx*, *Das Kapital*, Band III, *Marx/Engels* Werke, Band 25, Berlin 1962, S. 850 und *ders.*, *Theorien über den Mehrwert*, *Marx/Engels* Werke, Band 26.1, Berlin 1962, S. 69 - 74, und *A. Smith*, a.a.O., S. 57 - 59.

<sup>19</sup> *A. Smith*, a.a.O., S. 56.

<sup>20</sup> *J. Cartelier*, *Surproduit et Reproduction*, Grenoble 1976, S. 131.

„(The profits of stock) ... are, however, altogether different, are regulated by quite different principles, and bear no proportion to the quantity, the hardship, or the ingenuity of this supposed labour of inspection and direction<sup>21</sup>.“

Die Ermittlung der Profite stellt sich als äußerst schwierig heraus. Einerseits stehen sie in einem gewissen Verhältnis zum Geldzinssatz, andererseits hängen sie stark von den Preisen ab. Eine wesentliche Rolle spielt die Konkurrenz, die dafür sorgt, daß sich in allen Geschäftszweigen eine einheitliche Profitrate herstellt. Die *Profitrate* übersteigt den Zinssatz, doch *Smith* behandelt den letzteren als Indikator für die ersteren; beide sinken mit der Akkumulation des Kapitals, während die Löhne steigen. Die *Reduktion* der *Profitrate* wird nicht einem Überangebot an Kapital (wie der neoklassische Leser vielleicht glauben könnte) zugeschrieben, sondern der *Konkurrenz* und den *schwindenden Investitionsmöglichkeiten*<sup>22</sup>. Die Profite müssen stets die Risikoprämie — die *Smith* als Kostenelement behandelt — übersteigen<sup>23</sup>. Er beweist mit Hilfe der Zinseszinsrechnung ganz richtig, daß eine Erhöhung der Profitrate die Preise, ausgedrückt in kommandierter Arbeit, in geometrischen Proportionen erhöht, während eine Nominallohnsteigerung die Geldpreise nur in arithmetischer Proportion vermehrt<sup>24</sup>.

Die *Rente* erweist sich ausschließlich als Überschuß über das, was notwendig ist, um die Produktionsausgaben einschließlich Profit zu decken.

„Rent, it is to be observed, therefore, enters into the composition of the price of commodities in a different way from wages and profit. High or low wages and profit are the causes of high or low price; high or low rent is the effect of it<sup>25</sup>.“

Hier wird deutlich, daß die Rente nicht eine Komponente darstellt, die die Preisbestimmung mitträgt, sondern daß erst die Höhe des Preises (genauer, des Marktpreises) Aufschluß gibt über die Höhe der Rente.

So zeigt sich, daß die Bestimmung des natürlichen Preises durch die natürlichen Raten scheitern muß, weil immer auf Annahmen über den Preis zurückgegriffen werden muß.

<sup>21</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., S. 54.

<sup>22</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., S. 98 und Cannans Fußnote ebd.

<sup>23</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., S. 107 f.

<sup>24</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., S. 109 f. *Smith* meint möglicherweise nicht den Nominal-, sondern den Reallohn, obwohl er in Geldeinheiten argumentiert, aber dann würde seine Aussage, die aufgrund der Komponententheorie immer noch richtig erscheint, falsch unter der Annahme eines gegebenen Surplus, bei dem eine Lohnsteigerung nicht ohne eine Profitminderung denkbar ist.

<sup>25</sup> A. *Smith*, a.a.O., S. 163.

Bei *Ricardo* wird der natürliche Preis, wie bereits erwähnt, durch die Produktionskosten reguliert; je schwieriger die Produktion einer Ware ist, desto höher wird ihr Preis sein:

„... facility of production will lower natural price and difficulty of production raise it ...<sup>26</sup>.“

Daß auch *Ricardo* keiner reinen Arbeitswertlehre anhing, geht vor allem aus den von *Sraffa* entdeckten und publizierten Entwürfen „Absolute and Exchangeable Value“ hervor<sup>27</sup>. Ein (in die spätere Reinschrift nicht übernommener) Passus lautet zwar:

„I may be asked what I mean by the word value, and by what criterion I would judge whether a commodity had or had not changed its value. I answer, I know no other criterion of a thing being dear or cheap but by the sacrifices of labour made to obtain it. Every thing is originally purchased by labour — nothing that has value can be produced without it, and therefore if a commodity such as cloth required the labour of ten men for a year to produce it at one time, and only requires the labour of five for the same time to produce it at another it will be twice as cheap<sup>28</sup>.“

Dies belegt die Behauptung des Herausgebers: „This paper has importance since it develops an idea, which existed previously in Ricardo's writings only in occasional hints and allusions: namely the notion of a real or absolute value underlying and contrasted with exchangeable or relative value<sup>29</sup>.“ Die Stelle scheint darauf hinzudeuten, daß *Ricardo* wie *Marx* von der Wertbestimmung durch die Arbeitszeit *ausgeht*. Aus den Entwürfen ergibt sich im übrigen aber eindeutig, daß *Ricardo* die Zinskosten der Zeit, die zwischen der Verausgabung von Arbeit in der Produktion einer Ware und ihrer Vermarktung vergeht, auch zuletzt als *Modifikation* der Dauer der Arbeitszeit selbst in die Bestimmung des „absolute value“ (als der Grundlage des „exchangeable value“ oder der relativen Preise) aufnehmen wollte:

„... all that is left to the Political Economist is to admit that the great cause of the variation of commodities is the greater or less quantity of labour that may be necessary to produce them, but that there is also another though much less powerful cause of their variation which arises from the different proportions in which finished commodities may be distributed between master and workman in consequence of either the amended or deteriorated condition of the labourer, or of the greater difficulty or facility of producing the necessaries essential to his subsistence.“

Und, weiter unten:

„... To me it appears most clear that we should chuse a measure produced by labour employed for a certain period, and which always supposes an

<sup>26</sup> *D. Ricardo*, a.a.O., Vol. VII, S. 250.

<sup>27</sup> Vgl. *Ricardo-Ausgabe*, a.a.O., Vol. IV, S. 361 ff.

<sup>28</sup> *D. Ricardo*, a.a.O., S. 397.

<sup>29</sup> *P. Sraffa*, in: *D. Ricardo*, a.a.O., S. 359.

advance of capital because 1st it is a perfect measure for all commodities produced under the same circumstances of time as the measure itself — 2dly. By far the greatest number of commodities which are the objects of exchange are produced by the union of capital and labour, that is to say of labour employed for a certain time 3dly. That a commodity produced by labour employed for a year is a mean between the extremes of commodities produced on one side by labour and advances for much more than a year, and on the other by labour employed for a day only without any advances, and the mean will in most cases give a much less deviation from truth than if either of the extremes were used as a measure<sup>30</sup>.“

Das erste der beiden Zitate belegt, daß *Ricardo* wie immer verursachte *Verteilungsänderungen als Ursachen der Modifikation der Arbeitswertlehre* ansah. Er untersuchte sie nicht mit Hilfe der Vorstellung, die durch den *Marxschen* Begriff der technischen und organischen Zusammensetzung des Kapitals präzisiert wird, sondern, wie das zweite Zitat zeigt, durch Überlegungen, die auf die Reduktion auf datierte Arbeitsmengen und die Standardware bei *Sraffa* verweisen<sup>31</sup>. Erst bei ihm findet man denn auch eine konsistente Darlegung der klassischen Preistheorie, die allerdings nicht mehr von der Arbeitswertlehre, sondern von der Gebrauchswertstruktur des Reproduktionssystems ausgeht. In *Sraffas* Darstellung werden beide Gesichtspunkte, die unter einem anderen Namen erscheinende organisatorische Zusammensetzung und die sogenannte Reduktion auf datierte Arbeitsmengen, gemeinsam zur Erklärung der Bewegung der relativen Preise in Abhängigkeit von der Verteilung herangezogen; die Bewegung wird mit Hilfe der Standardware als einem *unveränderlichen Maßstab* bezüglich der Verteilung durchsichtig.

*Ricardo* selbst ist es nicht gelungen, einen solchen unveränderlichen Maßstab zu finden; das Gold, das er praktisch für geeignet hielt, war weder theoretisch vollkommen, noch konnten Variationen in den Produktionskosten prinzipiell ausgeschlossen werden.

Das Spiel von Nachfrage und Zufuhr könnte allenfalls für kurze Zeit die Marktpreise beeinflussen. In einem Brief an *Trower* kritisiert *Ricardo Malthus*, indem er schreibt:

„By the very definition of natural price, it is wholly dependent on cost of production, and has nothing to do with demand and supply. The terms on which a commodity can be produced, so as to remunerate the producer, will remain the same altho' the demand should be for 5 times the quantity produced<sup>32</sup>.“

In der Landwirtschaft werden mit Ausdehnung der Produktion Länder von immer geringerer Fruchtbarkeit bebaut. Das zuletzt in Bebau-

<sup>30</sup> *D. Ricardo*, a.a.O., S. 404 f.

<sup>31</sup> Vgl. *P. Sraffa*, a.a.O., Kap. VI und IV.

<sup>32</sup> *D. Ricardo*, a.a.O., Vol. VIII, S. 207.

ung genommene Land wirft *keine Rente* mehr ab, hier bestimmt sich die allgemeine Profitrate aus dem Überschuß, der nach Abzug der Kosten verbleibt, bezogen auf die Kosten. Korn wird mit steigenden Kosten produziert.

Aus *Ricardos* Konzeption könnte man deshalb ableiten, eine höhere Nachfrage nach Korn bewirke einen höheren Preis, so daß die Preise, neoklassisch ausgedrückt, auch von der Lage der Nachfragekurve abhängen. Der höhere Preis kommt aber nur dadurch zustande, daß die Produktionskosten faktisch höher geworden sind, sie bestimmen weiterhin den natürlichen Preis, nur gilt für diesen nun ein anderer, höherer Wert. Die Methode *Ricardos* besteht nicht darin, den Einfluß der Nachfrage zu leugnen, sondern darin, in der Analyse von den jeweils gegebenen Produktionsbedingungen und der Verteilung auszugehen, aus denen der natürliche Preis folgt. Er kann angegeben werden, ohne auf die Nachfrage explizit Bezug zu nehmen, obwohl sie implizit die Produktionskosten (hier das marginale Land) mit bestimmt haben mag — zusammen mit einer Vielzahl anderer, auch von der Neoklassik nicht explizit diskutierter Einflußgrößen, wie etwa die Tradition der Bebauungsmethoden oder die Arbeitsdisziplin.

Die wichtigsten Aspekte des Konzeptes des natürlichen Preises lassen sich also wie folgt zusammenfassen: Es gibt einen Preis für jede Ware, und es gibt eine uniforme Profitrate auf den Wert des in jedem Produktionsprozeß eingesetzten Kapitals. Die Bestimmung des natürlichen Preises und der allgemeinen Profitrate ist verbunden mit der Vorstellung einer gesellschaftlich notwendigen oder dominanten Technik.

Das Produktionsniveau (etwa von Korn) entspricht einem gesellschaftlichen Bedarf, der wesentlich von der Höhe der Akkumulation abhängt. Trotz uniformer Rate von Löhnen und Profiten vollzieht sich das Wachstum nicht notwendig bei konstanten Erträgen.

#### 4. Natürlicher Preis und effektive Nachfrage

##### a) Wachstum und Bedürfnisstruktur (Adam Smith)

Als *effektive Nachfrage* bezeichnet *Adam Smith* die Menge Güter, die nachgefragt wird, wenn der natürliche Preis gilt. *Smith* geht davon aus, daß die Befriedigung der Grundbedürfnisse, Nahrung, Kleidung und Behausung, noch jeder individuell besorgen kann, während die Befriedigung verfeinerter Bedürfnisse, die Geschmack und Schönheitssinn einbeziehen, Arbeitsteilung voraussetzt<sup>33</sup>. Ist die Produktion arbeits-

<sup>33</sup> Vgl. A. Smith, *Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms*, hrsg. v. E. Cannan, Oxford 1896, neue Aufl. New York 1964, S. 156 ff.

teilig organisiert, drücken die verfeinerten Bedürfnisse sich in differenzierter Nachfrage aus. Für *Smith* war es, nebenbei bemerkt, selbstverständlich, daß bei Auftreten eines landwirtschaftlichen Surpluses die Grundbesitzer schließlich mehr Rente erhalten als sie verzehren können, dadurch Luxusbedürfnisse entwickeln, die die Arbeitsteilung weiter vorantreiben. Ihnen kommt also die Funktion der „Verfeinerung der Bedürfnisse“ und die der Vertiefung der Arbeitsteilung — allerdings bei Untergrabung der feudalen Tradition — zu<sup>34</sup>.

Die Differenz zwischen *Smith* und der neoklassischen Theorie der Konsumgüternachfrage reduziert sich nicht darauf, daß *Smith* sich mehr für die sozialgeschichtliche Herkunft der Präferenzen als für ihre formale Behandlung interessiert, während die moderne Neoklassik die Akzente umgekehrt setzt. Die Nutzentheorie geht in allen ihren Formen davon aus, daß sämtliche Konsumgüter die gleiche Qualität haben, insoweit sie nur als Gegenstände der Bedürfnisbefriedigung, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität begehrte werden. Die klassische Theorie differenziert dagegen nach anderen Kriterien, z. B. bei Konsumgütern nach lebensnotwendigen Subsistenzgütern und Luxusgütern. Angesichts der prinzipiell verschiedenen Qualität der Bedürfnisbefriedigung gibt es, zumindest unter den sozialen Bedingungen der industriellen Revolution, gar keinen sinnvollen Vergleich der Intensität, mit der etwa der Tagelöhner Brot und der die Rente verprassende Landadlige den berühmten Diamanten begehrte. Dabei geht es auch nicht nur, wie das Beispiel vielleicht vermuten läßt, um das Erfassen klassenspezifischer Nachfrage oder den Verzicht auf intrapersonellen Nutzenvergleich. In der *Hobbes'schen* Tradition ist Reichtum für *Smith* Macht, nicht Nutzen<sup>35</sup>, wenn auch als Kaufkraft, die sich in kommandierter Arbeit<sup>36</sup> ausdrückt. Der Diamant ist teuer nicht etwa wegen eines hohen Grenznutzens, sondern, wie kurz schon im 1. Kapitel des „Kapital“ bemerkt, weil das Auffinden viel Arbeit kostet. Der für den Moralisten frivole Gegenstand wird andererseits nicht seines echten Nutzens wegen begehrte (der erst entdeckt werden müßte<sup>37</sup>), sondern weil er sich, wie Gold und Silber, dazu eignet, Reichtum, also die mögliche Verfügung über Arbeit, zur Schau zu stellen<sup>38</sup>.

<sup>34</sup> Vgl. A. *Smith*, *Wealth of Nations*, a.a.O., S. 437 f.

<sup>35</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., S. 35.

<sup>36</sup> *Hollander* übersieht die Verbindung von Macht und Reichtum gänzlich, wenn er die Verwendung der kommandierten Arbeit als eines Reichtumsmaßes als Ausdruck einer subjektiven Orientierung *Smith's* werten will. (S. *Hollander*, *On the Role of Utility and Demand in the 'Wealth of Nations'*, in: A. *Skinner* (Hrsg.), *Essays on Adam Smith*, Oxford 1975, S. 313 ff.).

<sup>37</sup> Vgl. A. *Smith*, *Lectures*, a.a.O., S. 156, 159, 177 f.

<sup>38</sup> Vgl. P. *Lindenthal*, *Nachfrage und Zufuhr*, unveröffentlichtes Manuskript, Frankfurt 1977. P. H. *Douglas* schreibt: „Not only is utility not a

So verspielt der Adel des 17. und 18. Jahrhunderts sein Erbe, denn die reale Macht des traditionellen Feudalherren über seine Vasallen, Fronbauern und Knechte war weit größer als die des für Smith „modernen“ Rentenbeziehers, der eine in Wirklichkeit kleinere Macht über eine größere Zahl durch die von seinem Pomp kommandierte Arbeit dokumentieren will<sup>39</sup>. Der Versuch, die feudale Hofhaltung durch Demonstration von käuflichem, privatem Reichtum zu ersetzen, mißlingt.

Die in Realien anfallenden Einkünfte des früheren Adels konnten nur an die unmittelbar Abhängigen (Knechte, Soldaten) umverteilt werden; der Mechanismus diente, einschließlich der Gastmähler, lokaler gesellschaftlicher Integration, die sich von den feudalen Wirren im Land als Ganzem abhob. Aber der spätere Adel entmachte sich selbst durch eine erst dank dem Aufstieg der Händler und Fabrikanten ermöglichte Verschwendug der monetären Rente. Die Adligen,

„having sold their birth-right, not like Esau for a mess of pottage in time of hunger and necessity, but in the wantonness of plenty, for trinkets and baubles, fitter to be the playthings of children than the serious pursuits of men, (...) became as insignificant as any substantial burgher or tradesman in a city. A regular government was established in the country as well as in the city. (...) A revolution of the greatest importance to the public happiness, was in this manner brought about by two different orders of people (Adel und Bürgertum; B. S.) who had not the least intention to serve the public<sup>40</sup>.“

Wenn die so rücksichtslos getadelte Eitelkeit also dennoch eine „Revolution von höchster Bedeutung für das öffentliche Glück“ hervorbringt, muß man nicht die Akteure des Dramas, sondern die *hier* wieder zum Zug kommende „unsichtbare Hand“ aus der „Theory of Moral Senti-

---

determinant of exchange value, but — and here Smith goes farther than Ricardo and later exponents of the labour theory of value — it is not even a necessary prerequisite.“ (Zitiert nach H. M. Robertson, W. L. Taylor, A. Smith's Approach to the Theory of Value, *The Economic Journal*, LXVII, June 1957, S. 181 ff., hier S. 184).

<sup>39</sup> Vgl. A. Smith, *Wealth of Nations*, S. 434 ff.

<sup>40</sup> A. Smith, a.a.O., S. 439 f. In der Tat hatten sich die sichtbaren Formen der Repräsentation geändert. Ein Beispiel für den Übergang von mittelalterlicher zu moderner Gesinnung und Zur-Schaustellung des Reichtums: „S. Maria Maggiore ist die größte unter den etwa 80 Marienkirchen in Rom. ... Die prächtige Decke, zu deren reicher Vergoldung das erste aus Amerika gekommene Gold verwendet wurde, ist von 1493 - 98.“ K. Baedeker, Italien, Leipzig 1908, S. 226 f. — Luxusgüter waren ursprünglich ebensowenig nur private Konsumgüter, wie Gold nur Geldfunktionen erfüllte. Obwohl die klassischen Ökonomen für die private, bürgerliche Form des Reichtums eintraten, konnte ein Adam Smith im 18. Jahrhundert unmöglich wie ein Nutzentheoretiker des späten 19. Jahrhunderts übersehen, daß der Luxus nicht nur die Genüßmöglichkeit des Besitzenden, sondern auch seine gesellschaftliche Stellung erglänzen läßt. Daher die Identifikation des Niederen mit dem Höheren, oder, in der Sprache von Smith, die ‚Sympathie‘, welche Smith als stoischem Moralisten mißfällt und die er doch um des Ansporns zu wirtschaftlichem Wachstum willen preist.

ments“<sup>41</sup> loben, denn sie „legitimiert . . . die künstlichen Bedürfnisse, die im Streben nach Reichtum und Luxus praktisch werden, von den produktiven ökonomischen Konsequenzen her, die sie im Gefolge haben . . . Die *Smithsche Philosophie* des Reichtums erscheint . . . als eine Theorie des Wirtschaftswachstums, welche sich nicht nur den ökonomischen, sondern auch den kulturellen und politischen Fortschritt aus der Dynamik der künstlichen Bedürfnisnatur des Menschen zu erklären bemüht“<sup>42</sup>.

Gegenüber dem in der Klassik im Vordergrund stehenden einfachen Kontrast von „notwendigem“ und „Luxus“-Konsum, der heute zu kurz greift, wird man einwenden, daß die gewaltigen sozio-ökonomischen Verschiebungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts (und namentlich das Steigen der Löhne auf ein Niveau, bei dem die Redeweise vom Subsistenzlohn angesichts wirklicher Armut anderswo zur dogmatisch-marxistischen Frivolität geworden ist), der modernen Haushaltstheorie mit ihrer Betonung des Nutzenvergleichs schon eher Recht geben. Der Einwand würde aber der Differenzierung der *Smithschen* Argumentation nicht gemäß sein, die zeigen will, wie die kulturell bedeutsamen Bedürfnisse infolge der Mechanismen der Sympathie im Wachstum bei ungleicher Einkommensverteilung und mit der Unterstützung staatlich vermittelter Bildung gehoben werden.

Eine aktuelle Übertragung *Smithschen* Denkens über die Bedürfnisentwicklung müßte daher, würde sie gewollt, in die Kulturkritik führen. Sie existiert heute als soziologische Bedürfnisforschung, als informierende oder manipulierende Werbung, in Prognoseversuchen der zukünftigen Bedürfnisentwicklungen<sup>43</sup> — kurz, überall dort, wo man im Wandel der Präferenzen und in der Wertung des Wandels, aber nicht in der Verabsolutierung der Wünsche vereinzelter, geschichtsloser Individuen das Problem sieht. Es ist kein Zufall, daß wir heute, wie *Smith*, die Bedürfnisse wieder im Rahmen der Wachstumsproblematik hinterfragen, die zu seiner Zeit mit der industriellen Revolution eine nie gekannte Beschleunigung erfuhr. Wir werden allerdings — angesichts heute sichtbarer Grenzen des Wachstums — kaum wie er unproduktive Arbeit als nicht wachstumsfördernd anprangern, da uns die Ausdehnung des im klassischen Sinne nicht produktiven tertiären Sektors in gewissem Grad vor noch stärkerer Vernutzung endlicher Ressourcen bewahrt.

<sup>41</sup> „The rich . . . are led by an invisible hand . . . to advance the interest of the society . . .“ *A. Smith*, *The Theory of Moral Sentiments*, hrsg. v. *D. D. Raphael* und *A. L. Macfie*, Oxford 1976, S. 184 f.

<sup>42</sup> *K. Medick*, *Naturzustand und Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft*, Göttingen 1973, S. 231.

<sup>43</sup> Vgl. z. B. *K. M. Meyer-Abich* (Hrsg.), *Was braucht der Mensch, um glücklich zu sein?*, München 1979.

*Smith* begriff das Verhältnis von zweckbestimmter Arbeit und freier Betätigung als den zentralen Punkt. Man erinnert sich etwa seiner großen Gegenüberstellung in Würdigung der Arbeitsteilung: hier der verhältnismäßige Reichtum des einfachen Arbeiters, dort die „Entfremdung“ seiner Tätigkeit im Vergleich mit dem Leben des Wilden, wodurch die Beziehung zwischen Arbeit und Bedürfnisbefriedigung kraftvoll veranschaulicht wird:

„In such societies ... Invention is kept alive, and the mind is not suffered to fall into that drowsy stupidity, which, in a civilised society, seems to benumb the understanding of almost all the inferior ranks of people. In those barbarous societies every man is a warrior ... a statesman ... [and] does ... almost everything which any other man does ... In a civilised state, on the contrary ... notwithstanding the great abilities of [the] few, all the nobler parts of the human character may be, in a great measure, obliterated and extinguished in the great body of the people<sup>44</sup>.“

Die Plastizität solcher Gedanken, die — positiv gewendet — in der *Hegelschen Rechtsphilosophie* nachklingen<sup>45</sup> und — negativ — bei *Marx*, belegen „diese *Smithsche* Vielfältigkeit, die dem üblichen Bild, das schon in *Smith* nichts als einen reinen Theoretiker, einen Vor-*Ricardo* sieht, aufs schärfste widerspricht“<sup>46</sup>. Die Nutzentheorie von *Smith* — wenn wir diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen dürfen — geht weit über die moderne Formulierung der Entscheidungslage des Konsumenten hinaus, indem sein Begriff vom Gebrauchswert auf das in einem gesellschaftlichen Kontext inhaltlich „objektiv“ Nützliche eines Gegenstandes im historischen Wandel zielt. Seine „Theory of Moral Sentiments“ betrifft die Ordnung von Verhaltensweisen, welche die kulturelle Höherentwicklung des Menschen sichern sollen, und *das* ist bei ihm Konsumtheorie im weitesten Sinne. Oder, umgekehrt ausgedrückt, die formalisierte Konsumtheorie der neueren Lehrbücher ist die kaum mehr kenntliche Spur der großen kulturphilosophischen Fragen der frühen politischen Ökonomie.

### b) Warenproduktion mittels Waren (Torrens, Ricardo)

Das vom neoklassischen so verschiedene Verständnis der Bedürfnisstruktur und der Bedürfnisbefriedigung in arbeitsteiligen, warenproduzierenden Gesellschaften hat bei *Smith* und in den klassischen Systemen überhaupt eine präzise theoretische Grundlage in der Verschränkung von Wert- und Akkumulationstheorie. „Die Geschichte des

<sup>44</sup> A. *Smith*, The Wealth ..., a.a.O., Bd. II, S. 303 f.

<sup>45</sup> Vgl. G. W. F. *Hegel*, Grundlinien der Philosophie des Rechts, §§ 189 bis 208.

<sup>46</sup> E. *Salin*, Politische Ökonomie: Geschichte der wirtschaftspolitischen Ideen von Platon bis zur Gegenwart, 5. erweiterte Aufl., Tübingen, 1967, S. 74 f.

Nutzens ist nicht eine Geschichte der Nachfrage!“, schreibt *Stigler* zu Recht<sup>47</sup>. Der Komplex der Nachfrage ist bei weitem reicher, als was in der Reduktion auf den Nutzen sichtbar wird. Der theoretische Rahmen muß dieser Diskussion adäquat sein. Er ist, schon bei *Smith* in aller Deutlichkeit, die Vorstellung der wirtschaftlichen Reproduktion als eines Kreislaufs *unter Einschluß des Konsums*, denn nur wenn der Stand der technologischen Entwicklung als Komplex der gesellschaftlich notwendigen Produktionsmethoden und der Konsum als notwendiger Konsum und Luxuskonsum gegeben gedacht sind, verknüpfen sich die Analysen vom Mechanismus der Akkumulation mit der historischen, sozial-kritischen Argumentation als Erörterung dieser „Notwendigkeiten“. Die neoklassische Fragestellung der optimalen Allokation gegebener Ressourcen zur Befriedigung gegebener Präferenzen verschließt sich dagegen im Prinzip (wenn auch nicht unbedingt in der Praxis des engagierten Wissenschaftlers) beidem, da das Problem der Optimierung methodisch auf einer anderen Ebene liegt als das der historischen Bestimmung. Die Klassik analysiert die Daten zu Produktion und Konsum im Hinblick auf ihre Interdependenz (z. B. in der Einkommensverteilung) und — kritisch — im Hinblick auf ihre Entstehungsursachen. Beim zweiten Bereich denken wir (und mit Recht) vor allem an *Smith*, beim ersten an *Ricardo* und seine Anhänger, aber beide Bereiche sind methodisch verknüpft.

Dies kommt bei *Torrens* analytisch im folgenden Zitat zum Ausdruck:

„In the production of every commodity certain portions of some other commodities are consumed. Effectual demand must therefore consist in the power and the inclination to give for a commodity, either by direct or circuitous exchange, a quantity of the other commodities required in their production, somewhat greater than their production actually costs<sup>48</sup>.“

So erfordert etwa die Produktion der Ware Korn belebte und unbelebte Materie („Produkte“) in vielfältiger Form, aber nur die in die Produktion eingehenden *Waren* (einschließlich der von Arbeiter, Pächter und Landbesitzer konsumierten Waren) werden im kommerziellen Austausch ersetzt. *Torrens* entwickelt mit langen Zahlenbeispielen eine sich reproduzierende Wirtschaft, in der Waren mit Hilfe von Waren reproduziert werden; der in Rede stehende Überschuß ersetzt den Profit. Wir haben es somit mit einem Modell der erweiterten Reproduktion vom Typus des *von Neumann- oder Straffa-Modells* zu tun<sup>49</sup>, bei einheitlicher Rate des Profits und ggf. auch der Akkumulation. Daher:

<sup>47</sup> Vgl. G. J. Stigler, The Development of Utility Theory, *Journal of Political Economy*, LXIII (1950), S. 307 ff., hier S. 308.

<sup>48</sup> R. Torrens, a.a.O., S. 342.

<sup>49</sup> Von Neumann, insofern wir „balanced growth“ vor uns haben; *Straffa*, insofern die Zahl der Sektoren gleich der der Waren ist. Vgl. hierzu B. Schefold, On Counting Equations, *Zeitschrift für Nationalökonomie*, XXXVIII,

„Effectual demand consists in the power and inclination, on the part of consumers, to give for commodities, either by immediate or circuitous barter, some greater portion of all the ingredients of capital than their production costs<sup>50</sup>.“

Dies wird nun im Rahmen eines „Schemas der Reproduktion“, aber nicht, wie bei Marx, in Tausch-, sondern in Gebrauchswerten dargestellt.

„Let us suppose that there exists a society consisting of one hundred cultivators, and one hundred manufacturers, and that the one hundred cultivators expend one hundred quarters of corn and one hundred suits of clothing, in raising two hundred and twenty quarters of corn, while the one hundred manufacturers expend one hundred quarters of corn and one hundred suits of clothing, in preparing two hundred and twenty suits<sup>51</sup>.“

Formal ergibt sich also:

$$\begin{aligned} 100 \text{ corn} + 100 \text{ clothing} &\rightarrow 220 \text{ corn} \\ 100 \text{ corn} + 100 \text{ clothing} &\rightarrow 220 \text{ clothing} \end{aligned}$$

Es folgt ein Tauschverhältnis 1 : 1 und eine aus der physischen Reproduktionsrate abzuleitende Profitrate von 10 %. Es gelingt *Torrens* nicht, die einschränkende Bedingung gleicher Kapitalzusammensetzung in beiden Sektoren zu überwinden<sup>52</sup>, aber der Hauptpunkt wird sofort klar: Die Entsprechung von Nachfrage und Zufuhr wird nicht durch das Auffinden von Gleichgewichtspreisen vermittelt, sondern ist gegeben, wenn die Proportionen der physischen Reproduktion der Gebrauchs-wertstruktur gefunden sind. Daher:

„... an absolute increase in the effectual demand for a commodity may arise from two distinct causes, — an increase in the quantity of the ingredients of capital offered in exchange for it, or a diminution in the quantity of those ingredients required in its production<sup>53</sup>.“

---

1978, S. 253 ff., und ders., Von Neumann and *Sraffa*, Mathematical Equivalence and Conceptual Difference, The Economic Journal, March 1980, S. 140 - 156.

<sup>50</sup> *R. Torrens*, a.a.O., S. 349. Vielleicht wäre Marx der Schiffbruch beim Transformationsproblem erspart geblieben, hätte er hier die Bedeutung der *Torrens*'schen Argumentation erkannt und es vermieden, *Torrens* durch Unterschiebung einer Verwechslung von Produkten und Waren ins Lächerliche zu ziehen (vgl. *K. Marx*, Theorien über den Mehrwert, *Marx/Engels*, Werke, Band 26.3, a.a.O., S. 73). Vor allem übersieht Marx, daß es sich bei *Torrens* um ein Gesamtsystem der Reproduktion und nicht um die Reproduktion einer einzelnen Ware handelt. *Schumpeter* glaubt bemerkenswerterweise (*J. Schumpeter*, a.a.O., S. 490), daß er *Torrens* nicht gerecht werden kann.

<sup>51</sup> *R. Torrens*, a.a.O., S. 372 f.

<sup>52</sup> Bei heterogener Kapitalzusammensetzung wäre die Reduktion auf Standardproportionen im Sinne *Sraffas* erforderlich, um die Gebrauchswerte, die den Profit konstituieren, mit den Gebrauchswerten, die das Kapital konstituieren, homogen zu machen, so daß die Profitrate — wie hier bei *Torrens* — ohne Rekurs auf das Preissystem definiert werden kann. Vgl. *P. Sraffa*, Warenproduktion mittels Waren, mit Nachworten von *B. Schefold*, Frankfurt 1976, Kapitel IV und Nachworte 2 und 6 (Anhang).

So kann etwa im zweiten Fall die Kornproduktion steigen, wenn sie weniger Kleider per Einheit Korn erfordert. Die Rückwirkung auf die anderen Sektoren und die Verwendung des Mehrprodukts bleibt zu untersuchen.

Der Konsum ist hier nur notwendiger Konsum. *Torrens* erweitert dann sein Modell, indem die Basissektoren Korn und Kleider dank technischem Fortschritt einen Surplus produzieren, der ausreicht, um zwei (wirtschaftsgeschichtlich nicht zufällig gewählte) Luxusgütersektoren mit Kapital (d. h. in erster Linie Lebensmittel für Arbeiter) auszustatten, nämlich Zucker und Tabak einerseits, Bänder und Borten andererseits. Mit der Steigerung der Produktivität ergeben sich dann die drei Möglichkeiten: 1. des gesteigerten Wachstums, 2. der Arbeitszeitverkürzung unter Verzicht auf die Luxusgüter oder 3. der Produktion der Luxusgüter. In allen Fällen wird gezeigt, wie die Reproduktionsbedingungen die Übereinstimmung von Nachfrage und Zufuhr (mit den damit implizierten Preisen) definieren und nicht aus ihr abgeleitet werden<sup>53</sup>. Die Gleichheit von Produktion und Verwendung von Korn, Tuch, Zucker usf. wird nicht durch variable Preise hergestellt, sondern *gesetzt*, so daß sie umgekehrt *einen* Vektor relativer Preise definiert.

Man könnte nun meinen, die Einführung der Wahl zwischen Wachstum, Arbeitszeitverkürzung und Luxusgüterproduktion eröffne eine Lücke, die durch Nutzenerwägungen (Abstinenz, Nutzen der Freizeit, Konsumgüterpräferenzen) zu schließen sei. Die nach den eigenen Wörtern *Ricardos* kostenorientierte klassische Wertlehre würde dann im Sinne von *Marshalls* Scherengleichnis durch eine Nachfragetheorie ergänzt.

Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß die „Ergänzung“ eine Verdrängung der gesellschaftspolitischen Ansätze der Klassiker (abgesehen von der allen Klassikern außer den linken Ricardianern gemeinsamen Grundregel des „*Laissez-faire*“) zur Folge haben müßte. Man mag — etwa vor dem Hintergrund der Werturteilsdebatte — dafür plädieren, mit Hilfe des Paretianischen Apparates der Wohlfahrtstheorie inhaltliche Erörterungen über das Konsumverhalten zu vermeiden, aber es läßt sich nicht belegen, daß dieser Typ formaler Analyse der Klassik fehle oder gar — etwa bei *Smith* — durch sie schon impliziert sei, da die Klassik diese „Lücke“ eben anders ausfüllt.

Was die Bereiche des Konsums und des Arbeitsinhalts anlangt, wurden sie anhand von *Smith* schon behandelt. Es wird aber noch viel

<sup>53</sup> *R. Torrens*, a.a.O., S. 364.

<sup>54</sup> *Schumpeters* eingangs gegebene Definition des natürlichen Preises verträgt sich mit dieser Interpretation, aber sie gibt nur *einen* Aspekt des Zusammenhangs wieder.

deutlicher, wenn wir uns auf die Faktormärkte beziehen. Die Arbeit wird durch die Malthusianische Bevölkerungstheorie im Grunde für die sehr lange Periode den Waren subsumiert. Im Aufschwung, also in der mittleren Frist, steigen die Löhne, aber der früher erwähnte, dabei zum Zuge kommende, in gewisser Hinsicht „keynesianische“ Mechanismus verlangt nach keiner nutzentheoretischen Erklärung und wird, als Beispiel einer Abweichung eines Marktpreises vom natürlichen Preis, auch nicht mit Hilfe von Angebots- und Nachfragekurven verständlicher. Die passive Rolle des Landes und der Landbesitzer folgt aus der ricardianischen Rententheorie. Angebot und Nachfrage von „Realkapital“ (dritter Faktor) existieren nicht, vielmehr definiert der Fleiß der Unternehmer und der schon erreichte Stand der Akkumulation eine Rate fortgesetzter Akkumulation von Kapitalgütern, die ihrerseits wieder nur als Waren im Reproduktionssystem erscheinen. Die Schließung der genannten Lücke erfolgt in der Klassik paradigmatisch durch die Akkumulations- und Verteilungstheorie *Ricardos*, die — wenn wir *Sraffa* als korrekten Deuter *Ricardos* ansehen — von einer gegebenen Gebrauchswertstruktur einschließlich von Lohngütern und Investitionsgütern und einer gegebenen Verteilung ausgeht, deren Entwicklung im Zeitablauf untersucht wird.

Nur beim *Geldkapital* gibt es eine bemerkenswerte Ausnahme. Während die Reproduktionsverhältnisse sonst die natürlichen Preise bestimmen, behauptet Marx für den Geldzins katogorisch eine Ausnahme; für den Zinssatz gibt es keinen natürlichen Preis. Nur die Kräfte, die sonst den Marktpreis bestimmen, regeln ihn. Aber das besagt wenig, denn: Die „Deckung von Nachfrage und Zufuhr“ beim Geldzins heißt „durchaus nichts“.

„Es ist durchaus kein Grund vorhanden, warum die mittleren Konkurrenzverhältnisse, das Gleichgewicht zwischen Ausleihen und Anleihen, dem Ausleihen einen Zinsfuß von 3, 4, 5% etc. auf sein Kapital oder aber einen bestimmten Prozentanteil, 20 % oder 50 % vom Brutto-*Profit*, geben sollten. Wo hier die Konkurrenz als solche entscheidet, ist die Bestimmung an und für sich zufällig, rein empirisch, und nur Pedanterie oder Phantasterei kann diese Zufälligkeit als etwas Notwendiges entwickeln wollen<sup>55</sup>.“

Als Ansicht über den natürlichen Zins ist diese Auffassung von Marx höchstens für eine Strömung innerhalb der Klassik repräsentativ (er selbst beruft sich auf *Tooke*), aber sie bringt richtig zum Ausdruck, daß die Anpassung von Nachfrage und Zufuhr, wo sie nicht aus den Reproduktionsbedingungen folgt, in der Klassik von der „Konkurrenz“ abhängt und als Prozeß, nicht als Gleichgewicht gesehen werden muß.

---

<sup>55</sup> K. Marx, *Das Kapital*, a.a.O., Band 25, S. 375.

## 5. Marktpreis und effektive Nachfrage

Die Neoklassik versucht, Ungleichgewichtssituationen zu präzisieren, indem sie die aggregierten angebotenen und nachgefragten Mengen sich je als Funktionen des Preises vorgibt, so daß, wenn Angebot und Nachfrage ungleich sind, die Differenz (Überangebot bzw. Übernachfrage) für jeden hypothetischen Ungleichgewichtspreis als extensive Größe gegeben ist. Die Einführung der Vorstellung von Angebot und Nachfrage als Kurven in Funktion von am Markt nicht wirklich erscheinenden Preisen war eine überaus kühne Tat *Marshalls*, die von ihm (im Gegensatz zu verschiedenen vergessenen Vorläufern) nach meiner Vermutung nur durchgesetzt werden konnte, weil die Nutzentheorie begründete, weshalb alle Marktteilnehmer nicht nur bei dem einzigen Preis, der sich am Markt wirklich bildet, sondern auch zu jedem anderen einen Beschuß darüber fassen können, wieviel sie anbieten oder nachfragen wollen — ein Beschuß, der ja real nicht explizit gefaßt wird und den man bei Introspektion auch mit ehrlicher Mühe kaum aus sich herausholen kann<sup>56</sup>. Es war nicht nur die Kühnheit der neoklassischen Konzeption (die man dank der Gewohnheit langen Unterrichts nur mehr mit der Anstrengung der historischen Reflexion nachzuempfinden vermag), sondern auch die Abwesenheit des Nutzenkalküls, die den Klassikern die Vorwegnahme des heute unentbehrlich scheinenden Kurvenapparates unmöglich machte. Was somit über Ungleichgewichte gesagt werden konnte, scheint, zumal im Vergleich mit dem modernen Apparat, eher simpel, fast banal — so sehr so, daß *Ricardo* kaum über *Smith* hinausging.

*Smith* unterschied, wie man weiß, zwischen Marktpreis und natürlichem Preis. Eine Aussage über die Bildung des Marktpreises in Abweichung vom natürlichen Preis verlangt *erstens* die Spezifizierung des Ungleichgewichts als Ausgangssituation. Da Kurven nicht herangezogen werden können, ist die „Zufuhr“ ganz platt die vorhandene und die effektive Nachfrage die beim als bekannt vorausgesetzten natürlichen Preis nachgefragte Menge:

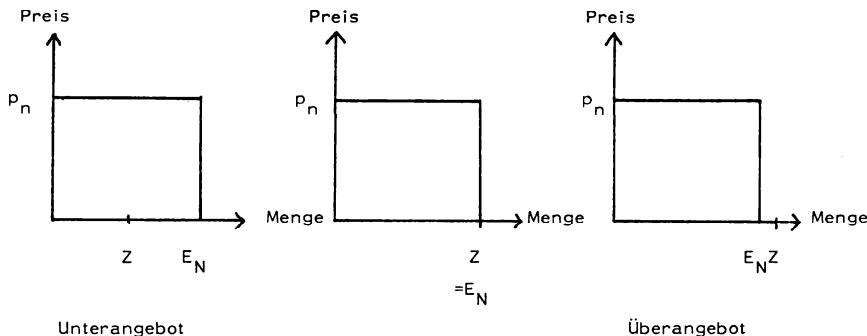
„The market price of every particular commodity is regulated by the proportion between the quantity which is actually brought to the market, and the demand of those who are willing to pay the natural price of the commodity ...<sup>57</sup>.“

Die Konsumtheorie von *Smith* versucht nur, die beim natürlichen Preis nachgefragte Menge zu erklären. Im Preis-Mengen-Diagramm

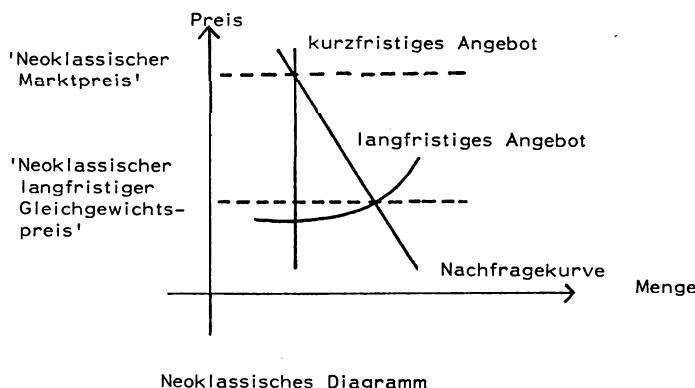
<sup>56</sup> Wenn die Ökonometriker in der Umgebung eines Gleichgewichtspunktes Elastizitäten messen, rekonstruieren sie damit noch lange nicht die ganzen Kurven in ihrer theoretisch postulierten Allgemeinheit. Das Identifikationsproblem zu diskutieren würde aber zu weit führen.

<sup>57</sup> A. *Smith*, The Wealth ..., a.a.O., Bd. I, S. 63.

kann daher nur ein *Punkt* angegeben werden, nämlich der Gleichgewichtspunkt, und dazu die Zufuhr:



Es gibt also Unterangebot  $Z$ , Überangebot  $Z$  und die Deckung von effektiver Nachfrage  $E_N$  und Zufuhr  $Z$ . Im letzten Fall ist der Marktpreis gleich dem natürlichen Preis  $p_n$ ; in den beiden anderen Fällen wird die Diskrepanz von Nachfrage und Zufuhr im Diagramm festgehalten, ohne daß dadurch die Höhe des Marktpreises wie im neoklassischen Diagramm mit Nachfragekurve, temporärem Angebot und langfristiger Angebotskurve bestimmbar würde.



Benetti<sup>58</sup> hat einen Versuch unternommen, eine Nachfragekurve eigener Art aus Smith abzuleiten, indem er die effektive Nachfrage als die beim natürlichen Preis von den Käufern angebotene Geldmenge  $G$  definiert; der Marktpreis  $p_m$  verhält sich dann umgekehrt zur Zufuhr  $Z$  ( $p_m Z = G = p_m E_N$ ), so daß der Markt geräumt wird. Diese Deutung der effektiven Nachfrage als einer unveränderlichen Geldmenge scheint mir

<sup>58</sup> Vgl. C. Benetti: Smith, La teoria economica della società mercantile, Milano 1979, S. 93.

aber nicht belegt zu sein. Vor allem verliert *Benetti* den wichtigsten Beitrag von *Smith*, den zur Dynamik, aus den Augen, denn:

*Zweitens* muß der durch die Ausgangssituation ausgelöste Prozeß charakterisiert werden. So sei etwa die Zufuhr zu gering; dann wird eine Konkurrenz zwischen den Käufern ausgelöst.

„A competition will immediately begin among them, and the market price will rise more or less above the natural price, according as either the greatness of the deficiency, or wealth and wanton luxury of the competitors, happen to animate more or less the eagerness of the competition<sup>59</sup>.“

Diese Konkurrenz läßt den Marktpreis über den natürlichen steigen.

*Smith* zielt nicht auf eine Formalisierung nach der Art des Spinn gewebetheorems, sondern auf eine sozialgeschichtlich relevante, paradigmatische Erfassung der wichtigsten Ungleichgewichtssituationen. Für das „Maß“ des Ungleichgewichts gibt es nur eine extensive Größe, das Unterangebot beim natürlichen Preis, nicht eine ganze Funktion. Dafür wird nun aber das Augenmerk auf eine intensive Größe gelenkt, die „Konkurrenz“. Sie hängt zunächst von der „Bedeutung“ der Waren ab und ist deshalb scharf z. B. „among competitors of equal wealth and luxury“ in einer belagerten Stadt. Die so erzeugten Preisfluktuationen sind bei Agrikulturprodukten weiter und häufiger als in der Industrie<sup>60</sup>.

Im umgekehrten Fall einer zu großen Zufuhr spielt die Konkurrenz auf Seiten der Anbieter; sie ist z. B. bei verderblichen Waren größer als bei haltbaren. Die Zufuhr ist damit als Menge noch gegeben, aber die Konkurrenz bestimmt, ein wie großer Teil der Zufuhr auf den Markt geworfen und wieviel auf Lager gehalten wird. Sofern die — etwa wegen der Verderblichkeit — auf den Markt geworfene Menge die Nachfrage übersteigt, fällt der Marktpreis unter den natürlichen Preis.

Es mag überraschen, daß *Smith* nicht von einer Konkurrenz auf beiden Seiten des Marktes spricht. Ich vermute, daß die behauptete Asymmetrie so zu verstehen ist: Wenn z. B. Unterangebot bei Rohstoffen herrscht, wird den Anbietern ein oligopolistischer Zusammenschluß erleichtert, auf der Seite der Anbieter vermindert sich die Konkurrenz, sie verschärft sich auf Seiten der Käufer; deshalb spricht *Smith* dann von Konkurrenz nur bei den Käufern. Wenn andererseits etwa bei Manufakturwaren eine nicht durch gewöhnliche Lagerbildung aufzufangende Überproduktion sich auf dem Markt bemerkbar macht, entsteht ein Wettbewerb der nach Liquidität strebenden Verkäufer, während die Käufer in Ruhe den Zusammenbruch der Preise erwarten<sup>61</sup>.

<sup>59</sup> A. *Smith*, a.a.O., S. 64.

<sup>60</sup> Vgl. A. *Smith*, a.a.O., S. 64, 66.

<sup>61</sup> Vgl. eine ähnliche Argumentation in: K. *Marx*, F. *Engels*, Lohnarbeit und Kapital, *Marx/Engels Werke*, Band 6, S. 397 ff., hier S. 402 f.

Mit der *Konkurrenz* führt *Smith* eine Bestimmungsgröße der Abweichung des Marktpreises vom natürlichen Preis ein, die wohl auch heute noch nicht sinnvoll formalisiert oder auch nur präzisiert ist, da auf die besonderen Marktbedingungen verwiesen wird. So müßten etwa nach der neoklassischen Theorie walrasianischer Observanz die *ex ante* bestimmten Nachfragefunktionen (die in dem Fall hauptsächlich von der Verteilung der Kaufkraft abhängen würden) bei einer Hungersnot infolge einer Mißernte anzugeben gestatten, um wieviel der Brotpreis über den normalen steigt. Es ist aber klar, daß in diesem und ähnlichen Fällen Spekulationen und institutionelle Faktoren eine wesentliche Rolle spielen und das temporäre Gleichgewicht verschieben. Diese werden von der Klassik durchaus ernstgenommen, und selbst der späte *J. St. Mill* geht in seinen „*Principles*“ darauf ein<sup>62</sup>. Wenn er die regional und im Zeitablauf ausgleichende Funktion der Kornhändler hervorhebt, wird er den gelegentlichen Gefahren der Spekulation, gerade unter den Bedingungen der Unterentwicklung<sup>63</sup>, nicht gerecht, aber seine Argumentation bleibt durchaus im Einklang mit der Vorstellung des natürlichen Preises als eines Gravitationszentrums, um das die Marktpreise Oszillationen vollführen, die sich einer genauen Berechnung prinzipiell entziehen, die aber den spezifischen Gleichgewichtsbegriff nicht in Frage stellen. Insoweit stets Rückkehr zum Gleichgewicht erfolgt, sind Klassik und Neoklassik verwandt; erst *Keynes*, vor allem in der Deutung von *J. Robinson*, stellt im Zusammenhang mit Erwartungsbildung und Spekulation den Begriff des langfristigen Gleichgewichts selbst, und nicht nur seinen Inhalt, zur Debatte.

## 6. Marktpreis und natürlicher Preis

### a) Abstraktion und Analogie

Trotz ihres institutionellen Bezugs ist die klassische Erklärung des Marktpreises nicht theoriefrei. Sie ist auch weniger simpel als sie scheint, was vor allem aus Fehlinterpretationen deutlich wird. Die Textstelle

„The monopolists, by keeping the market constantly understocked, by never fully supplying the effectual demand, sell their commodities much above the natural price ... The price of monopoly is upon every occasion the highest which can be got<sup>64</sup>.“

<sup>62</sup> Vgl. den Abschnitt „*Examination of the influence of speculators, and in particular of corn dealers*“ in den „*Principles*“ von *J. St. Mill*, Buch IV, ii, § 5. 1. Ausgabe 1848; gekürzte Ausgabe, Harmondsworth 1970, S. 67 ff.

<sup>63</sup> Vgl. *A. Sen*, *Starvation and Exchange Entitlements: A General Approach and its Application to the Great Bengal Famine*, Cambridge Journal of Economics, Vol. I, 1977, S. 33 ff.

<sup>64</sup> *A. Smith*, a.a.O., S. 69.

kommentiert *Schumpeter* so:

„The proposition ... might be the product of a not very intelligent layman — taken literally it is not even true<sup>65</sup>.“

Aber wenn *Ricardo* den zweiten Satz in nur geringfügiger Variation aufnimmt<sup>66</sup>, muß doch etwas dahinterstecken. Die Lösung sehe ich darin, daß Nachfrage und Zufuhr, für sich genommen, bei den Klassikern nichts erklären, nur anschauliche Worte, nicht scharf definierte Begriffe sind, die nur in Relation zum natürlichen Preis erklärende Kraft erlangen. Der Monopolist steht nicht einer *Cournotschen* Nachfragefunktion gegenüber, sondern einer Nachfrage, die sich am natürlichen Preis orientiert und die er willkürlich nicht befriedigt, so daß sein Preis über dem natürlichen Preis steht, der seinerseits sich aus den Komponenten Lohn, Rente, Profit zusammensetzt. Da die Löhne und Renten den natürlichen Raten entsprechen, ist der höchste Preis mit dem höchsten Profit verbunden.

Diese Erklärung ist zwar weder sehr gehaltvoll noch befriedigend im Sinne *Cournots*, aber doch hinreichend im Hinblick auf die klassische Theorie der Konkurrenz, und diesen Zusammenhang übersieht *Schumpeter* gänzlich. Wie ich anderswo gezeigt habe, orientiert sich die klassische Diskussion der Konkurrenz auf Grund der internen Logik ihrer Argumentation nicht an der Marktform (zahlenmäßige Verteilung, allenfalls Gewichtung von Anbietern und Nachfragern), sondern an den *Eintrittsschranken*<sup>67</sup>. Bei „Monopolen“ hat man bei *Smith* an Handwerksgeheimnisse, merkantilistische Privilegien u. ä. zu denken, die zur Folge haben, daß in einem bestimmten Industriezweig die Profitrate sich über die „natürliche“ erhebt, weil der Zutritt beschränkt ist<sup>68</sup>. Durch die Eintrittsschranken wird die Logik der Bildung des natürlichen Preises nicht aufgehoben und durch etwas anderes ersetzt (wie etwa durch ein abstraktes Gesetz isolierter Gleichgewichte von Angebot und Nachfrage), sondern nur modifiziert, im einfachsten Fall im Sinne einer Umverteilung der Profite zwischen Industrien.

Die Bewegung der Marktpreise berührt in erster Linie die *Profite* und muß in Funktion eines (durch Monopole behinderten, aber nicht aufgehobenen) Ausgleichs der Profitraten verstanden werden; nur deshalb kommt es zur Gravitation der Marktpreise um die natürlichen Preise<sup>69</sup>. *Ricardo* sieht dies deutlicher als *Smith* und erkennt die Rolle, welche die Banken im Ausgleichsprozeß spielen:

<sup>65</sup> *J. Schumpeter*, a.a.O., S. 309.

<sup>66</sup> Vgl. *D. Ricardo*, a.a.O., Vol. I, S. 249.

<sup>67</sup> Vgl. *B. Schefold*, Nachworte, a.a.O., S. 207.

<sup>68</sup> Vgl. z. B. auch *D. Ricardo*, a.a.O., S. 316 – 317 n.

<sup>69</sup> *Benetti* (a.a.O., S. 98 ff.) diskutiert dies im Rahmen eines allerdings zu engen Formalismus.

„With the rise or fall of price, profits are elevated above, or depressed below their general level, and capital is either encouraged to enter into, or is warned to depart from the particular employment in which the variation has taken place ... When the demand for silks increases, and that for cloths diminishes, the clothier does not remove with his capital to the silk trade, but he dismisses some of his workmen, he discontinues his demand for the loan from bankers and monied men; while the case of the silk manufacturer is the reverse: he wishes to employ more workmen, and thus his motive for borrowing is increased: he borrows more, and thus capital is transferred from one employment to another, without the necessity of a manufacturer discontinuing his usual occupation<sup>70</sup>.“

Die Aussagen zur Marktpreisbildung sind somit nur im Zusammenhang mit den natürlichen Preisen, also mit der Akkumulationstheorie, erklärendkräftig. Wenn Marx, den Klassikern folgend, meinte, im Gleichgewicht „höben“ sich die „Kräfte“ von „Nachfrage und Zufuhr“ oder „Begehr und Angebot“ „auf“, und „erklären“ somit „nichts“, d. h. weder Wert noch natürlichen Preis oder Produktionspreis, wendete Böhm-Bawerk<sup>71</sup> scheinbar schlagend gegen die Metapher ein, daß der Luftballon steigt, bis sich die Kräfte von Auftrieb und Gewicht aufheben, und dadurch doch eine Höhe bestimmt wird, in Analogie zur Preisgröße. Aber die Klassiker hatten Nachfrage und Zufuhr eben nur in Relation zum natürlichen Preis, nicht zum Marktpreis, fest zu definieren gewagt.

Eine bessere Analogie wäre vielleicht diese: Globale Stoffkreisläufe wie der des Wassers lassen sich nicht nur mit Hilfe von Durchschnittswerten messen, sondern Durchschnittswerte wie der jährliche Gesamt-niederschlag lassen sich auch unter vereinfachenden Annahmen über die globale Sonneneinstrahlung, die Ausdehnung von Meeresoberfläche, Eis, Land usw. modellmäßig erfassen. Das Modell für die Durchschnitte von Verdunstung, Wolkenbildung, Regen ist im Grunde zeitlos und ein-dimensional; es erfaßt nur eine *durchschnittliche* Säule der Atmosphäre über einem durchschnittlichen Stück Erdoberfläche, es erfaßt nicht das *Einzelereignis*, nicht den Niederschlag in seiner regionalen oder zeitlichen Variation. Die Variationen als Einzelereignisse entziehen sich infolge ihrer Komplexität in der Regel der Berechnung, sie können aber, wie die Marktpreise, in bezug auf die natürlichen durch Gegenüberstellung mit dem Durchschnitt verstanden und in ihrer Wirkung eingeschätzt werden: Eine besondere Wetterlage in den Subtropen bedingt eine besondere Wetterlage in den gemäßigten Breiten usw. Die so häufig zitierten und nur mechanischen Analogien wären damit prinzipiell

<sup>70</sup> D. Ricardo, a.a.O., Vol. I, S. 88 f.

<sup>71</sup> Vgl. E. v. Böhm-Bawerk, Zum Abschluß des Marxschen Systems, 1896, abgedruckt in F. Eberle (Hrsg.), Aspekte der Marxschen Theorie, Frankfurt 1973, Bd. I, S. 107.

nicht reichhaltig genug, um den von der Klassik intendierten Gegensatz von Marktpreis und natürlichem Preis zu veranschaulichen.

Während die *Newton'sche* Mechanik reversible Abläufe in einfachen, vollständig determinierten Systemen analysierte, wo alle Teile wie Sonne und Planeten in identifizierbaren Wechselwirkungen stehen, behandelt die moderne Naturwissenschaft irreversible, komplexe, nicht in allen Wechselwirkungen kausal bestimmte und im Zeitablauf deshalb nicht bis in alle Zukunft determinierte Systeme durch einen Abstraktionsvorgang, welcher der Konzentration der Ökonomen auf das intuitiv als wesentlich Erkannte vergleichbar ist. Der Abstraktionsvorgang springt in der Unsicherheit berücksichtigenden keynesianischen Makroökonomie deutlicher ins Auge als in der mechanistischen neoklassischen Mikroökonomie. Der Vergleich mit der makroskopischen klimatologischen Methode sollte deutlich machen, inwiefern die klassische Ökonomie auch mikroökonomisch nicht mechanistisch ist: Die Produktions- und Verteilungsbedingungen, aus denen sich die „natürlichen“ Preise oder Produktionspreise ableiten, entsprechen einer Abstraktion, für die es in der Wirklichkeit kein unmittelbares Korrelat gibt; nicht die ganze Komplexität eines irreversiblen Wachstumsprozesses unter Wettbewerbsbedingungen mit allen vorübergehenden Diskrepanzen von Nachfrage und Zufuhr in der Interaktion aller Agenten und Firmen soll analysiert werden, sondern nur das Zusammenspiel der fundamentalsten Kräfte auf dem Niveau der Industrie, nicht der Firma. *Marshall* steht in dieser Hinsicht der Klassik verhältnismäßig nahe.

Bei *Marx* erhält diese klassische, aber auch in der modernen Ökonomie nie ganz verlorene Sichtweise eine philosophische Dimension. So postulierte er zu Beginn des „Kapital“ den Gegensatz zwischen der präzisen Regulierung durch das Wertgesetz unter dem Gesichtspunkt der abstrakten Arbeit im Widerspruch zu der sperrigen Wirklichkeit der konkreten Tätigkeit, was sich im Wertgesetz unter einer Produktionsweise, in der das abstrakte Moment dominiert, nach seinem Ansatz so durchsetzt, daß die Marktpreise um die Produktionspreise herum statistisch verteilt auftreten und die „Oberfläche“ durch die gedankliche Umkehrung einer realen Sukzession von Durchschnittsbildungen approximierbar wird. Die abstrakte Sphäre im Wertsystem gegeben, erscheinen die Produktionspreise als Resultat einer Umverteilung zwischen den Sektoren, und die Marktpreise als Resultat einer Umgewichtung innerhalb der Sektoren.

*Marx* beging allerdings den Fehler, die durch Abstraktion geschaffenen idealen Bedingungen für eine konstruierbare Wirklichkeit zu halten, weil die idealen Bedingungen, die „fundamentalsten Kräfte“, ja durchaus eine beobachtbare, empirische, allerdings nicht in Unmittel-

barkeit erscheinende Wirklichkeit haben. Als Bewunderer des Statistikers *Quetelet* war Marx von der Möglichkeit, etwa bei der Lebensversicherung, der Kriminalität usw. Durchschnitte zu prognostizieren, wo sich das Einzelergebnis der Berechnung entzieht, überaus fasziniert. Gegenüber der marktwirtschaftlichen Durchschnittsbildung nahm er somit eine ambivalente Haltung ein: Zwar betonte er einerseits kritisch den Gegensatz zwischen konkreter und abstrakter Arbeit, also den Gegensatz zwischen der reichen Individualität jeder menschlichen Gestaltung der Natur und der kalten Rationalität der eigengesetzlich voranschreitenden Akkumulation, der gegenüber alle Individualität von Arbeit (Standardisierung der Arbeit) und Bedürfnis (Homogenität der Ware) als einzuendende Normenverletzung erscheint. Andererseits ging von Marx aber auch die Vorstellung aus, die Durchschnittsbildung ließe sich durch bewußte Berechnung der Arbeitsallokation ersetzen.

Nun ist Arbeit in der Intensität und im Geschick ihrer Ausführung von großer, nie ganz beherrschbarer Variabilität und damit das wohl am meisten zufälligen — weil zum Teil willkürlichen — Bestimmungen ausgesetzte Element der Produktion. Die von Marx postulierte „bewußte Planung“ erforderte also vor allem die Planbarkeit der Arbeit unter Einebnung der Individualität der Tätigkeit des Einzelnen. Hier ist ein begrifflicher Ursprung des von Marx herstammenden Totalitarismus. Die „bewußte Berechnung“ wurde zur diktatorischen Willkür, weil sie nicht gelang und nicht gelingen konnte. Der Plan läßt dem Individuellen und Zufälligen nach aller Erfahrung weniger Raum als der Markt, der nicht nur unter geeigneten Umständen das individuelle Geschick der Selbständigen begünstigt, sondern auch in der Konkurrenz eine gewisse Ausdifferenzierung der Fähigkeiten ermöglicht, und, wie Smith in seiner Untersuchung der Entwicklung von Arbeitsteilung und Bedürfniserweiterung gezeigt hatte, teils vorantreibt, teils aufhebt.

### b) Die gesellschaftlich notwendige Technik

Die konventionelle Metapher vom „Gravitieren“ des Marktpreises zum Gravitationspreis, das hier gewählte, differenzierte naturwissenschaftliche Analogon und die Diskussion der Marxschen Auffassung der Marktpreisbewegung haben die Vorstellung vom natürlichen Preis als einem „Durchschnitt“ gemeinsam; aber der „Durchschnitt“ wurde noch nicht klar definiert: Woher ist er zu ermitteln, wie verschiebt er sich in der Zeit und vor allem: mit welchen Gewichten wird der Durchschnitt gebildet? Es dürfte nun klar sein, daß die Klassik (abgesehen vom Marxschen Versuch über den Zinssatz) Nachfrage und Zufuhr nie isoliert zur Preisbestimmung heranzieht<sup>72</sup>, sondern daß der Marktpreis nur in Re-

<sup>72</sup> Die eine, große, merkwürdige, unbefriedigende Ausnahme ist die Marxsche Theorie des Zinssatzes, die insofern an Keynes erinnert, als dieser nach

lation zum natürlichen Preis verständlich wird. Wie hängen aber beide zusammen, wenn der Marktpreis zum natürlichen „gravitiert“? Können die „durchschnittlichen“ Produktionsbedingungen unabhängig von Nachfrage und Zufuhr gedacht werden?

Dies hat man sich bisher unter der Annahme *konstanter Erträge* vorzustellen versucht: Wenn die Nachfrage nach einer Ware steigt, der Marktpreis sich über den natürlichen hebt und die Ursache der Nachfragesteigerung von Dauer ist, senkt sich der Preis wieder auf denselben natürlichen Preis, sobald sich die Produktionsmenge infolge des höheren Profits angepaßt hat.

Viele moderne Interpreten scheinen zu glauben, daß *nur* die Annahme konstanter Skalenerträge die klassische Theorie davor bewahrt, sagen zu müssen, daß die natürlichen Preise schließlich doch von Nachfrage und Zufuhr und damit den Marktpreisen abhängen. Was bestimmt nach der Anpassung den neuen natürlichen Preis bei variablen Erträgen, wenn nicht Nachfrage und Kosten zugleich, ganz im Sinne von *Marshalls Scherengleichnis*<sup>73</sup>?

Nun schloß aber zumindest *Ricardo* die Möglichkeit variabler Erträge nicht aus:

„If the demand for hats should be doubled, the price would immediately rise, but that rise would only be temporary, unless the cost of production of hats, or their natural price were raised<sup>74</sup>.“

Zu einem Verständnis dieses Satzes gelangt man meines Erachtens nur, wenn man die Veränderung der Produktionskosten als einen *Prozeß* auffaßt. Das (in der Industrie eher anzunehmende) langsame Fallen der Produktionskosten der Hüte erzeugt Vorstellungen über einen sinkenden natürlichen Preis, und zu diesem gehört eine bestimmte, sozialgeschichtlich zu erklärende Veränderung der Hutmachernachfrage. Dieser langsame Prozeß kann durch ein abruptes Ereignis wie die hier angenommene exogene Steigerung der Nachfrage ebenso überlagert werden wie durch ein abruptes Fallen der Produktionskosten. Wenn man bereit ist, die Prozesse gedanklich zu trennen, wird man nicht gezwungen, eine Gleichgewichtsbestimmung durch Kurven vorzunehmen.

Damit wird zur Hauptfrage bei der Anpassung, welche „marginalen“ Betriebe über die Preisbestimmung entscheiden, indem sie zu normalen

---

der Publikation der „General Theory“ gesagt hat, er habe mit dem Liquiditätspräferenzansatz keine Theorie des Zinses geliefert, sondern nur die Bestimmung dessen, was er ist: „I am simply stating what it is, the significant theories on the subject being subsequent.“ (J. M. Keynes, *Collected Works*, Vol. XIV, S. 215). — Marx müßte, um konsequent zu sein, die Suche nach den „subsequent theories“ für aussichtslos halten.

<sup>73</sup> Vgl. z. B. S. Hollander, a.a.O., S. 323.

<sup>74</sup> D. Ricardo, a.a.O., S. 384 f.

Produktionskosten verkaufen. Die marginalen Betriebe benutzen, um den *Marxschen* Terminus zu gebrauchen, die „gesellschaftlich notwendige Technik“, aber *Marx* selbst war bei deren Bestimmung in der kurzen Periode merkwürdig unsicher<sup>75</sup>. *Ricardos* Antwort dagegen ist klar: Der natürliche Preis wird durch die günstigste Produktionsmethode bestimmt (und diesem Preis folgt der Marktpreis bei technischem Fortschritt), sofern diese Methode genügt, um das gesellschaftliche Bedürfnis zu befriedigen<sup>76</sup>. Gesellschaftlich notwendig ist also z. B. die Kornproduktion auf dem schlechtesten Land, sofern bessere Böden allein die Nachfrage nicht decken können, und der am billigsten produzierende Betrieb, sofern dessen Methoden im Prinzip verallgemeinert werden können, um die ganze Nachfrage zu befriedigen. Es müssen also z. B. subventionierte Betriebe („charitable institution where the poor are set to work with the funds of benefactors“)<sup>77</sup> ausgenommen werden.

*Ricardos* Definition des natürlichen Preises geht also nicht von einer Durchschnittsbildung aus. Man kann die Sprechweise vom Durchschnitt aber mit seinem Ansatz vereinbaren, wenn man will. So besehen wäre der natürliche Preis nicht primär als zeitlicher Durchschnitt über die Bewegung der Marktpreise zu verstehen, sondern als Durchschnitt über die Produktionsbedingungen jedes Industriezweiges innerhalb einer genügend langen Periode. Dabei wäre die Gewichtung so anzubringen, daß die billigsten, gemäß dem Stand der Nachfrage verallgemeinerungsfähigsten Produktionsmethoden den Durchschnitt definieren. Die Sprechweise vom Durchschnitt rechtfertigt sich, weil bei der angegebenen Gewichtung erwartet werden kann, daß dann auch die zeitliche Bewegung der Marktpreise diesem natürlichen Preis zustrebt; der Durchschnitt wird insofern hinterher — allerdings nicht im streng methodischen Sinn — auch als Durchschnitt der zeitlichen Bewegung aufgefaßt.

Ob man den so vielleicht etwas künstlich erweiterten Durchschnittsbegriff verwendet, hat aber wenig Bedeutung; ich ziehe den prägnanten Begriff der gesellschaftlich notwendigen Technik der immer etwas vagen Durchschnittsvorstellung vor. Als wesentliches Resultat verbleibt, daß es nach hinlänglicher Gewöhnung an diese Denkweise auch dem heutigen Ökonomen gelingen kann, die modernen Fragen ohne Berufung auf Angebots- und Nachfragekurven aufgrund der klassischen Begriffe zu behandeln.

---

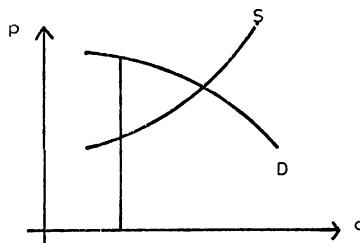
<sup>75</sup> Vgl. hierzu das konfuse zehnte Kapiatel im dritten Band des „Kapital“, in welchem der „Marktwert“, um den Nachfrage und Zufuhr schwanken sollen, schließlich selbst von Nachfrage und Zufuhr abhängig gemacht wird.

<sup>76</sup> Vgl. *D. Ricardo*, a.a.O., S. 73.

<sup>77</sup> *D. Ricardo*, a.a.O., S. 73.

### c) Ungleichgewicht und Gravitation klassisch und neoklassisch

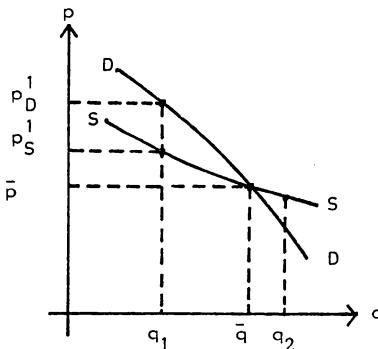
Wir haben gesehen, wie Ungleichgewichtssituationen klassisch befriedigend als Abweichungen des Marktpreises vom natürlichen behandelt werden. Wenn man dennoch die Ungleichgewichtssituation mit der neoklassischen Methode in Verbindung bringen möchte, bietet der frühe *Marshall* eine bessere Anknüpfung an die Klassik als die Walrasianische Lehrbuchdarstellung. Im Preis-Mengen-Diagramm ist das Ungleichgewicht durch eine bei einem bestimmten Stand der Akkumulation erreichte Menge charakterisiert. Die Angebotskurve ist eine langfristige Kostenkurve, der Nachfrageüberhang bedeutet die Möglichkeit, über den Kosten zu verkaufen, so daß die übernormalen Profite eine Akkumulation bis zum Gleichgewicht verursachen<sup>78</sup>. Die Nähe dieser Konzeption zur klassischen ergibt sich aus der Verknüpfung mit dem Wachstumsprozeß, sie ist aber von *Marshall* nicht ohne Einschränkungen aufrechterhalten worden, da sie bei Kostendegression fragwürdig wird.



Wenn die langfristige Angebotskurve infolge steigender Skalenerträge — die in vielen Industrien als plausibel anzunehmen sind — wie im folgenden Diagramm fällt und von der von links oben kommenden Nachfragekurve bei der Menge  $\bar{q}$  geschnitten wird, ist  $\bar{q}$  als stabil anzusehen, insofern die Bereitschaft der Nachfrager, bei  $q_1$  den über den Kosten  $p^1_s$  liegenden Preis  $p^1_D$  zu zahlen, die Expansion bis  $\bar{q}$  nahelegt (umgekehrt bei  $q_2$ ). Der Preis  $\bar{p}$  bei  $\bar{q}$  stellt allerdings dann und nur dann ein Gleichgewicht dar, wenn die Kostendegression bei vollkommener Konkurrenz infolge von Skalenerträgen zustande kommt, die für die Firma extern, für die betrachtete Industrie aber intern sind. Eine individuelle Firma, die bei  $\bar{q}$  zu Kosten einschließlich Normalprofit produziert, kann nämlich einerseits bei nur der Firma internen Skalenerträgen den für sie bei Konkurrenz gegebenen Preis  $\bar{p}$  ausnutzen, um nach individueller Expansion etwa nach  $q_2$  zu niedrigeren Kosten, also mit überdurchschnitt-

<sup>78</sup> Vgl. A. Marshall, *The Pure Theory of Domestic Values*, privately printed 1879, reprint der Ausg. von 1930, New York 1974, S. 10 - 11, 16 - 17. Der locus classicus ist A. Marshall, *Principles* V, iii, 6.

lichem Profit zu produzieren; bei externen Erträgen kann die Expansion unter Kostenreduktion nach Definition nur durch die Expansion der Gesamtindustrie erfolgen. Externe Effekte, die andere Industrien beeinflussen, führen zur Verletzung der *ceteris paribus*-Klausel. Der Preis  $\bar{p}$  stellt schließlich kein Gleichgewicht bei unvollkommener Konkurrenz dar, da dann höhere als normale Profite durchgesetzt werden.



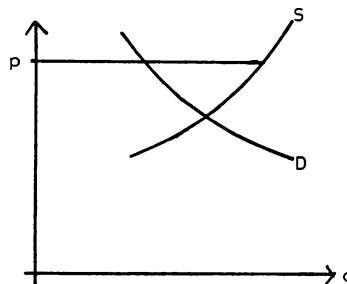
Die besondere Kraft von *Marshalls* Ansatz, die in der Berücksichtigung der von den Klassikern und insbesondere *Smith* für die Industrie als charakteristisch erkannten steigenden Skalenerträge liegt, entfaltet sich also nur im schwachen, seltenen Sonderfall von der Firma externen, der Industrie internen Erträgen, wie *Sraffa* 1925 erkannt hat; weit häufiger ist die firmenintern begründete Kostendegression, welche den Rahmen des neoklassischen Gleichgewichtsbegriffs sprengt<sup>79</sup>.

Man kann außerdem gegen *Marshall* einwenden, daß die der Nachfragekurve zugrundeliegenden Erwartungen durch den Akkumulationsprozeß derart verändert werden, daß der Gleichgewichtspunkt nicht vom Anpassungspunkt unabhängig definiert werden kann.

Das letzte Argument gilt a fortiori von der von *J. Robinson* mit Recht beanstandeten Lehrbuchdarstellung, die von einem Preis außerhalb des Gleichgewichts ausgeht und bei zu hohem Preis das Überangebot als Ursache einer Preisreduktion ansieht. Da Handel bei falschen Preisen die Bestände und die Erwartungen verändert, mußte *Walras* seinen bekannten Auktionator erfinden<sup>80</sup>.

<sup>79</sup> Vgl. B. Schefold, Nachworte, a.a.O., S. 134 ff.

<sup>80</sup> Vgl. J. Robinson, History versus Equilibrium (Vortrag in der J. W. G. Universität, Frankfurt/M.), abgedruckt als Thames Paper in Political Economy, London 1974.



In der klassischen Theorie *und* der neoklassischen Theorie gilt der Einwand, daß der Anpassungsprozeß die Erwartungen und damit das Gleichgewicht verändert, genau dann nicht, wenn man begründen kann, weshalb die Gleichgewichtsmengen unabhängig von den Anpassungsprozessen sind. Die Klassik verfügt dabei über den Vorteil, daß sie nur die zum natürlichen Preis gehörige Nachfragemenge als bekannt voraussetzt. Die Klassik greift dazu auf nach heutigem Verständnis exogene Faktoren zurück, welche Wachstum, Verteilung und Bedürfnisse historisch bestimmen (wobei der Übergang zur Geschichte nicht theoriefrei durch Datenvorgabe, sondern durch besondere Theoriebestandteile wie die Bevölkerungslehre erfolgt), während die Neoklassik sich auf die gegebenen Präferenzen stützt. Insoweit beide Theorien Gründe für die Dauerhaftigkeit der langfristig wirksamen Daten angeben, sind auch beide in der Behandlung der Anpassungsprozesse kohärent; die bei der Neoklassik zu stellende Frage wäre nur, ob der Gleichgewichtsbegriff sich mit steigenden Skalenerträgen verträgt (in der Regel ist dies nicht der Fall) und ob die Theorie von Angebot und Nachfrage nicht nur auf Konsumgüter, sondern auch auf Investitionsgüter angewendet werden kann.

Es sollte deutlich geworden sein, daß die Differenz zwischen klassischer und neoklassischer Konzeption auf den Faktormärkten wesentlich stärker zum Tragen kommt als auf den Warenmärkten. Die Preise der „Faktoren“ Arbeit, Boden und Kapital bilden sich bei den Klassikern ganz offensichtlich nicht durch den Ausgleich von Angebot und Nachfrage auf den Faktormärkten. Für den Lohn gilt, unter Beachtung gewisser Einschränkungen, die Bestimmung durch das Subsistenzniveau. Die Profite ergeben sich im Verhältnis zum vorgeschoßenen Kapital gemäß einer durch die Konkurrenz sich durchsetzenden einheitlichen Rate. Die charakteristische Bestimmung der Bodenrente finden wir bei *Ricardo* in Form der Differentialrente.

Bevor wir uns andeutungsweise im nächsten Abschnitt der Tragfähigkeit der neoklassischen Analyse der Faktormärkte durch Angebot und Nachfrage zuwenden, sei noch angemerkt, daß die Betonung der Be-

deutung der Abweichung von Marktpreisen von natürlichen Preisen davon ablenkt, daß sich die Anpassungsprozesse, zumal im Bereich der modernen industriellen Produktion, vor allem über die Lagerbildung, die Kapazitätsauslastung und Bestellungen vollziehen. A. Smith hat, wie oben bemerkt, darauf hingewiesen, daß die Ausgleichsmöglichkeit durch Lagerbildung bei verderblichen Waren eingeschränkt ist. Bei haltbaren, homogenen Waren ist der Marktpreis infolge des Ausgleichs über die Mengenanpassung gleich dem Produktionspreis. Der durch seinen Opiumroman berühmte *De Quincey*, einer der letzten echten Ricardianer, hat dies mit seinem schriftstellerischen Geschick hübsch illustriert:

„... in horses, or wherever it is impossible to equate the supply abruptly with an altered state of the demand, large elongations occur ... between the oscillating market price ... and the steady ... natural price ... whilst horses are perhaps always at market value, boots and shoes are never known to bear a market value ... there is so little reason for supplying (the manufactured article — B. S.) in any variable ratio, and shoemakers are notoriously such philosophic men ... that no man buys shoes ... at any other than the steady natural price. ... The result of this difference is seen in the two orders of men, shoemakers and horse-dealers. The horse-dealer is always too clever; whilst it is in no scorn, but in thankful remembrance of such men as Jacob Boehme, &c., that Mr. Coleridge and many others have declared the shoemakers' craft to be the most practically productive of meditation amongst men. This has partly been ascribed to its sedentary habits; but much more, I believe, depends upon the shoemaker's selling always at natural, never at unnatural or market, price; whilst the unhappy horse-dealer, being still up to his lips in affected price, and absolutely compelled to tamper with this price, naturally gets the habit of tampering with the buyer's ignorance, or any other circumstance that shapes the price to his wishes<sup>81</sup>.“

## 7. Klassik und Neoklassik

R. Arena charakterisiert die Marktpreistheorie als „théorie indéterminée du prix courant“. Man muß „interpréter la théorie classique du prix courant comme l'analyse d'une tendance dont on ne connaît en général ni la nature précise, ni le temps de réalisation“<sup>82</sup>.

Die Tendenz gilt einer Anpassung an den natürlichen Preis, der eine besondere Theorie erfordert, gegründet auf das Mengensystem. Ebenso zielt Marshall auf die Analyse der langen Periode, und noch Pigou geht von einer an den natürlichen Preis anknüpfenden Definition aus:

<sup>81</sup> Th. De Quincey, *The Logic of Political Economy*, Erstdruck 1844, Reprint in Th. De Quincey, *Political Economy and Politics*, New York 1970, S. 205.

<sup>82</sup> R. Arena, Note sur la conception classique de la concurrence, *Cahiers d'Economie Politique* 5, Paris 1979.

„I define the normal supply price of any quantity of output as the price which will just suffice to call out a regular flow of that quantity when the industry under review is fully adapted to producing that quantity<sup>83</sup>.“

Von der „eigentlichen“ Theorie der natürlichen Preise meint *Garegnani*, daß sie einer Methode entspreche, welche eine frühe Neoklassik mit der Klassik geteilt habe und die erst im Zeitalter von *Keynes* durch eine neue ersetzt wurde:

„The study of the permanent effects of changes by means of comparisons between positions of the economic system characterized by a uniform rate of profits was in fact the method used by Ricardo and the English classical economists, when they explained profits in terms of the surplus product left after paying wages at the rate determined by independent economic or social circumstances ... But fundamentally the same method was preserved after Ricardo, across the deep change which the theory underwent in favour of a symmetric explanation of profits and wages in terms of the equilibrium between the forces of demand and supply for labour and capital.

It was only in the last few decades that this method, which was centred on 'long-period positions' of the system — as we may call them in order to cover both the long-period equilibria of the later theories and the analogous notion of the classical theories — was increasingly challenged: be it in favour of short-period equilibria which do not imply a uniform rate of profits on the supply price of the capital goods, or be it in favour of Robinson's 'analysis of processes'<sup>84</sup>.“

Heute herrscht die Tendenz vor, auf Grund der Präzisierung der Theorie der kurzen Periode, die der langen bei der Klassik anzugreifen. Man wirft ihr vor, den Nutzen zu vernachlässigen. Aber wir haben gesehen, daß es in der klassischen Theorie keine „Lücken“ gibt, welche die Nutzentheorie auszufüllen berufen wäre. Die „Lücke“, welche durch die gedanklich schon von *Galiani* und Früheren vorbereitete Nutzentheorie aufgefüllt wurde, mußte vielmehr erst geschaffen werden, indem man den sozialgeschichtlichen Ansatz der Erklärung der Bedürfnisbefriedigung durch den der Maximierung des Nutzens in gegebener Präferenzstruktur und die institutionellen Elemente der Verteilungstheorie durch Angebot und Nachfrage für Produktionsfaktoren ersetzt hatte. Bei der Formulierung der Theorie der Investitionsgüternachfrage stieß dann die Neoklassik selbst an eine Grenze, die zur unbefriedigenden Verzweigung der Theorie in den makroökonomisch orientierten Keynesianismus einerseits und die Modelle des temporären Gleichgewichts (Mikroökonomie) andererseits führte. Es ist hier nicht Raum oder Anlaß, die immanenten Probleme der modernen Lehre zu erörtern<sup>85</sup>, aber es mag legitim sein, an sie zu erinnern, damit die Bedeu-

<sup>83</sup> A. Pigou, An Analysis of Supply, The Economic Journal 1928, S. 238.

<sup>84</sup> P. Garegnani, a.a.O., S. 25 f.

<sup>85</sup> Vgl. hierzu die Kontroverse zwischen J. Robinson und P. Garegnani in P. Garegnani, Valore e domanda effettiva (Keynes, la ripresa dell'economia

tung und Eigenständigkeit der klassischen Theorie von Nachfrage und Zufuhr deutlich wird. Die klassische Theorie sperrt sich nämlich weniger als die neoklassische gegen die Integration mit den wesentlichen Elementen der keynesianischen Revolution, da sie nie notwendig Vollbeschäftigung beinhaltete. Gerade die relative Gleichgültigkeit der klassischen Theorie gegenüber den Problemen der kurzen Periode ermöglichte die Einbettung keynesianischer Analysemethoden in diesem Bereich; als Ansatz zur Preiserklärung bietet sich die „mark-up“-Hypothese an, wodurch die Marktpreissicherungen durch Auslastungsschwankungen der betrieblichen Kapazitäten — ganz im Sinne des obigen Zitats von *De Quincey* — ersetzt werden.

Die hier als Theoriebeitrag versuchte Herausarbeitung einer klassischen Lehre hat notwendig eklektischen Charakter. Selbstverständlich sind die Positionen einzelner Schriftsteller differenzierter, als sie hier erscheinen. Sie sind damit auch widersprüchlicher; die Grenzen zwischen den Schulen verwischen sich, und die Gegensätze zwischen den Autoren der Schulen nehmen zu, je genauer man sie betrachtet. Dies gilt etwa von *Torrens* und *Ricardo*, deren Ansichten in wesentlichen Fragen stark divergieren und die dennoch hier komplementär dargestellt werden. Ich meine aber, daß die Kohärenz des schließlich erfaßten Gesamtbilds es rechtfertigt, wenn wir auch heute noch Klassik und Neoklassik anhand der Werttheorie unterscheiden und diese Einteilung gegenüber anderen wichtigen Einteilungen in der Dogmengeschichte, etwa nach dem Glauben an den langfristigen Fall der Profitrate oder der Haltung zum *Sayschen Gesetz*, privilegieren. Dank der *Sraffaschen* Rehabilitierung der ricardianischen Wertlehre dürfte die Konsistenz des klassischen Ansatzes, in einer gewissen Abgrenzung von *Marx* und in deutlichem Gegensatz zur Neoklassik, zumindest im Bezug auf die Bestimmung der natürlichen Preise oder Produktionspreise unumstritten sein. Dieser *Kern* der Klassik sei noch einmal unabhängig von dogmen-

---

classica e la critica ai marginalisti), Torino 1979. Beide sind sich über die Stichhaltigkeit der kapitaltheoretischen Kritik an der Neoklassik im Rahmen der „Reswitching“-Debatte einig, d. h. Funktionen, die Angebot und Nachfrage nach „Kapital“ beschreiben, sind nicht nur, wie im klassischen System, nicht nötig, sondern nicht einmal möglich. Sie sind aber uneins, ob eine zweite Kritik an der Neoklassik, nämlich der Vorwurf, daß die Existenz unsicherer Preiserwartungen die Vorstellung eines langfristigen Gleichgewichts sinnlos mache, auch auf die klassische Analyse langfristiger Positionen im Sinne *Garegnanis* zutreffe. Dieser bemerkt abschließend: „Il lettore potrà ... rendersi conto là di come la controversia tra Joan Robinson e me verra sul se l'errore di base delle teorie marginali stia realmente, come l'autrice sostiene, nell' avere trascurato l'ostacolo che incertezza e aspettative oppongono a tendenze verso un equilibrio tra le forze di domanda e offerta dei fattori produttivi — o stia, più radicalmente, nella concezione stessa di tali forze. La posizione di Joan Robinson ... indebolisce la critica delle teorie dominanti e rischia di sterilizzare il lavoro di ricostruzione teorica“ (P. *Garegnani*, a.a.O., S. 143).

geschichtlichen Einzelverweisen zusammenfassend formuliert, um nun die Unterschiede zur modernen Betrachtungsweise direkt hervorzuheben:

Die Klassik geht von einem *gegebenen* Gleichgewicht aus, charakterisiert durch gegebene Produktions- und Konsumgütermengen und eine gegebene Verteilung. Sie nimmt an, daß diese Daten sich langfristig nicht zufällig, sondern gemäß einer Vielzahl von Gesetzen entwickeln. Soweit die Daten gegeben sind, definieren sie Preise und damit aus genau einem vorgegebenen Parameter der Verteilung (z. B. die Profitquote) die übrigen (z. B. Profitrate, Lohnrate usw.). Die eigentliche Theorie betrifft die Erklärung der Modifikationen, die das wachsende System infolge von Fortschritt, Geschmacksveränderung, Stilwandel, Verteilungskonflikten, Errichtung von Eintrittsbarrieren, natürlichen Wachstumsgrenzen oder -schwellen erfährt. Die Setzung der Preistheorie für die lange Periode ist im Grunde recht trivial und rechtfertigt sich nur durch den geschickten Gebrauch, der von ihr als einem Ausgangspunkt der Erklärung der Akkumulation gemacht wird.

Da die Klassik selbst Parameter wie die Beschäftigungshöhe als Datum nimmt, scheint sie — im Vergleich zur Neoklassik — nur wenig zu beweisen. In der Tat geht es ihr in der Preistheorie auch nur darum, an einem langfristigen Gleichgewicht, von dem der Ausgang zur weiteren Theoriebildung genommen werden soll, eine Reihe von Konsistenzbedingungen zu überprüfen: Da die Waren homogen, die Preise, die Lohnrate, Profitrate, Rentrate zu jedem gegebenen Boden uniform sind, stehen sie in bestimmten Wechselbeziehungen (Summe der Inputwerte zuzüglich Löhne, Profite und Renten gleich Summe der Outputwerte in jeder Industrie), und zwar auf Grundlage einer Mengenstruktur, bei der die Sektoren zu vorhersehbaren, nicht notwendig uniformen Raten expandieren. Somit sind weitere Konsistenzbedingungen zu erfüllen, nämlich diejenigen, welche die Gesamtreproduktion des Systems zu gesellschaftlich notwendigen Produktionsmethoden gewährleisten (also den billigsten von denen, die den Bedarf befriedigen und unter den herrschenden Konkurrenzbedingungen zur Verfügung stehen). Das Gleichgewicht setzt weiter die Konsistenz makroökonomischer Beziehungen zwischen Investition, Ersparnis, Verteilung und Beschäftigung voraus. Schließlich gehört selbstverständlich zu allem diesem mit hinzu, daß die ausgetauschten Mengen bei den natürlichen Preisen auch wirklich angeboten und nachgefragt werden.

In der Neoklassik hat sich unter kaum einsichtiger Betonung des letzten Aspekts die Diskussion von der Überprüfung der Konsistenzbedingungen eines Gleichgewichts und seiner Modifikationen auf seine Konstruktion verlagert: Es werden Präferenzen der Individuen für alle

möglichen, auch nicht gleichgewichtigen Situationen als bekannt vorausgesetzt, obwohl Existenz und Konsistenz dieses umfassenden Präferenzsystems bei keinem Individuum je nachgewiesen wurden. Ebenso glaubt man, die Aufzählbarkeit der möglichen Technologien und Güter postulieren zu dürfen, als ob die möglichen Technologien so überschaubar wären wie die wirklichen — wenn sie es wären, gäbe es kein Umweltproblem. Auf diesen erkenntnistheoretisch so fragwürdigen Grundlagen wird die mathematische Existenz von in der Regel nicht einmal eindeutig bestimmten Gleichgewichten bewiesen.

Nach der Konzeption hängt die ökonomische Relevanz des langfristigen neoklassischen Gleichgewichts aber am zusätzlich zu erbringenden Nachweis, daß das System ihm aus beliebigen Anfangsbedingungen zustrebt. Dieser Nachweis der Stabilität stößt auf große Schwierigkeiten. Schon der Existenzbeweis berücksichtigt die kapitaltheoretisch sinnvolle Forderung einer uniformen Profitrate nicht angemessen, wie man erkennt, wenn man mit *Sraffa* von einem System im langfristigen Gleichgewicht ohne explizite Vorgabe der Präferenzen ausgeht.

*Sraffas* Untersuchung von Preisveränderungen infolge von Modifikationen der Verteilung war im klassischen Rahmen von untergeordneter Bedeutung; ihr Verdienst ist aber, den Blick für die zentrale Aporie der neoklassischen Gleichgewichtsvorstellung zu öffnen: Wie kann die anfallende Ersparnis aus dem Einkommen — selbst wenn die Höhe der Investitionen schon *ex ante* mit ihr übereinstimmt — sich in realen Kapitalgütern und einer Erweiterung der konkreten Technologie niederschlagen, welche Vollbeschäftigung garantiert? In dieser Formulierung verknüpfen sich die keynesianische und die kapitaltheoretische Problematisierung des neoklassischen Vollbeschäftigungsgleichgewichts, das nach dem weitergehenden neoklassischen Anspruch ja nicht wie das klassische Unterbeschäftigungsgleichgewicht gegeben ist und auf seine Modifikationen untersucht wird, sondern das ein Ziel darstellt, dem das System zustreben soll; in der Erreichung des Vollbeschäftigungszwecks muß sich die Stabilität als wesentliches Postulat erfüllen. (Die Problematik erscheint in den verschiedenen Modellen in unterschiedlichen Formen und oft ohne expliziten Bezug auf den mathematischen Stabilitätsbegriff.)

Angesichts des beeindruckenden formalen mathematischen Apparats der modernen Gleichgewichtstheorie fällt es denen, die mit ihr erzogen worden sind, trotz dieser in vielen Abwandlungen immer wieder erhobenen Einwände schwer, sie vom ökonomischen Gehalt her zu problematisieren. Zweifel an der Neoklassik sind zwar Mode. Dennoch wird der neoklassisch Geschulte, wenn mit der klassischen und keynesianischen Alternative konfrontiert, immer wieder fragen, wie es denn mög-

lich sei, die Mengenstruktur unabhängig vom natürlichen Preis und nicht in der charakteristischen Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage zu denken.

Dies ist jedoch ein Mißverständnis. Die Übereinstimmung von Nachfrage und Zufuhr beim natürlichen Preis ist im Gleichgewicht ja einfach vorausgesetzt. Dies mag im Vergleich zur Neoklassik bequem erscheinen, aber der Nachweis der Stabilität des langfristigen neoklassischen Gleichgewichts ist bis heute nicht gelungen, wie die vermutlich inhaltlich verknüpften Stabilitätsdiskussionen innerhalb der Neoklassik und im Rahmen der keynesianischen und kapitaltheoretischen Kritik zeigen, so daß die bescheidenere klassische Methode sich als handfester Ausgangspunkt anbietet.

Der Neoklassiker sollte eine andere, berechtigtere Frage stellen, nämlich ob die Klassiker in ihrer Diskussion der Modifikationen eines schon existierenden Gleichgewichts der Wechselwirkung von Preisen mit Mengen hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt haben. Es war das Ziel dieser Darlegungen zu beweisen, daß dies bei den Klassikern selbst — wenn auch vielleicht nicht bei ihren modernen Nachfolgern — der Fall war.

Die Behandlung der kurzen Periode war dabei die vom neoklassischen Standpunkt eingängigere, da die Marktpreise dem (bei *Smith* allerdings in besonderen historischen Modifikationen betrachteten) Spiel von Angebot und Nachfrage derart folgen, daß die Marktpreise zu einem vorher bekannten langfristigen Gleichgewicht gravitieren.

Wie aber ist die Entwicklung des letzteren zu verstehen? Der Verweis auf die historische Mengenbestimmung wird den Neoklassiker nicht befriedigen, der vor allem nach der Wechselwirkung zwischen natürlichen Preisen und Mengenstruktur fragt. Hier muß man die dogmengeschichtliche Antwort von einer aktualitätsbezogenen scheiden.

Die Behandlung der Nachfrage nach notwendigen Konsumgütern ist bei den Klassikern, in moderner Terminologie und in erster Näherung, nicht durch die Voraussetzung konstanter Skalenerträge, sondern, bei variablen Erträgen, durch die Annahme einer inelastischen Nachfrage gelöst zu denken. Freilich kann z. B. die Nachfrage nach Korn seitens der Arbeiter nur innerhalb enger Grenzen wirklich inelastisch sein. Die reale Elastizität der Nachfrage berührt aber, zumindest im Kontext der klassischen Diskussion, nicht so sehr Substitutionsmöglichkeiten der Konsumenten (z. B. ein Ausweichen auf andere Nahrungsmittel bei steigendem Kornpreis) als die Interaktion mit makroökonomischen Größen. So bedeutet ein steigender Kornpreis zunächst eine fallende Profitrate (bei gegebenem Reallohn), mit Konsequenzen für die effektive Nachfrage und damit — über komplexe Mechanismen — für die Wirt-

schaftslage als ganze, und nicht nur für das Geschehen auf einem einzelnen Markt. Solche makroökonomischen Konsequenzen für die Verteilung sind aber, so lange die Synthese von Keynesianismus und Neoklassik noch aussteht, auch heute nur anhand ad hoc konstruierter Modelle zu durchdenken. Über die Makroökonomie entsteht eine Interdependenz von Angebot und Nachfrage, die sich nicht nur einer marshallianischen Analyse unter *ceteris paribus*-Annahmen, sondern auch einer walrasianischen Totalanalyse entzieht. Der moderne praktische Ökonom wird deshalb, in der Regel ohne sich dessen bewußt zu sein, wie der Klassiker seine Überlegungen den besonderen historischen Umständen anpassen.

Daß das Geschehen auf den Faktormärkten im Zusammenhang mit keynesianischen Argumenten behandelt werden muß, die mit der neoklassischen allgemeinen Gleichgewichtstheorie nicht integriert sind, liegt auf der Hand. Was schließlich Luxusgüter betrifft, so ist die Nachfrage nach ihnen in hohem Grade preisabhängig, aber die überragende Bedeutung von *Smith* liegt m. E. nicht zuletzt im Nachweis, daß das Geschehen auf den Luxusgütermärkten nicht allein von individuellen Präferenzen her zu analysieren ist, sondern unter Berücksichtigung der Interaktion von Präferenzen (Luxusgüter als Ausdruck von Macht, als Elemente gesellschaftlicher Repräsentation, als — modern — demonstrativer Konsum). Wenn man von einem Wertparadox sprechen möchte, liegt es darin, daß der subjektive Wert des Diamanten am Fingerring von seiner Wertschätzung durch andere als den Besitzer abhängt.

Es verbleibt ein schmaler Bereich (der sich mit wachsendem Wohlstand vergrößert haben mag), innerhalb dessen die genuin neoklassischen Erklärungen empirischer Preiselastizitäten durch die Substitutionsmöglichkeiten bei gegebenen Präferenzen, aber variablen Preisen und Haushaltseinkommen am Platze sind. Ein leicht steigender Brotpreis wird heute ohne Zweifel Substitutionen hervorrufen, die in erster Näherung und in praktischer Hinsicht sinnvoll auf individuell gegebene Präferenzen zurückgeführt werden können. Wir wissen zwar, daß die Präferenzen historisch gewachsen sind und nur aus konkreten geschichtlichen Umständen verstanden werden können (z. B. übermäßiger Fleischkonsum nach Zeiten des Mangels), aber sie sind zunächst individuell fixiert und können — allerdings nur in Umgebung der wirklich realisierten Präferenzen — als bekannt vorausgesetzt werden. Man wird heute in der Analyse der Modifikationen eines langfristigen Gleichgewichtszustands unter den Gesichtspunkten der angewandten Ökonomie des neoklassischen Apparats, insbesondere der Preiselastizitäten oder Stücken von Nachfragekurven, nicht entraten können. Preiselastizitäten können ja auch empirisch vorgegeben sein und müssen nicht aus der

Annahme der Existenz vollständiger Präferenzsysteme unabhängiger Individuen abgeleitet werden.

Ich sehe aber nicht, weshalb dieser pragmatische, in den klassischen Ansatz integrierbare Gesichtspunkt die riesige Literatur über das *allgemeine* neoklassische Gleichgewicht, trotz seiner Infragestellung durch Keynesianismus und Kapitaltheorie, trotz seiner erkenntnistheoretischen Problematik und mit seinem ganzen ideologischen Kontext und seinem universellen Erklärungsanspruch, etwa gemäß der *Robbinsschen* Definition des Wirtschaftens, rechtfertigen könnte.

Der hier versuchte Rückblick auf die Klassik sollte zeigen, daß die klassische Methode im Ansatz bescheidener ist als die moderne Neoklassik, aber reicher im politischen Kontext, der ja nicht nur durch die marxistische Tradition bestimmt ist. Auf die dem Neoklassiker wichtige Frage, wie die Preise den Ausgleich von Angebot und Nachfrage vermitteln, ergab sich eine klassische Antwort, die zwar formale Geschlossenheit vermissen läßt, die aber wegen ihrer Verbindung mikro- und makroökonomischer Gesichtspunkte aktuelle Bedeutung besitzt. Der Leser möge schließlich selbst urteilen, ob nicht deshalb die Argumentationsweise des guten, empirisch orientierten Ökonomen der Klassik oft näher steht, als er selbst sich bewußt ist<sup>86</sup>. Dies meinte jedenfalls *De Quincey*, dem das letzte Wort überlassen sei:

„A crazy maxim has got possession of the whole world; viz. that price is, or can be, determined by the relation between supply and demand. The man who uses this maxim does not himself mean it ... You fancy yourself ascertaining the price by the relation of supply to demand, and, in fact, you are ascertaining it by privately looking for the cost in past years, — the very thing that you had pledged yourself to dispense with<sup>87</sup>.“

---

<sup>86</sup> Vgl. B. Schefold: Kapitaltheorie: vom Transformationsproblem und der Kritik an der Neoklassik zur Rekonstruktion der Politischen Ökonomie, Jahrbuch für Sozialwissenschaft, Bd. 30/1979, S. 177 - 188.

<sup>87</sup> Th. De Quincey, a.a.O., S. 206.



## Wie bilden sich die Marktpreise nach Adam Smith?

### Bemerkungen zu dem vorstehenden Referat von Bertram Schefold

Von *Ernst Helmstädtter*, Münster

Nach *Schefold* kamen die Klassiker — und *Adam Smith* insbesondere — bei der Erklärung, wie sich die *Marktpreise* bilden, ohne die „Vorstellung von Angebot und Nachfrage als Kurven“ aus. Das Kurvenkonzept hätte sich erst durchsetzen können, nachdem die neoklassische Nutzentheorie entwickelt worden war, wonach die Konsumenten in Abhängigkeit von alternativen Preisen alternative Mengen von einem Gut nachzufragen wünschen.

Ich möchte mit meinen Bemerkungen zeigen, daß „den Klassikern die Vorwegnahme des heute unentbehrlich scheinenden Kurvenapparats“ entgegen der Behauptung *Schefolds* tatsächlich gelungen ist.

Das bescheidene Anliegen dieses Beitrags besteht darin, das „technische“ Problem, wie *Adam Smith* das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage erläutert hat, anhand seiner eigenen Hinweise abzuklären. Ich meine, daß man bis heute in den einschlägigen dogmenhistorischen Lehrbüchern die wünschenswerte Klarheit vermißt.

So bemerkt etwa *Erich Schneider*, die Analyse von *Adam Smith* sei in der Durchführung unvollkommen und sogar fehlerhaft<sup>1</sup>. *Mark Blaug* stülpt der klassischen Lehre, ohne die Erklärungskraft ihres Instrumentariums auszuschöpfen, den modernen „Kurvenapparat“ über und zeigt — durchaus legitimerweise! — wie man mit den heute gebräuchlichen Instrumenten dasselbe ausdrücken kann<sup>2</sup>. *Carlo Benetti* glaubt wie *Schefold*, daß man die klassische Erklärung der Marktpreisbildung nicht mittels des Instrumentariums von Angebots- und Nachfragefunktion formulieren könne<sup>3</sup>. In seiner eigenen Interpretation benutzt er gleich-

<sup>1</sup> *Erich Schneider*, Einführung in die Wirtschaftstheorie, IV. Teil, 1. Bd., Tübingen 1962, S. 90.

<sup>2</sup> *Mark Blaug*, Systematische Theoriengeschichte der Ökonomie, Bd. 1, München 1971, S. 99 ff.

<sup>3</sup> *Carlo Benetti*, Smith. La teoria economica della società mercantile, Milano 1979, S. 91.

wohl eine — sehr spezielle — Nachfragefunktion und Reaktionsfunktionen zur Erklärung der Angebotsvariation, so daß der Anpassungsprozeß des Marktpreises an den natürlichen Preis ähnlich wie bei der Erklärung mittels Angebots- und Nachfragefunktion verläuft.

Wir geben zunächst die *Smithsche* verbale Darstellung wieder (I), betrachten dann formalisiert das Marktgleichgewicht unter kurzfristigem (II) und schließlich unter langfristigem Aspekt (III). Die Erörterung dient — wie gesagt — ausschließlich der „originalgetreuen“ Übertragung der *Smithschen* Analyse unter Zuhilfenahme graphischer Veranschaulichungen und geeigneter mathematischer Funktionen.

## I. Die Marktpreisbildung in Adam Smith's eigener Darstellung

Das Problem besteht in der Oszillation der aktuellen oder kurzfristigen Marktpreise um den langfristig — „auf die Dauer und im Durchschnitt“ — sich ergebenden natürlichen Preis. Folgender Datenrahmen ist gegeben: Für die Produktion eines Gutes (eines „vermehrbar“ Gutes im Gegensatz zu einem „Seltenheitsgut“) sei eine bestimmte (optimale) Produktionstechnik verfügbar. Die Inputkoeffizienten der drei Faktoren: Arbeit, Kapital und Boden seien ebenso bekannt wie die Faktorpreise: Lohn-, Zins- und Pachtsatz. Damit stehen die *Produktionskosten je Stück* fest. Diese Stückkosten bilden den *natürlichen Preis* oder *Wert* des betreffenden Gutes<sup>4</sup>.

Die *Nachfragemenge*, die zum *natürlichen Preis* nachgefragt wird, ist nach *Adam Smith* die „*effektive Nachfrage*“ („*effectual demand*“)<sup>5</sup>. Sie ist „effektiv“ in dem Sinne, daß diese Nachfragemenge langfristig auch tatsächlich, oder besser: notwendigerweise durch das Angebot gedeckt wird<sup>6, 7</sup>. Sie *effektualisiert* langfristig ein ihr entsprechendes Angebot.

<sup>4</sup> „When the price of any commodity is neither more nor less than what is sufficient to pay the rent of the land, the wages of the labor, and the profits of the stock employed in raising, preparing, and bringing it to market, according to their natural rates, the commodity is then sold for what may be called its natural price.“ *Adam Smith*, The Wealth of Nations, Vol. I, chapt. VII, S. 62 der University Paperbacks-Ausgabe London 1961. Weitere wörtliche Zitate ebenfalls aus dieser Ausgabe.

<sup>5</sup> „... (the demand of) those who are willing to pay the natural price of the commodity, or the whole value of the rent, labour, and profit ... may be called the effectual demanders, and their demand the effectual demand; since it may be sufficient to effectuate the bringing of the commodity to market.“ *Smith*, S. 63.

<sup>6</sup> Von der „*effektiven*“ Nachfrage unterscheidet *Adam Smith* die „*absolute*“. Als absolute (vielleicht besser: virtuelle) Nachfrage können wir jene Nachfragewünsche bezeichnen, die keine Kostendeckung ermöglichen und somit auch kein Angebot hervorbringen. Siehe *Smith*, S. 63 (bzw. Chapter VII.). E. Schneider, S. 83 übersetzt „absolut“ mit „latent“.

Das jeweils auf den Markt gelangende Angebot sei eine innerhalb des „Markttages“ nicht variierbare *exogene* Menge. Es werden zufallsbedingt alternative Angebotsmengen auf den Markt gebracht. Statt von „Angebot“ wird gelegentlich auch von „Zufuhr“ gesprochen. Dies mag zweckmäßig sein, um eine mögliche Verwechslung mit der Angebotsfunktion zu vermeiden. Noch zweckmäßiger erscheint mir der Ausdruck „Auftrieb“ bzw. „Angebotsauftrieb“<sup>8</sup>.

Zu diesen definitorisch gültigen Modelldaten tritt nun eine *Verhaltenshypothese* als weiteres Datum. Sie besagt, daß der *aktuelle* oder der *Marktpreis* sich nach dem Verhältnis von Auftrieb (Angebot) und effektiver Nachfrage bildet. Der Marktpreis liegt über dem natürlichen Preis, wenn der Auftrieb kleiner als die effektive Nachfrage ist, er liegt darunter im anderen Fall. Genauer sagt *Adam Smith*, daß das *Verhältnis* von Auftrieb und effektiver Nachfrage den Marktpreis in diesem Sinne reguliert:

„The market price of every particular commodity is regulated by the proportion between the quantity which is actually brought to market, and the demand of those who are willing to pay the natural price of the commodity, or the whole value of the rent, labour and profit<sup>9</sup>.“

Nach diesem Modell der Marktpreisbildung hängt also der Marktpreis von dem Verhältnis zwischen Auftrieb und effektiver Nachfrage derart ab, daß folgendes gilt:

- (1) Wenn Auftrieb < effektive Nachfrage, gilt:  
Marktpreis > natürlicher Preis.
- (2) Wenn Auftrieb > effektive Nachfrage, gilt:  
Marktpreis < natürlicher Preis.

Die Abweichung des aktuellen Marktpreises vom natürlichen Preis wird, je nach der gegebenen Marktlage, durch die *Konkurrenz der Nachfrager um das zu geringe Angebot*<sup>10</sup> oder die *Konkurrenz der An-*

<sup>7</sup> Zwischen dem englischen „effective“ und „effectual“ besteht nach dem „Oxford Advanced Learner's Dictionary of Current English“ folgender Unterschied:

— effective: able to bring about the result intended;  
— effectual: able to bring about the result required.

<sup>8</sup> Diesen Ausdruck benutzt *Walter G. Waffenschmidt*, Graphisch-anschauliche Einführung in die Volkswirtschaftslehre, 2. erw. Aufl. Meisenheim 1963, S. 251. Unter dem „Auftrieb“ versteht *Waffenschmidt* bei der Betrachtung des Weizenmarktes auf der *Angebotsseite*: Vorrat und Ernte, auf der *Nachfrageseite*: die Änderung des Volkseinkommens.

<sup>9</sup> *Smith*, S. 63.

<sup>10</sup> „When the quantity of any commodity which is brought to market falls short of the effectual demand, all those who are willing to pay the whole value of the rent, wages and profit, which must be paid in order to bring it thither, cannot be supplied with the quantity which they want. Rather than

bieter um die zu geringe Nachfrage zustandegebracht. Die Lösung des Problems besteht also im Nachweis von Konkurrenzvorgängen (mittels Preisüberbietung oder -unterbietung), die ein kurzfristig gültiges Marktgleichgewicht herbeiführen.

## II. Formalisierte Darstellung der Marktpreisbildung nach Adam Smith

Wir betrachten nun das gleiche Problem der kurzfristigen Marktpreisbildung nach *Adam Smith* mit Hilfe einiger Formeln und einer graphischen Veranschaulichung.

Gegeben seien der *natürliche Preis*  $\bar{p}$  (bzw. der *Wert* oder die *Stückkosten*) und die effektive Nachfrage  $\bar{x}$ . An jedem Markttag  $t$  sei das Verhältnis von aktuellem *Marktpreis*  $p_t$  zu  $\bar{p}$  eine positive Funktion des Verhältnisses von *effektiver Nachfrage*  $\bar{x}$  zu *aktueller Angebot*  $x_t^A$ :

$$(1) \quad \left( \frac{p_t}{\bar{p}} \right) = F \left( \frac{\bar{x}}{x_t^A} \right); \quad F' > 0.$$

Wir spezifizieren die Funktion (1) zunächst als:

$$(2) \quad \frac{p_t}{\bar{p}} = \left( \frac{\bar{x}}{x_t^A} \right); \quad \varepsilon = \text{const} > 0.$$

Damit unterstellen wir, daß das Verhältnis von Marktpreis : natürlichem Preis sich jeweils proportional zum Verhältnis effektive Nachfrage : Auftrieb verändert. Oder mit anderen Worten: eine konstante Auftriebselastizität des Marktpreises:

$$(3) \quad \frac{\frac{dp_t}{p_t}}{\frac{dx_t^A}{x_t^A}} = -\varepsilon = \text{const}.$$

Diese Annahme folgt *nicht* zwingend aus den Erläuterungen von *Smith*. Eine andere mögliche Spezifizierung von (1) wäre etwa:

$$(4) \quad (p_t - \bar{p}) = b (x - x_t^A).$$

Hiernach verhalten sich die Differenzen zwischen Marktpreis und natürlichem Preis und effektiver Nachfrage und Auftrieb konstant zu

want it altogether, some of them will be willing to give more. A competition will immediately begin among them, and the market price will rise more or less above the natural price, according as either the greatness of the deficiency, or the wealth and wanton luxury of the competitors, happen to animate more or less the eagerness of the competition." *Smith*, S. 63 f.

einander. Auch in (4) bestimmt das Verhältnis von Auftrieb und effektiver Nachfrage den Marktpreis (bzw. sein Verhältnis zum natürlichen Preis) eindeutig.

Die Funktionen (2) und (4) sind also denkbare Ausprägungen von (1). Durch Auflösung nach  $p_t$  erhalten wir:

$$(5) \quad p_t = \bar{p} \left( \frac{\bar{x}}{x_t^A} \right)^\varepsilon$$

bzw.

$$(6) \quad p_t = \bar{p} + b(\bar{x} - x_t^A)$$

Wir können diese Funktionen *Preis-Auftriebs-Funktionen* nennen oder *Preis-Angebots-Funktionen*. Sie stellen den Marktpreis in Abhängigkeit vom Auftrieb dar. Sie implizieren im übrigen ein bestimmtes *Nachfragerverhalten*, wie sogleich deutlich wird.

Setzen wir nun, wiederum mit *Adam Smith*, voraus, daß der Auftrieb bzw. das Angebot an jedem Markttag auch abgesetzt oder nachgefragt wird:

$$(7) \quad x_t^N = x_t^A ,$$

so werden (5) und (6) nunmehr zu *Nachfrage- oder Preis-Absatz-Funktionen*:

$$(8) \quad p_t = \bar{p} \left( \frac{\bar{x}}{x_t^N} \right)^\varepsilon$$

$$(9) \quad \begin{aligned} p_t &= \bar{p} + b(\bar{x} - x_t^N) \\ &= \bar{p} + b\bar{x} - bx_t^N \\ &= a - bx_t^N \quad \text{mit } a = \bar{p} + b\bar{x} \end{aligned}$$

(8) ist eine Nachfragefunktion mit konstanter Preiselastizität der Nachfrage von  $-\varepsilon$  und (9) eine lineare Nachfragefunktion.

Wir stellen also fest, daß die *Smithsche Erörterung* implizit das Konzept der normal verlaufenden Nachfragefunktion enthält. Das ist gar nicht verwunderlich, weil dieses Konzept dem ökonomischen Erfahrungswissen aus ältester Zeit entspricht: „In hellenistisch-römischer Zeit war es eine verbreitete Sitte, auf Verabredung den Anbau zu beschränken oder die Einfuhr stocken zu lassen, um die Preise hinaufzutreiben<sup>11</sup>.“ Die *Kingsche Regel*<sup>12</sup> stellt sogar einen quantitativen Zusam-

<sup>11</sup> Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte, München 1979 (1918 bzw. 1923), S. 1166.

mehnang zwischen Minderernte und Preissteigerung im Verhältnis zum normalen Weizenpreis her:

*Kingsche Regel*

Bei einer Minderernte in Höhe von	beträgt die Weizen- preissteigerung gegen- über dem Trendwert
1/10	3/10
2/10	8/10
3/10	16/10
4/10	28/10
5/10	45/10

Hierbei gilt für den Zähler der Quotienten der Preisreihe, beginnend in der ersten Zeile mit  $n = 2$ , für die  $n - 1$ . Zeile allgemein:

$$y_n = 2(n - 1) + \sum_{i=2}^n \frac{i}{2} (i - 1), \quad i = 2, 3, 4 \dots n; \\ n = 2, 3, 4 \dots .$$

Die *Kingsche Regel* stellt ebenfalls eine Nachfragefunktion, die (1) entspricht, dar.

Man braucht sich also nicht zu wundern, daß *Adam Smith* den Zusammenhang (1) und die damit implizierte Nachfragefunktion unterstellte. Sie entsprach der Alltagserfahrung ebenso wie der Fachliteratur. Und: Obwohl *Smith* mit Zitaten sparsam umging<sup>12</sup>, zitiert er *Gregory King!*

Während die Nachfragefunktion bei *Adam Smith* bereits konkrete Gestalt gewonnen hat, ist die Angebotsfunktion nur rudimentär entwickelt. Langfristig wird die Angebotsmenge der effektiven Nachfrage größtengleich. Kurzfristig bleibt der Auftrieb unerklärt. Der auf den Markt gekommene Auftrieb wird jedoch, ohne Rücksicht auf die Preishöhe, auch abgesetzt. Um den letzten Zusammenhang zu erläutern bedienen wir uns der Fig. 1.

<sup>12</sup> *Gregory King* (1648 - 1712) hat ein „Gesetz der Nachfrage nach Weizen“ (*Schumpeter*), d. h. eine explizite Nachfragefunktion aufgestellt. Sie wurde 1915 von *G. U. Yule* ökonometrisch getestet. Siehe dazu: *Joseph Alois Schumpeter*, Geschichte der ökonomischen Analyse, Göttingen 1965, S. 278.

<sup>13</sup> *Karl Marx*, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, Dietz Verlag Berlin, 6. Aufl. 1970, S. 176 (Erstauflage 1859).

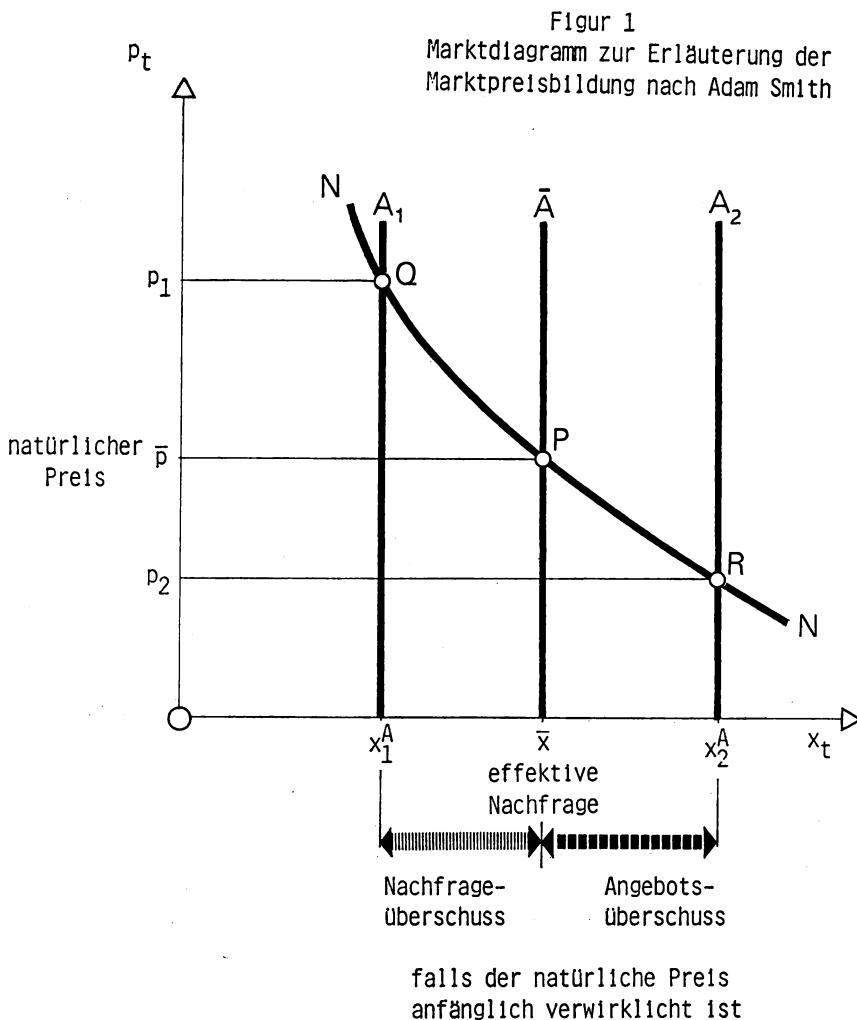


Fig. 1 stellt das übliche Marktdiagramm, mit dem Preis auf der Ordinate und der Menge auf der Abszisse dar. Als Nachfragefunktion  $N$  ist eine (1) entsprechende Kurve eingetragen. Die Koordinaten des Punktes  $P$  sind der *natürliche Preis*  $\bar{p}$  und die *effektive Nachfrage*  $\bar{x}$ . Die senkrechten Linien  $A_1$ ,  $\bar{A}$  und  $A_2$  stellen kurzfristige Angebotskurven dar. Sie bezeichnen drei unterschiedliche Auftriebsmengen  $x_1^A < \bar{x} < x_2^A$ .

Bei  $x_1^A$  stellt sich im Punkt  $Q$  und bei  $x_2^A$  im Punkt  $R$  das kurzfristige Marktgleichgewicht ein. Der Prozeß der Anpassung an diese Gleichgewichtspunkte ist wie folgt zu erläutern:

### 1. Fall: $x_1^A < \bar{x}$ , Gleichgewicht bei Q

Das aktuelle Angebot bzw. der Auftrieb  $A_1$  ist *kleiner* als die effektive Nachfrage:  $x_1^A < \bar{x}$ . Beim natürlichen Preis herrscht *Nachfrageüberschuß*. Die *Konkurrenz der Nachfrager* um das zu niedrige Angebot führt dann zu einem *Preisanstieg*. Beim Preis  $p_1$  werden aktuelles Angebot und aktuelle Nachfrage ausgeglichen (kurzfristiges Gleichgewicht bei Q).

### 2. Fall: $x_2^A > \bar{x}$ , Gleichgewicht bei R

Das aktuelle Angebot  $A_2$  ist *größer* als die effektive Nachfrage:  $x_2^A > \bar{x}$ . Beim natürlichen Preis herrscht *Angebotsüberschuß*. Die *Konkurrenz der Anbieter* um die zu niedrige Nachfrage bewirkt eine *Preissenkung*. Beim Preis  $p_2$  werden aktuelles Angebot und aktuelle Nachfrage ausgeglichen (kurzfristiges Gleichgewicht bei R).

Bei unserer Betrachtung der Marktpreisbildung gingen wir stillschweigend davon aus, daß der Auftrieb bzw. das aktuelle Angebot *zufällig* einmal *unter* und einmal *über* der effektiven Nachfrage liegt. *Adam Smith* behauptet jedoch nicht nur, daß der Marktpreis um den natürlichen Preis *oszilliert*, sondern, daß er dorthin *gravitiert*. Nunmehr betrachten wir diesen langfristigen Prozeß der Gravitation des Marktpreises zum natürlichen Preis.

## III. Die Anpassung des Marktpreises an den natürlichen Preis: langfristige Betrachtung

Nach *Smith* gravitiert der Marktpreis langfristig zum natürlichen Preis<sup>14</sup>. Wie dieser Prozeß verläuft, wird nicht näher erläutert. Aber seine Richtung ist klar: Bei hohem Marktpreis sind die Faktorvergütungen hoch, und dies bewirkt eine Ausdehnung des Angebots, so daß die Marktpreise sinken. Umgekehrt bewirken zu niedrige Faktorvergütungen, wenn der Marktpreis unter dem natürlichen Preis liegt, eine Einschränkung des Angebots, so daß der Marktpreis steigt. Die Mengenreaktionen der Produktionsfaktoren auf guten oder schlechten Verdienst bewirken die langfristige Anpassung des Angebots an die effektive Nachfrage<sup>15</sup>.

Das Marktpreisniveau berührt allerdings die Löhne und die Profite in stärkerem Maße als die Grundrente<sup>16</sup>. Insbesondere die Profite schwanken mit dem Marktpreis: „The profits of stocks vary with the price of the commodities in which it is employed. As the price of any commodity rises above the ordinary or average rate, the profits of

<sup>14</sup> „The natural price, therefore, is, as it were, the central price, to which the prices of all commodities are continually gravitating“ (*Smith*, S. 65).

<sup>15</sup> *Smith*, S. 67.

<sup>16</sup> *Smith*, S. 66.

at least some part of the stock that is employed in bringing it to market, rise above their proper level, and as it falls they sink below it<sup>17</sup>.“ Aus Gründen der Vereinfachung werden wir im folgenden nur den Zusammenhang zwischen Marktpreis und Profit zur Erklärung der Angebotsvariation heranziehen.

Damit folgen wir *Benetti*. Sein Differenzengleichgewichtsmodell zur Erklärung des Prozesses der Anpassung des Marktpreises an den natürlichen Preis basiert auf den folgenden drei Gleichungen<sup>18</sup>:

$$(10) \quad p_t x_t \equiv \bar{p} \bar{x} ;$$

$$(11) \quad (r_t - \bar{r}) = \alpha (p_t - \bar{p}); \alpha > 0 ;$$

$$(12) \quad (x_{t+1} - \bar{x}) = \frac{1}{\beta} (r_t - \bar{r}); \beta < 0 .$$

Gleichung (10) bezeichnet *Benetti* als „fundamentale Identität“<sup>19</sup>. Sie entspricht der Funktion (2) für  $\epsilon = -1$ . *Benetti* versteht dabei  $\bar{p} \bar{x}$  als „effektive Nachfrage“ („domanda effettuale“)<sup>20</sup>. Sie ist für jeden Markt eine fest vorgegebene Größe<sup>21</sup>. Für das Funktionieren des klassischen Anpassungsprozesses der Marktpreise an die natürlichen Preise sei die „fundamentale Identität“ (10) eine notwendige Voraussetzung. Zweierlei ist daran falsch:

1. Die sogenannte „effektive Nachfrage“ nach *Adam Smith* ist eine *Mengengröße* (und nicht eine *Wertgröße*, wie *Benetti* sie interpretiert). Anders könnte *Smith* nicht folgenden Größenvergleich anstellen: „When the *quantity* (Unterstreichung, *E. H.*) of any commodity which is brought to market falls short of the effectual demand, . . .<sup>22</sup>“. *Benettis* Fehlinterpretation ist allerdings verständlich, weil wir heute unter dem Begriff der Nachfrage in der Regel eine monetäre Größe verstehen.

2. Die sogenannte „Identität“ (10) ist nicht notwendige Bedingung für das Funktionieren des klassischen Prozesses der Anpassung des Marktpreises an den natürlichen Preis. Alle (1) genügenden Funktionen erfüllen den gleichen Zweck. (10) sollte im übrigen nicht als Identität verstanden werden, sondern als Bestimmungsgleichung für den Marktpreis

$$p_t = \frac{\bar{p} \bar{x}}{x_t} \text{ in Abhängigkeit vom Auftrieb } x_t .$$

<sup>17</sup> *Smith*, S. 129.

<sup>18</sup> *Benetti*, S. 98 ff. — Ich danke Herrn Kollegen *Schefold* für den Hinweis auf *Benettis* Arbeit über *Adam Smith*.

<sup>19</sup> *Benetti*, S. 94.

<sup>20</sup> *Benetti*, S. 88.

<sup>21</sup> *Benetti*, S. 90.

<sup>22</sup> *Smith*, S. 63.

Wie wir sogleich noch sehen werden, erlaubt (10) im übrigen jedoch eine einfache formale Lösung der Differenzengleichung zur Darstellung des fraglichen Anpassungsprozesses.

Die Gleichung (11) verbindet die Differenz zwischen aktueller Profitrate  $r_t$  und Normalprofitrate  $\bar{r}$  linear mit der Differenz zwischen aktuellem Marktpreis  $p_t$  und natürlichem Preis  $\bar{p}$ .  $\alpha$  sehen wir hier — mit *Benetti* — aus Gründen der einfachen Darstellung als Konstante an. Wir gehen ferner davon aus, daß stets  $\alpha > 0$  gilt, während *Benetti* auch  $\alpha < 0$  zuläßt. Dies ist ökonomisch jedoch nicht plausibel und zudem im Widerspruch zu den oben erwähnten Annahmen von *Smith*.

Die Gleichung (12) gibt die Angebotsreaktion in Abhängigkeit von der Profitsituation, d. h. der Differenz zwischen aktueller Profitrate  $r_t$  und normaler oder Durchschnittsprofitrate  $\bar{r}$  an.

Die inhaltliche Aussage von (12) ist durch *Adam Smith*' Erläuterungen nicht gedeckt. (12) stellt fest, daß einer positiven Differenz ( $r_t - \bar{r}$ ) eine negative Differenz ( $x_{t+1} - \bar{x}$ ) entspricht, d. h. daß das Angebot in der Periode  $t + 1$  stets kleiner ist als die effektive Nachfrage, wenn in Periode  $t$  der Preis und deswegen die Profitrate über den natürlichen Werten liegt.

Die Annahme  $\beta > 0$ , die *Benetti* wohl auch zuläßt, ist noch weniger sinnvoll, weil sie bewirkt, daß eine positive Differenz ( $r_t - \bar{r}$ ) bzw. ( $p_t - \bar{p}$ ) zu einem Überschreien des Auftriebs über die effektive Nachfrage:  $x_{t+1} - \bar{x} > 0$  in Periode  $t + 1$  führt. Damit ist eine Art Cobweb-Effekt vorprogrammiert, wie *Benetti* mittels graphischer Darstellungen zeigt<sup>23</sup>.

Wir betrachten nun die Lösung von *Benettis* Differenzengleichungsmodell in der von ihm dargestellten Weise. Aus (11) und (12) erhalten wir

$$(13) \quad x_{t+1} - \bar{x} = \frac{\alpha}{\beta} (p_t - \bar{p}) .$$

Wir führen eine Hilfsgröße ein:

$$(14) \quad U_t = (x_t - \bar{x}) .$$

Mit ihrer Hilfe und unter Berücksichtigung von (10) erhalten wir (13) in folgender Form:

---

<sup>23</sup> *Benetti*, S. 105, Fig. 2. Die Figur 2 gilt für  $\alpha > 0$  und  $\beta < 0$ . Vgl. hierzu die einseitig gerichtete Anpassung in Figur 3, S. 106 mit  $\alpha > 0$  und  $\beta < 0$ . Bei gegebenem (positivem) Vorzeichen von  $\alpha$  bewirkt  $\beta < 0$  eine einseitig gerichtete,  $\beta > 0$  eine in der Richtung alternierende Anpassung.

$$(15) \quad U_{t+1} = \frac{\alpha}{\beta} \left( \frac{\bar{x} \bar{p}}{U_t + \bar{x}} - \frac{\bar{x} \bar{p}}{\bar{x}} \right) \\ = \frac{-\frac{\alpha}{\beta} \bar{p} U_t}{U_t + \bar{x}} .$$

Daraus ergibt sich dann die Gleichung, die uns eine einfache Abschätzung über das Konvergenzverhalten der nicht-linearen Differenzen-gleichung erlaubt:

$$(16) \quad \frac{U_{t+1}}{U_t} = \frac{-\frac{\alpha}{\beta} \bar{p}}{U_t + \bar{x}} .$$

Hiernach ist wegen  $\beta < 0$  das Verhältnis des Auftriebs zur effektiven Nachfrage von einer Periode zur nächsten stets positiv. Das bedeutet, daß die Differenz zwischen Auftrieb und effektiver Nachfrage ihr Vorzeichen nicht ändert.

Soll der Prozeß konvergieren, so muß stets  $\frac{U_{t+1}}{U_t} < 1$  gelten. Dies ist vom Ausgangszeitpunkt 0 an dann der Fall, wenn gilt

$$(17) \quad 0 < \frac{\alpha}{-\beta} \bar{p} < x_0 > 0 .$$

Ein Beispiel für einen konvergierenden Prozeß ist in Figur 2 dargestellt.

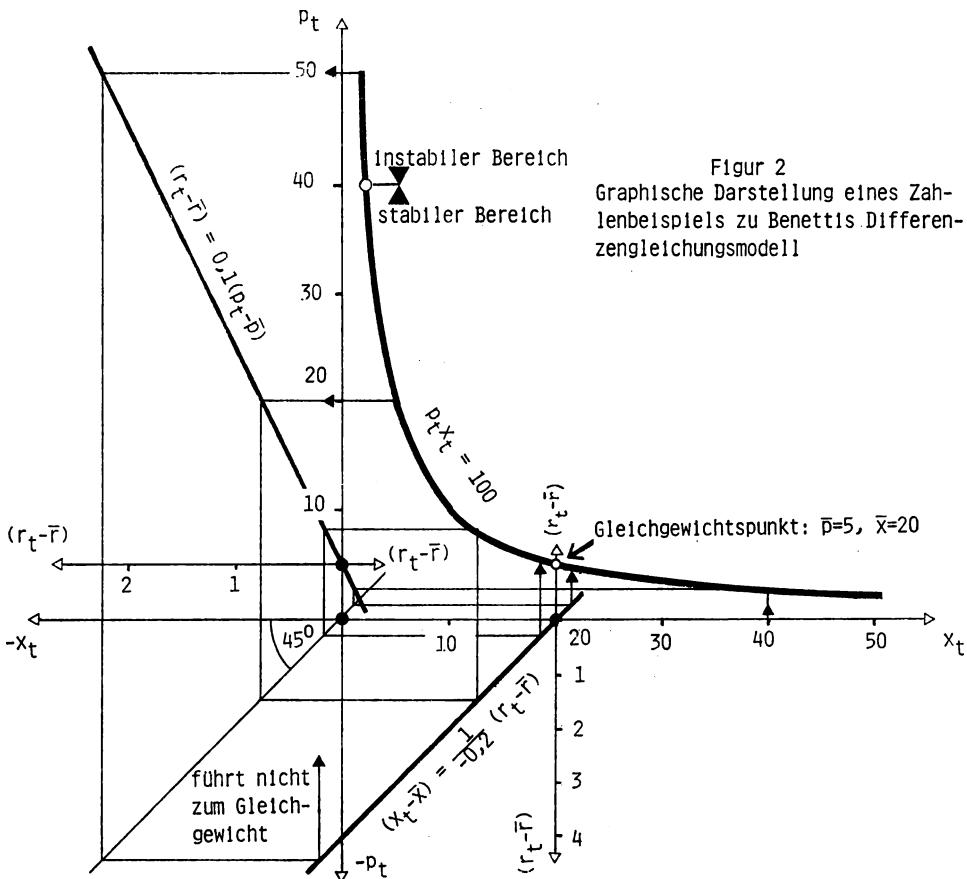
Es ist die Nachfragefunktion

$$(18) \quad p_t x_t = 100$$

eingetragen. Die gewählten Parameterwerte sind

$$(19) \quad \begin{aligned} \bar{x} &= 20 \quad (\text{effektive Nachfrage}) \\ \bar{p} &= 5 \quad (\text{natürlicher Preis}) \\ \alpha &= 0,1 \quad (\text{Preis-Profit-Koeffizient in (11)}) \\ \beta &= -0,2 \quad (\text{Profit-Angebots-Koeffizient in (12)}) \end{aligned}$$

Vom Ausgangspunkt  $x_0 = 5$  (bzw.  $p_0 = 20$ ) konvergiert der Anpassungs-prozeß. Beginnen wir dagegen mit  $x_0 = 2 < \frac{0,1}{0,2} 5$ , so divergiert der Prozeß. Bei  $x_0 = 2,5$  herrscht labiles Gleichgewicht. Eingetragen ist auch die von  $x_0 = 40$  ausgehende Anpassung.



Die folgende Wertetabelle gibt die zugehörigen rechnerischen Werte an (s. S. 105).

Wir ersetzen nun die Gleichung (12) des *Benettischen Differenzengleichungssystems* durch eine den *Smithschen Intentionen* gerechtverdende neue Gleichung:

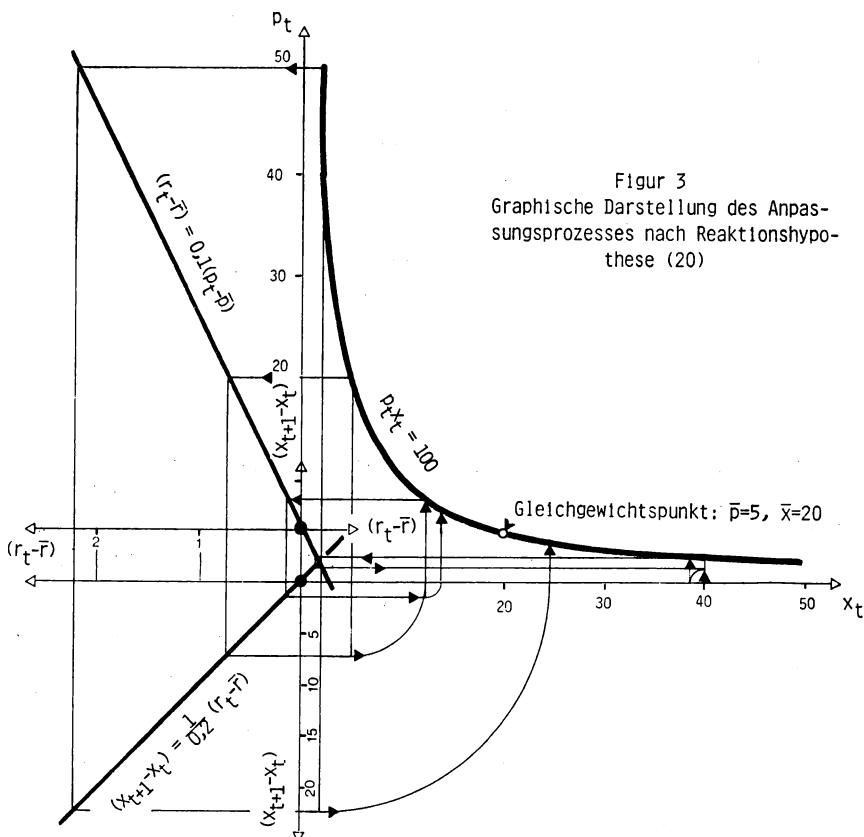
$$(20) \quad (x_{t+1} - x_t) = \frac{1}{\beta} (r_t - \bar{r}); \beta > 0 .$$

Hiernach erhöht sich der Auftrieb bei guter Profitsituation ( $r_t > \bar{r}$ ), und er vermindert sich bei schlechter ( $r_t < \bar{r}$ ). Entsprechend den obigen Umformungen erhalten wir jetzt:

$$(21) \quad \frac{U_{t+1}}{U_t} = 1 - \frac{\frac{\alpha}{\beta} \bar{p}}{U_t + \bar{x}}$$

Wertetabelle zu Figur 2

Ausgangspunkt	$t$	$x_t$	$p_t$	$(r_t - \bar{r})$	$(x_{t+1} - 20)$
$x_0 = 5$	0	5	20	1,5	— 7,5
	1	12,5	8	0,3	— 1,5
	2	18,5	5,4	0,04	— 0,2
$x_0 = 40$	0	40	2,5	— 0,25	1,25
	1	21,25	4,7	— 0,03	0,75
$x_0 = 2$	0	2	50	4,5	— 22,5
	1	— 42,5	—	—	—
$x_0 = 2,5$	0	2,5	40	3,5	— 17,5
	1	2,5	40	3,5	— 17,5



Da der zweite Summand nur positive Größen enthält, konvergiert der Prozeß stets. Im Falle  $x_0 < \frac{\alpha}{\beta} \bar{p}$  wird der Ausdruck (21) negativ: das bedeutet für  $U_0 = (x_0 - \bar{x}) < 0$  ein positives  $U_1 = (x_1 - \bar{x}) > 0$ . Der Anpassungsprozeß überspringt gleichsam den langfristigen Gleichgewichtswert  $\bar{x}$  und nähert sich nach Periode 1 dem Gleichgewichtswert  $\bar{x}$  stetig aus der Situation  $x_1 > \bar{x}$  an.

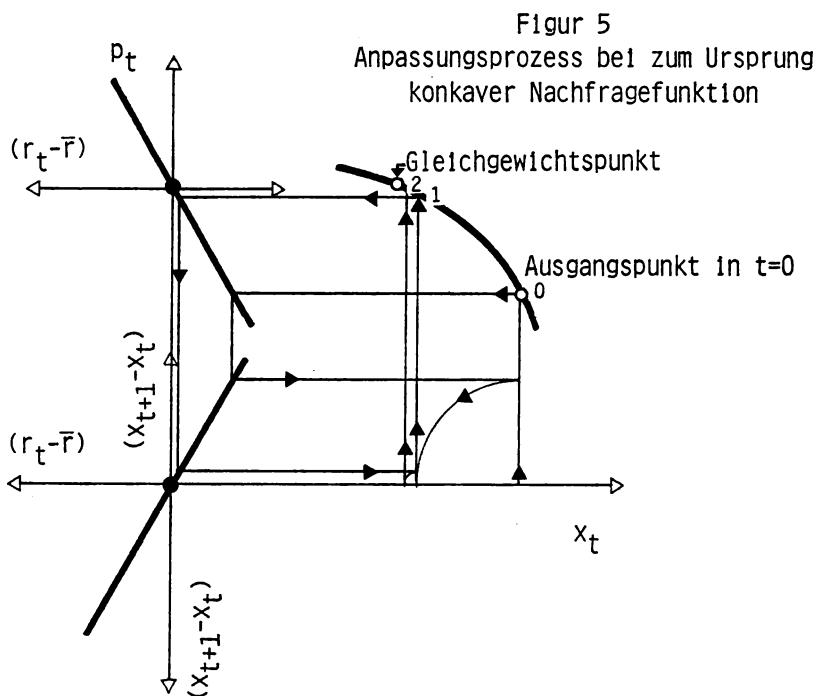
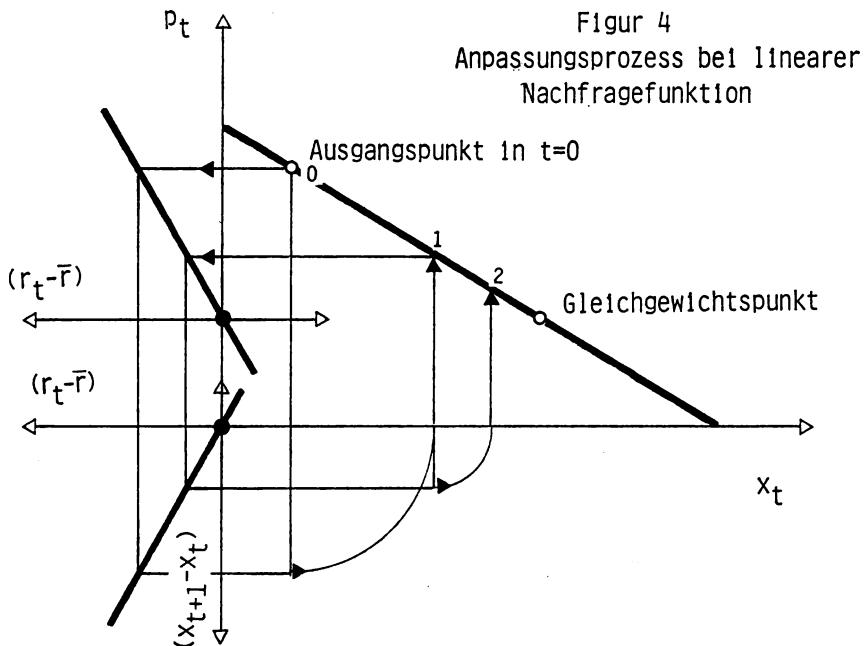
Die Figur 3 stellt im gleichen Zahlenbeispiel wie zuvor die verschiedenen Anpassungsprozesse aus den betrachteten Ausgangssituationen dar. Die entsprechende Wertetabelle lautet jetzt wie folgt:

Wertetabelle zu Figur 3

Ausgangspunkt	$t$	$x_t$	$p_t$	$(r_t - \bar{r})$	$(x_{t+1} - x_t)$
$x_0 = 5$	0	5	20	1,5	7,5
	1	12,5	8	0,3	1,5
	2	14,0	7,14	0,214	1,07
$x_0 = 40$	0	40	2,5	- 0,25	- 1,25
	1	38,75	2,58	- 0,24	- 1,21
$x_0 = 2$	0	2	50	4,5	22,5
	1	24,5	4,08	- 0,092	- 0,46
	2	24,04	4,16	- 0,084	- 0,42
$x_0 = 0,5$	0	0,5	200	19,5	97,5
	1	98	1,02	- 0,4	- 2,0
$x_0 = 2,5$	0	2,5	40	3,5	17,5
	1	20	5	0	0

Der Vergleich der beiden Wertetabellen zeigt, daß der Anpassungsprozeß nach Hypothese (20) *stets* konvergiert (auch von sehr kleinen Anfangswerten her) und daß die Anpassung nicht so rasch erfolgt wie bei Hypothese (12). Letzteres geht insbesondere aus dem Vergleich der beiden Prozesse von Ausgangspunkt  $x_0 = 5$  hervor.

In den Figuren 4 und 5 sind zwei andere Nachfragefunktionen, eine lineare und eine zum Ursprung konkav, eingetragen. Auch bei diesen beiden Kurventypen erfolgt bei den gewählten Werten für  $\alpha$  und  $\beta$  die Anpassung an den langfristigen Gleichgewichtspunkt nur in einer Richtung. Andere Werte können zu oszillierenden Anpassungsbewegungen oder auch zu divergierenden Schwankungen führen, ganz in Analogie zu dem bekannten „Cobweb-Modell“. Darauf einzugehen erübrigt sich,



da *Adam Smith* von der Gravitation des Marktpreises zum natürlichen Preis ausgeht, stillschweigend also entsprechende  $\alpha$ - bzw.  $\beta$ -Werte voraussetzt.

Unser Ergebnis ist also, daß die Abbildung der *Smithschen* Reaktionshypothesen in einem Differenzengleichungsmodell stets die Anpassung des Marktpreises an den natürlichen Preis und des Angebots an die effektive Nachfrage bewirkt. *Benetts* Differenzengleichungsmodell, in dem instabile Bereiche und in der Anpassungsrichtung alternierende Verläufe auftreten, deckt sich nicht mit den *Smithschen* Annahmen

1. bezüglich der Annahme, daß die Nachfragefunktion nur eine gleichseitige Hyperbel  

$$x_t = \frac{\bar{p}\bar{x}}{p_t}$$
 sein kann,
2. bezüglich der Reaktionshypothese (12), wonach die Anbieter je nach der Profitsituation ihr Angebot mit Bezug auf die effektive Nachfrage variieren.

*Benetts* Schlußfolgerungen, wonach die klassische Nachfragefunktion eine gleichseitige Hyperbel sein muß, um überhaupt eine Konvergenz zum langfristigen Gleichgewicht zu bewirken, und von bestimmten Ausgangssituationen her Instabilitäten auftreten, betreffen nicht die Theorie von *Adam Smith*.

In einem andern Punkt hat *Benetti* durchaus recht: Mit Hilfe der Reaktionshypothesen ergibt sich — auch nicht in impliziter Form — keine Angebotsfunktion<sup>24</sup>. Eine solche Funktion müßte einem bestimmten Angebotspreis (von den Anbietern erwarteten Preis) eine spezifische Angebotsmenge zuordnen. In den vorgestellten dynamischen Modellen werden jedoch die tatsächlichen Preise aus Auftrieb und Nachfragefunktion gebildet. Diese bestimmen die Profitsituation und diese die Mengenreaktion der Anbieter. Wir können auch sagen: der Auftrieb ist nachfrageabhängig. Eine von der Nachfragefunktion unabhängige Angebotsfunktion gibt es nicht.

In einem andern Sinne könnte gleichwohl von einer langfristigen Angebotsfunktion gesprochen werden. Wenn die Nachfragefunktion bzw. die effektive Nachfrage variiert, so ändert sich der langfristige Gleichgewichtspunkt. Die Verbindungsgeraden aller langfristigen Gleichgewichtspunkte könnte dann als langfristige Angebotsfunktion aufgefaßt werden. Im Falle der Figur 1 ändern sich die Stückkosten nicht. Dann ist die Parallele zur Abszisse in Höhe des natürlichen Preises als langfristige Angebotsfunktion anzusehen. Das langfristige Angebot ist in diesem Fall unendlich elastisch.

---

<sup>24</sup> *Benetti*, S. 102.

Faßt man die Linie der normalen Kosten oder des natürlichen Preises als langfristige Angebotsfunktion auf, so kann man auch unter langfristigem Aspekt das Gleichgewicht aus dem Schnittpunkt von Angebot und Nachfrage (im Sinne der heute üblichen Funktionen) ableiten.

Den Intentionen von *Adam Smith* entspricht es jedoch zweifellos besser, wenn man den *Auftrieb*, d. i. das jeweilige *aktuelle Angebot*, als von der Profitsituation abhängig begreift. Das langfristige Gleichgewicht wird so durch die Auftriebsvariation erreicht. Das bedeutet, wie gesagt, nicht die indirekte Einführung einer langfristigen Angebotsfunktion!

Der zum Markt gelangte Auftrieb wird an jedem Markttag ohne Rücksicht auf den Marktpreis abgesetzt. Der Auftrieb impliziert eine absolut starre kurzfristige Angebotsfunktion. Das kurzfristige Gleichgewicht wird durch den Schnittpunkt von Angebot und Nachfrage mittels Konkurrenz herbeigeführt. Die Erklärung dieses kurzfristigen Anpassungsprozesses wird von *Smith* nicht anders gegeben als von den heutigen Lehrbüchern. Eine Besonderheit stellt lediglich die Starrheit der kurzfristigen Angebotsfunktion dar.

Das langfristige Gleichgewicht stellt sich, so können wir es jetzt auch ausdrücken, durch die Variation der kurzfristig starren Angebotsfunktionen im Verlauf des Gravitationsprozesses der Marktpreise zum natürlichen Preis ein. Da die Nachfragefunktion — wenn sie sich nicht ändert — kurz- wie langfristig wirksam ist, bildet sie den ruhenden Pol des Marktgeschehens. Auf ihr verschieben sich die Punkte kurzfristigen Gleichgewichts durch die Variation des kurzfristigen Angebots. Langfristig stellt sich das kurzfristige Angebot auf die effektive Nachfrage ein.

#### IV. Zusammenfassung

Die Literatur interpretiert die Analyse der Preisbildung von *Adam Smith* uneinheitlich. Hier wurde versucht, seine Analyse unter Beibehaltung ihrer wesentlichen Konzepte mit dem heutigen Lehrbuchinstrumentarium auszudrücken. Als wesentlich sind die analytischen Begriffe des natürlichen Preises, der effektiven Nachfrage und des Auftriebs anzusehen sowie die dem Erfahrungswissen seiner Zeit geläufige Nachfragefunktion. Aus diesen Elementen baut *Adam Smith* seine Theorie des kurzfristigen Ausgleichs von Angebot und Nachfrage mittels der Konkurrenz auf. Der Anpassungsprozeß des Marktpreises an den natürlichen Preis erfolgt durch Variation des kurzfristig starren Angebots, ohne daß hierdurch indirekt eine langfristige Angebotsfunktion generiert wird. Der Anpassungsprozeß ist unter den implizierten Reaktionshypthesen stets stabil.



## Die Marktpreise bei Smith — Eine Erwiderung

Von *Bertram Schefold*, Frankfurt/M.

Die Gegenüberstellung von Klassik und Neoklassik hat sich in der dogmengeschichtlichen Interpretation trotz der inneren Differenzierung innerhalb der Schulen immer wieder bewährt. Mein Referat schulde ich letzten Endes der Auseinandersetzung mit einer modernen (durch *Sraffa* angeregten) Preistheorie, welche die tiefere Einheit der klassischen Position besser zu verstehen und von der Neoklassik zu trennen lehrt. Mit dem richtig verstandenen klassischen Wertbegriff (Vorstellung eines natürlichen Preises) müssen sich aus Gründen der logischen Konsequenz u. a. nicht-neoklassische Theorien sowohl der Nachfrage nach Konsumgütern und des Faktorangebots für die lange Periode, als auch der Verknüpfung der Preisbildung in der kurzen mit der der langen Periode verbinden; ich habe sie herauszuarbeiten versucht, da diese Aspekte der klassischen Theorie in der dogmengeschichtlichen Diskussion meines Erachtens nicht hinreichende Aufmerksamkeit gefunden haben.

Vor diesem Hintergrund ist meine Bemerkung über die Verwendung des heute unentbehrlich scheinenden Kurvenapparates zu verstehen. Ich wehre mich nicht gegen die Verwendung eines modernen begrifflichen Instrumentariums zur Interpretation klassischer Texte — sonst wäre meine Anwendung *Sraffascher* Matrizen zur kritischen Erfassung einer den klassischen Theorien gemeinsamen Werttheorie nicht statthaft. Die Anwendung muß aber historisch sinnvoll sein. In *Helmstädters* Bemerkungen wird zunächst deutlich, daß die Konstruktion eines Kurvenapparates zur Darstellung der Marktpreisbildung und des Anpassungsprozesses des Marktpreises an den natürlichen Preis nichts mit den neoklassischen Begründungen von Angebots- und Nachfragefunktionen durch die Nutzentheorie zu tun haben kann. Die zweite, hier vorliegende Fassung der Bemerkungen macht dies sehr viel klarer als die auf der Tagung diskutierte, weil sie in Anlehnung an *Benetti* nun die Bedeutung der Konkurrenz im Sinne der klassischen Theorie (nicht Vielzahl von Anbietern und Nachfragern, wie in der Neoklassik, sondern Bewegung des Kapitals in Funktion der Profithöhe) bei der Anpassung des Marktpreises an den natürlichen Preis hervorhebt. Die Formalisierung des Anpassungsprozesses wirft nützliche Schlaglichter

auf Probleme und Bedingungen des klassischen Ansatzes. Indessen habe ich immer noch Einwände anzumelden.

Ganz falsch erschien mir „Verbindungsline aller langfristigen Gleichgewichtspunkte“, die sich aus Variationen der effektiven Nachfrage ergeben, als „langfristige Angebotsfunktion“ aufzufassen, weil man dann „auch unter langfristigem Aspekt das Gleichgewicht aus dem Schnittpunkt von Angebot und Nachfrage (im Sinne der heutigen Funktionen) ableiten“ könnte. Obwohl *Helmstädters* selbst diesen zu Ende seiner Bemerkungen gemachten Vorschlag relativiert, indem er eine andere Interpretation als den „Intentionen“ von *Smith* besser entsprechend vorschlägt, erscheint es mir wichtig zu betonen, daß diese langfristige Angebotsfunktion weder klassisch noch neoklassisch Bedeutung hätte. *Neoklassisch* muß die für eine kurze oder lange Periode gezeichnete Angebotsfunktion ja die bei alternativen Preisen hypothetisch erfolgenden Angebote darstellen; das „Wandern“ auf der Kurve im historischen Zeitablauf ist dann nicht zulässig, weil sich die Angebotsfunktionen im Zeitablauf infolge des technischen Fortschritts, aber auch einfach infolge der Skalenvariation verschieben. Andere als historische Variationen der effektiven Nachfrage (Variationen im Zeitablauf) lassen sich bei *Smith* aber nicht finden. *Helmstädters* ist hier in Versuchung, einer Spur zu folgen, die sich schon *Marshall* anbot und die sich immer anbietet, wenn man, neoklassisch denkend, Kontinuität mit der Klassik sucht, die aber u. a. von *Joan Robinson* definitiv und überzeugend als Irrweg dargestellt worden ist. Selbst wenn Variationen der effektiven Nachfrage nicht nur im Zeitablauf zugelassen würden, stellte die Kurve aus *klassischer* Sicht nur eine Abfolge langfristiger Positionen oder Gleichgewichte dar, da sich Zufuhr und Nachfrage für jeden Punkt deckten, so daß die Kurve ebenso Angebots- wie Nachfragekurve wäre.

Der zentrale Punkt *Helmstädters* betrifft jedoch die kurzfristige Marktpreisbildung. Er erkennt, daß es da keine Angebotsfunktionen bei *Smith* gibt. Die Nachfragefunktion, die er *Smith* unterlegt, ist aber — unähnlich der in der Neoklassik nutzentheoretisch tief begründeten — recht willkürlich konstruiert, und noch willkürlicher so benannt. Durch die an sich erstrebenswerte, analytisch interessante Genauigkeit, mit der Spezialfälle erfaßt werden, droht der Blick für die reiche Vorstellungswelt von *Smith* und den besonderen Stellenwert der Marktpreisbetrachtung in der Klassik verloren zu gehen.

Es gibt bei *Smith* keinen Anhaltspunkt, um die Funktion für die Veränderung des Marktpreises gegenüber dem natürlichen Preis in Abhängigkeit von der Diskrepanz zwischen Zufuhr (oder „Auftrieb“) und effektiver Nachfrage in *Helmstädters* Gleichung (1) zu spezifizieren; die in (2) und (4) vorgeschlagenen speziellen Funktionen sind analytisch bequem, aber theoretisch beliebig herausgegriffen. Man könnte vielleicht

meinen, eine solche Beliebigkeit käme auch in der neoklassischen Theorie vor, doch wird dort für Kostenfunktionen im Prinzip — wie problematisch dies in praxi, insbesondere auf aggregierter Stufe auch sei — eine technische, für Konsumgüter und Nachfragefunktionen eine auf psychologischem Experiment beruhende Meßbarkeit gefordert; zugleich versucht man, den Charakter des Kurvenverlaufs z. B. durch den fallenden Grenznutzen tiefer zu begründen. Die Vorstellung einer gewissen Permanenz der Bedingungen schließlich beruht auf dem Postulat freier, gegenüber dem Marktgeschehen selbständiger Individuen auf Seiten der Haushalte und einer technischen Fixierung der Produktionsbedingungen (unter Absehung z. B. von launenhaftem Absentismus der Arbeiter) auf Seiten der Unternehmungen.

Bei *Smith* finden sich keine analogen Begründungen, um Strukturen des Marktverhaltens von gewisser Permanenz zu erklären, denn die Konkurrenz, auf der es beruhen soll, nimmt ihrem Wesen nach wechselhafte Formen an. Die Marktpreisbildung ist ein *Prozeß*, ohne begründbare Konstanz der Verhaltensfunktionen. Wenn doch einen Tag lang so etwas wie eine konstante Auftriebselastizität herrschen sollte, würde sie am Tag darauf, wegen spekulativer Reaktionen, nicht mehr herrschen. Wenn die Reaktionsfunktion aber keine Permanenz hat, ist sie, da nur im Prozeß „existierend“, nicht einmal wie Indifferenzkurven im Gedankenexperiment feststellbar. Mit anderen Worten: Es gibt sie nicht. Über triviale Feststellungen, wie die, daß zu geringe Zufuhr Preiserhöhungen erzeugt, kann ohne Beschreibung der institutionellen Marktbedingungen nicht hinausgegangen werden. Hierin manifestiert sich der in der Klassik bedeutende Gegensatz zwischen der Zufälligkeit des individuellen Marktgeschehens und der Gesetzlichkeit der sich langfristig durchsetzenden Wertbildung.

Von speziellen, nach dem Marktpreis aufgelösten Formen der Reaktionsfunktion, die *Helmschäder* „Preis-Auftriebs-Funktion“ nennt, geht er zu von ihm so genannten „Nachfrage-“ oder „Preis-Absatz-Funktionen“ über, indem er voraussetzt, daß der Auftrieb an jedem Markttag auch abgesetzt wird. Entgegen seiner Behauptung ist diese Unterstellung bei *Smith* aber *nicht* belegt, denn *Smith* betrachtet, wie ich in meinem Referat ausgeführt habe, auch spekulative Lagerbildung, die höhere Preise bewirken soll und die beweist, daß mit Konkurrenz nicht die im neoklassischen Sinn vollkommene gemeint ist.

Diese zweite Abwandlung von *Smith* durch *Helmschäder* sehe ich als weniger irreführend an als die erste, da die direkte Gleichsetzung von Nachfrage und Zufuhr wenigstens auf dem notorischen Fischmarkt berechtigt wäre. Indessen finde ich, daß nun weniger *Smith* als der Neoklassik Gewalt angetan wird, wenn die konstruierten Funktionen „Nachfragefunktionen“ genannt werden. Eine Nachfragefunktion gibt,

unabhängig vom aktuellen, oder realisierten Angebot, an, wieviel von einem Gut bei alternativen Preisen nachgefragt würde, wenn sie auf dem Markt herrschten (nur der Gleichgewichtspreis wird auch realisiert). *Helmstädters* Nachfragefunktion aber leitet sich aus der Reaktionsfunktion auf Diskrepanzen zwischen effektiver Nachfrage und realer, auf den Markt gelangter Zufuhr ab, die durch den Prozeß der Konkurrenz bestimmt werden. Das Konkurrenzverhalten bei *Smith* kann nicht unabhängig von oder vor der beobachteten Diskrepanz von Nachfrage und Zufuhr beschrieben werden. Die Nachfragefunktion ist deshalb entweder nicht definiert, weil keine vor dem Marktgeschehen definierte Reaktionsfunktion existiert, oder sie hängt vom aktuellen Marktgeschehen (Zufuhr) ab, und stellt dann keine echte Nachfragefunktion dar.

*Helmstädter* hat natürlich recht, wenn er nun aus dem „Untergang des Abendlandes“ belegt, daß Spekulation und Konkurrenz alten Erfahrungen entsprechen, die *Smith* bekannt waren, aber *Smith* wußte eben auch — was *Helmstädter* vergißt —, daß es keine allgemeingültige Formalisierung des Einzelereignisses im Konkurrenzgeschehen gibt. Die auch noch angeführte Kingsche Regel betrifft langfristige Durchschnitte, also wieder einen anderen Zusammenhang. In der „Political Arithmetick“ eines *King* und *Petty* wird die klassische Sicht der Wertlehre vorbereitet, indem die Bemühung um empirische Daten den Blick für die Durchschnittsbildung schärft, aber *Smith* „placed not much faith in political arithmetick“<sup>1</sup>. —

Die der Politischen Arithmetik folgende Politische Ökonomie war geistiges Abenteuer und Modewissenschaft, als sie in der Klassik zum ersten Mal als System verstanden werden konnte. Sie beruhte nicht nur auf wirtschaftspolitischem Engagement, wie es sich im Merkantilismus artikuliert, oder „technokratischem“ Interesse, wie bei *Petty*, dessen Kühnheit und Zynismus uns erstaunt (vgl. seine Pläne, Irland zu evakuieren und in eine Kuhweide zu verwandeln); die Politische Ökonomie entsprach auch einer philosophischen Bemühung, belegt durch den Werdegang von *Smith*, durch *Hegel* oder wieder durch *De Quincey*:

„... Great as was the prostration of my powers at this time, yet I could not forget my knowledge; and my understanding had been for too many years intimate with severe thinkers (vor allem I. Kant — B. S.), with logic, ... At length, in 1819, a friend in Edinburgh sent me down Mr. Ricardo's book, and, recurring to my own prophetic anticipation of the advent of some legislator for this science, I said, „Thou art the man!“ ... I wondered ..., had this profound work been really written in England ...? ... Mr. Ricardo had deduced, a priori, from the understanding itself, laws which first gave a ray of light into the unwieldy chaos of materials, and had constructed what

---

<sup>1</sup> Joseph Alois Schumpeter, History of Economic Analysis, London 1954, repr. 1972, Seite 212.

had been but a collection of tentative discussions into a science of regular proportions, now first standing on an eternal basis<sup>2</sup>.

Die Wertbildung schien großen Gesetzen zu folgen wie die Astronomie; die Marktpreisbildung war diffus und wechselhaft wie das Wetter. Gewiß trifft dieses Bild erst auf *Ricardo* ganz zu, dessen Strenge nicht nur *De Quincey* frappierte, aber *Ricardo* gewann den Grundgedanken aus *Smith*. Dessen Diskussion der Marktpreisbildung wäre offenkundig eher der Beschreibung alternativer Wetterlagen zu vergleichen als der Prognose der Mondbahn. Erst die Neoklassik hat aufgrund ihrer besonderen Sicht des selbständigen Individuums im Marktgeschehen Gesetze auch für die kurze Periode postulieren können. Die formalisierte Behandlung von Anpassungsprozessen schließlich ist eine Erfindung dieses Jahrhunderts, die mit einem Verlust in der Strenge des Gleichgewichtsbegriffs, beschleunigt durch seine Aporien in der neoklassischen Anwendung, verbunden war. Soweit ich selbst modern denke und mich Formalisierungen faszinieren, lese ich *Helmstädters* wesentlich verbesserte Version der *Benettischen* Anpassungsprozesse als Beitrag zur Theorie mit Gewinn, aber sie scheint mir *dogmengeschichtlich* zumindest *einseitig*; sie ist nicht historisch treue Interpretation, sondern *moderne Variation über ein altes Thema*. Der heute benutzte Kurvenapparat, den *Smith* in expliziter Form nicht kennt, ist auch nicht implizit zu entdecken; der moderne Theoretiker muß entweder über *Smith* hinausgehen, ihn verbessern, ihn unvollständig oder falsch finden, oder sich einer anderen Denkweise fügen.

---

<sup>2</sup> Thomas De Quincey, *Confessions of an English Opium Eater*, American Library Edition, London 1966, Seite 87 f.



# „Das Kapital“ von Marx — Bestandteil der klassischen Nationalökonomie?

Von *Jürgen Kromphardt*, Gießen\*

## I.

In diesem Referat beschäftige ich mich mit der Abgrenzung der klassischen Nationalökonomie; ich möchte durch eine inhaltliche Bestimmung dieses Theoriegebäudes zu klären versuchen, ob die ökonomische Theorie von Marx, also insbesondere sein Hauptwerk „Das Kapital“, zur ökonomischen Klassik zu rechnen ist.

Zu dieser Frage gehen die Ansichten auseinander. Götz *Briefs* z. B. erwähnt Marx in seinem Artikel im HdSW über „Klassische Nationalökonomie“ nicht; vielmehr schreibt er (Bd. 6, 1959, S. 4):

„Die überwiegende Anschauung ist aber die, daß Smith, Malthus, Say, Ricardo und John St. Mill in die Klassik gehören. Für die folgende Betrachtung gliedert sich die klassische Schule um drei Höhepunkte: Smith, Ricardo, J. St. Mill. Einen Sonderfall stellt Malthus dar; bei stärkster Bedeutung für die Fortentwicklung der klassischen Schule weist er doch über sie hinaus.“

Marx wird hier nicht einmal als Sonderfall, der über die Klassik hinausweist, einbezogen. Zu einer anderen Zuordnung gelangt *Paul Samuelson* in seiner Rekonstruktion des „Canonical Classical Model of Political Economy“ (1978, S. 1415):

„Adam Smith, David Ricardo, Thomas Robert Malthus and John Stuart Mill shared in common essentially one dynamic model of equilibrium, growth, and distribution. When the limitation of land and natural resources is added to the model of Karl Marx, he also ends up with this same canonical classical model.“

Weiter als *Samuelson*, dessen Aussage sich auf das ökonomische Grundmodell bezieht, geht *Mark Blaug* (1968, S. 292) in seiner „Theorie-

---

\* Überarbeitete Fassung des Referats, das ich vor dem Dogmenhistorischen Ausschuß des Vereins für Socialpolitik während seiner Sitzung am 13./14. März 1980 gehalten habe. Ich danke den Tagungsteilnehmern für wertvolle Anregungen, die ich nach Möglichkeit im Text berücksichtigt habe. Danken möchte ich auch meinen Mitarbeitern sowie *H. Meixner*, *A. Stobbe* und *S. Wilcken* für eine kritische Durchsicht des Textes. Mein Dank gilt darüber hinaus Frau *Wilcken* für eine kritische Sichtung und Auswertung der diesem Referat zugrundeliegenden Literatur.

geschichte der Ökonomie“, in der er *Marx* ohne Einschränkung als großen klassischen Ökonomen bezeichnet; an anderer Stelle (ebenda, S. 227) weist er zugleich auf die Schwierigkeit hin,

„to keep Marx from being drowned by neo-Marxian reformulations and to separate Marx the classical economist from the Leninized Marx who crops up so frequently in popular debates.“

Das Gesamtwerk von *Marx* umfaßt, weit über das Gebiet der Ökonomie hinausgehend, auch die Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften — wie auch *Blaug* betont — und kann nicht als Ganzes der klassischen Nationalökonomie zugerechnet werden. Daher beschränke ich mich auf die ökonomische Theorie von *Karl Marx*, die ihre wichtigste Ausprägung in seinem Buch „Das Kapital“ gefunden hat.

Um die so präzisierte Zuordnungsfrage beantworten zu können, ist es erforderlich, den *Begriff der klassischen Nationalökonomie* inhaltlich und nicht nur anhand einzelner Namen abzugrenzen.

Diesen Versuch möchte ich hier wagen und der Kritik überantworten; dafür habe ich vier Kriterien ausgewählt:

1. Erkenntnisobjekt und Erkenntnisinteresse,
2. Wert- und Preistheorie als Kern der klassischen Ökonomie,
3. Anwendung der Werttheorie auf langfristige Aspekte von Wachstum und Verteilung,
4. wissenschaftliche Methode.

Aus Zeit- und Raumgründen beschränke ich mich darauf, die Position der drei wichtigsten unter den „anerkannten“ Klassikern, nämlich *Adam Smith*, *David Ricardo* und *John Stuart Mill*, darzustellen und sie dann mit der *Marxschen* Position zu vergleichen<sup>1</sup>; ich nehme bewußt in Kauf, daß Nuancierungen innerhalb der Klassik, zu der noch eine ganze Reihe weiterer Autoren gehören, unberücksichtigt bleiben.

Die Suche nach Gemeinsamkeiten und Abweichungen bei den vier Kriterien bedeutet nicht, daß ich grundlegende Unterschiede in den Ausgangspunkten der Analyse leugnen oder bagatellisieren möchte. So braucht kaum gesagt zu werden, daß die geistigen Wurzeln der englischen Klassik und jene von *Marx* unterschiedlich sind. *Marx* beginnt sein geistiges Schaffen als Schüler und Überwinder der *Hegelschen* Philosophie, von dem als Vertreter des „Deutschen Idealismus“ allerdings über *Kant* Verbindungslinien zu *David Hume* bestehen, der seinerseits die englischen Klassiker, insbesondere *Adam Smith*, stark be-

<sup>1</sup> Bei der Darstellung der vier Autoren stütze ich mich teilweise auf die entsprechenden Abschnitte in *J. Kromphardt* (1980).

einflußte. Als Ökonom basiert *Marx* zwar auf den englischen Klassikern, distanziert sich jedoch deutlich von ihren „Fehlern“, wobei er allerdings von *Ricardo* des öfteren mit Hochachtung spricht; so sagt er z. B. im Zusammenhang mit dem Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate: „Daß die bloße Möglichkeit Ricardo beunruhigt, zeigt gerade sein tiefes Verständnis der Bedingungen der kapitalistischen Produktion“ (*Karl Marx*, 1894, S. 269).

Unbestreitbar ist auch, daß für die englischen Klassiker das *Individuum* und seine unabhängigen Entscheidungen den Ausgangspunkt der Analyse bilden. Dieser liberale Standpunkt wird von *Götz Briefs* (1959, S. 5 f.) in den folgenden 4 Grundsätzen zusammengefaßt:

1. „Träger der wirtschaftlichen Handlung ist das Individuum.“
2. Mit der Freiheit und Selbstbestimmung ist die „*wirtschaftliche Selbstverantwortung* der Individuen“ notwendig verknüpft.
3. „Gestellt auf Selbstverantwortung handeln die Individuen nach der *Leitnorm des Selbstinteresses*.“
4. Die Individuen handeln jeder auf sich allein gestellt; es herrscht mithin unbeschränkte Konkurrenz<sup>2</sup>.

Infolge dieser Grundauffassung *bejahen* die englischen Klassiker das *privatkapitalistische System*, das den einzelnen Individuen Freiheit der wirtschaftlichen Selbstbetätigung läßt, und bemühen sich, seine Herausbildung zu fördern (für *Mill* gilt dies nur noch mit Einschränkungen, wie sich zeigen wird). *Smith* (und *Ricardo*) sehen in diesem System das „natürliche“ Wirtschaftssystem, das sich — wie *Smith* sagt — von alleine einstellt, wenn man alle Beschränkungen der wirtschaftlichen Betätigungs freiheit beiseite räumt.

Während also die englischen Klassiker von den selbstverantwortlichen, am Eigeninteresse orientierten Entscheidungen der Individuen ausgehen, aus denen ihr gesellschaftliches Zusammenleben resultiert, betont *Marx*, daß der Mensch ein *gesellschaftliches Wesen* ist, eingebettet in eine soziale Umwelt, die sein Verhalten prägt. Aufgrund dieser unterschiedlichen Ausgangspunkte richten die englischen Klassiker den Blick auf die Individuen, die selbst entscheiden können, während für *Marx* Kapitalisten und Arbeiter unter dem Zwang der ökonomischen Gesetze stehen; dabei haben die Mitglieder der Arbeiterklasse unter dem Zwang der Verhältnisse keine andere Wahl, als ihre Arbeitskraft

<sup>2</sup> *Götz Briefs* leitet diesen Grundsatz aus den ersten drei ab: „Wenn die Individuen in einer so bestimmten Weise handeln, ergibt sich notwendig freie Konkurrenz.“ Diese Schlußfolgerung ist jedoch nicht zwingend. Selbstverantwortliches Handeln schließt gemeinsames Handeln bei gleichgerichtetem Interesse nicht aus.

zu einem Lohn in der Nähe des Existenzminimums zu verkaufen, und können ihre formale Freiheit (die in vielen Dingen zu seiner Zeit nur mit Einschränkungen gegeben war) aufgrund ihrer materiellen Lage nicht ausnutzen. Ihr geringer Freiheitsspielraum engt ihre Entwicklung ein und steht im Widerspruch zu der liberalen Forderung nach Entfaltung der individuellen Persönlichkeit. Eine derartige Forderung erheben allerdings auch *Marx* und *Engels*, wenn sie die angestrebte Gesellschaft im Kommunistischen Manifest (1848, S. 482) als eine Gesellschaft beschreiben, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“.

Die genannten Unterschiede im Ausgangspunkt und im Blickwinkel schließen jedoch keineswegs eine *gemeinsame theoretische Grundlage* aus; denn unabhängig davon, mit welcher grundsätzlich revolutionären Einstellung *Marx* das bestehende kapitalistische System betrachtet, so will und muß er doch — wie der Klassiker — die Funktionsweise dieses Systems verstehen, um seine Zukunftsaussichten und die Möglichkeiten seiner Veränderung beurteilen zu können.

## II. Erkenntnisobjekt und Erkenntnisinteresse

Das gemeinsame Erkenntnisobjekt der anerkannten Klassiker und von *Marx* ist die Funktionsweise eines kapitalistischen Systems, in dem die einzelnen Individuen in ihrer wirtschaftlichen Betätigung formal frei sind und diese nach ihrem eigenen Interesse ausrichten können, in dem zweitens die Konkurrenz zwischen den Unternehmen und zwischen den Arbeitern unbeschränkt wirkt.

Zu Lebzeiten von *Adam Smith* existiert ein solches System noch nicht. Vielmehr befindet sich England im Übergang von einer ständig geprägten, auf Handel, Handwerk und Landwirtschaft gegründeten Wirtschaft zum frühkapitalistischen Konkurrenzsystem. Erfahrungsobjekt und Erkenntnisobjekt stimmen mithin bei *Smith* nicht überein.

Das erkenntnisleitende Interesse von *Adam Smith* besteht darin, die Wirtschaftsordnung zu erkennen, auf die hin das vorhandene, im Umbruch befindliche Wirtschaftssystem mit dem Ziel einer Hebung des allgemeinen Volkswohlstandes im Interesse der Allgemeinheit zu ändern sei. Da deren Interesse gewöhnlich mit dem der Konsumenten übereinstimmt, bedeutet *Smiths* Forderung zugleich, die vorhandene Wirtschaftsordnung zugunsten der Konsumenten auf Kosten der Händler und „Manufakturisten“ zu ändern, die den Spielregeln seiner wirtschaftspolitischen Konzeption des einfachen Systems der natürlichen Freiheit zwiderhandeln, wobei sie sich gerne staatlicher Privilegien und Regelungen bedienen.

Diese Aussagen seien durch drei Zitate belegt:

„Räumt man also alle Begünstigungs- oder Beschränkungssysteme völlig aus dem Wege, so stellt sich das klare und einfache System der natürlichen Freiheit von selbst her“ (A. Smith, Bd. II, S. 555 f.).

„Konsumtion ist der einzige Zweck aller Produktion; und das Interesse des Produzenten sollte nur insoweit berücksichtigt werden, als es zur Förderung des Konsuminteresses nötig ist. Diese Maxime ist so vollkommen einleuchtend, daß es abgeschmackt sein würde, sie noch besonders begründen zu wollen“ (ebenda, S. 518).

Das Interesse der Produzenten und das der Allgemeinheit sind nämlich einander entgegengesetzt:

„Und doch ist das Interesse der Händler in jedem Zweige des Handels und der Manufaktur stets in gewisser Hinsicht von dem allgemeinen Interesse verschieden und ihm sogar entgegengesetzt. Es liegt immer im Interesse der Händler, den Markt zu erweitern und die Konkurrenz zu verengen. Die Erweiterung des Marktes kann oft mit dem allgemeinen Interesse ganz im Einklang sein: aber die Verengung der Konkurrenz widerstreitet ihm immer, und kann nur dazu dienen, den Händlern dadurch, daß sie ihre Profite größer macht, als sie natürlicherweise wären, Gelegenheit zu geben, ihres eigenen Vorteils wegen ihren Mitbürgern eine absurde Abgabe aufzuladen“ (Bd. I, S. 340).

Auch das Erkenntnisobjekt von *Ricardo* ist der Funktionsmechanismus eines reinen kapitalistischen Wirtschaftssystems. Während *Adam Smith* sich vor allem mit dem Wachstum des Volkswohlstandes beschäftigt, steht für *Ricardo* jedoch die Frage der Verteilung des erwirtschafteten Produkts auf die sozialen Klassen der Grundbesitzer, der Kapitalbesitzer und der Lohnarbeiter im Vordergrund.

Wie *Adam Smith* erstreb *Ricardo* die Durchsetzung der privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung mit *unbeschränkter Konkurrenz*. Da sich dieses System im binnengesetzten Bereich zu seiner Zeit in England schon weitgehend durchgesetzt hatte, ist dieses Erkenntnisinteresse auf Veränderung der außenwirtschaftlichen Beziehungen (Forderung nach Freihandel, insbesondere nach Abschaffung der Getreidezölle — „Corn Laws“ —) gerichtet. Dabei hält *Ricardo* die „natürliche“ Wirtschaftsordnung in ihren konstituierenden Merkmalen für grundsätzlich nicht veränderbar. Das bekannteste Beispiel für diese Auffassung liegt in seiner Haltung zu den Armengesetzen, die in seinen „Principles“ abgelehnt werden, weil sie durch Beschleunigung des Bevölkerungswachstums die Lage der Bevölkerungsmassen verschlechtern, jedenfalls aber nicht bessern werden (vgl. M. Blaug, 1968, S. 122).

Erst *John Stuart Mill* blickt über das privatkapitalistische System mit seiner scharfen *Trennung von Kapitalisten und Arbeitern* hinaus. Geleitet von dem Interesse, Möglichkeiten zu einer grundlegenden Besse-

rung der sozialen Verhältnisse zu erkennen, strebt *Mill* nicht nur Reformen im Rahmen des Systems an, z. B. auf dem Gebiet der Arbeitskoalitionen, sondern er erhofft langfristig eine Überwindung der Klassengegensätze, die er mißbilligt, weil sie egoistische Handlungsweisen stärken. Die *Überwindung der Klassengegensätze* erwartet *Mill* von der „Teilhaberschaft“, entweder durch eine Vereinigung der Arbeiter mit den Kapitalisten oder — diese Entwicklung sieht *Mill* vor allem — durch eine Vereinigung der Arbeiter untereinander in Arbeiterassoziationen; diese sollen „nach den Grundsätzen der Gleichheit mit gemeinsamen Besitz des zur Durchführung des Unternehmens nötigen Kapitals und mit der Arbeitsleistung unter von ihnen gewählten und wieder absetzbaren Leitern“ (1871, Bd. 2, S. 422) arbeiten.

Auf diese Weise erhofft *Mill* die Überwindung der Klassengegensätze ohne die Abschaffung der Konkurrenz, die von den Sozialisten gefordert wird. *Mill* wendet sich schärfstens gegen deren irrite Auffassung über die Konkurrenz und schreibt dazu:

„.... einer ihrer größten Irrtümer ist nach meiner Auffassung, daß sie der Konkurrenz alle wirtschaftlichen Übel der heutigen Zeit zur Last legen. Sie vergessen, daß überall, wo es keine Konkurrenz gibt, ein Monopol besteht, und daß ein Monopol in allen Formen eine Steuer auf die Erwerbstätigkeit zu Gunsten der Untätigkeit oder gar der Raubgier ist ...“ (1871, Bd. 2, S. 451).

Das Objekt der *Marxschen Analyse* ist ebenfalls die Kernstruktur des kapitalistischen Systems, die kapitalistische Produktionsweise in ihrem, wie er es nennt, idealen Durchschnitt. *Marx* bezeichnet es als „letzten Endzweck“ seines Hauptwerks, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen“ (im Vorwort zu Band I).

Durch den Untertitel des Kapitals „Kritik der politischen Ökonomie“ wird ein doppeltes Erkenntnisinteresse der *Marxschen Analyse* ange deutet: zum einen die *Kritik an den bestehenden Zuständen*, die durch die politische Ökonomie geleistet wird, und zum anderen die *Kritik an der bestehenden politischen Ökonomie*.

*Marx* beschränkt sich nicht darauf, sein ökonomisches Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen, das eine Tendenz zur Veränderung begründet, sondern er möchte dessen Erkenntnis benutzen, um dieser Tendenz beschleunigt zum Durchbruch zu verhelfen. Er bringt dies zum Ausdruck in der bekannten 11. These zu *Feuerbach*: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern“ (MEW, Bd. 3, S. 535).

Wie *Mill* fordert *Marx* die *Überwindung der Klassengegensätze*: er fordert sie, weil sie seiner Meinung nach im Interesse der Arbeiter liegt. Im Gegensatz zu *Mill* betont er den revolutionären Charakter

der notwendigen Umwälzungen. Endziel der Umwandlung ist eine Gesellschaft, die — wie bereits zitiert — im Kommunistischen Manifest (1848, S. 68) als eine „Assoziation, worin die freie Entfaltung eines jeden die Bedingung für die freie Entfaltung aller ist“, bezeichnet wird.

Zusammenfassend ist die *Übereinstimmung im Erkenntnisobjekt* der „anerkannten“ Klassiker und von Marx festzuhalten: Es ist stets die Funktionsweise des kapitalistischen Wirtschaftssystems mit unbeschränkter Konkurrenz, allerdings vor den Hintergrund unterschiedlicher Phasen seiner Ausprägung. Für *Smith* handelt es sich bei diesem System im wesentlichen um ein erst zu realisierendes System, bei *Ricardo* um ein existierendes, wenn auch noch nicht voll durchgesetztes, während *Mill* und *Marx* in der Zeit des entwickelten Kapitalismus schreiben. Zum *Erkenntnisinteresse* bleibt festzuhalten: Alle vier Autoren analysieren den Funktionsmechanismus, um die bestehende Situation zu verändern, allerdings mit unterschiedlicher Intention: *Adam Smith* und *Ricardo* drängen auf Verwirklichung des von *Smith* konzipierten wirtschaftspolitischen Leitbildes, *Mill* und *Marx* dagegen erhoffen und erwarten die Beseitigung der Klassengegensätze durch partielle (*Mill*) bzw. gänzliche (*Marx*) Überwindung des Kapitalismus, allerdings auf sehr unterschiedlichen Wegen.

### III. Theoretische Grundlegung: Wert- und Preistheorie

Ich beschränke mich auf diesen Kernbereich der klassischen Theorie und vernachlässige mithin die Geldtheorie, Außenhandelstheorie, Steuerlehre u. v. a. m. In IV behandle ich den wichtigsten Anwendungsbereich der *Werttheorie*: die Verteilungs- und Wachstumstheorie der Klassik, insbesondere deren Aussagen über langfristige Tendenzen von Wachstum und Verteilung.

Für *Adam Smith* ist die *Arbeit* die Quelle des jährlichen Einkommens der Bewohner eines Landes:

„Die jährliche Arbeit eines Volkes ist der Fonds, der es ursprünglich mit allen Lebensbedarfs- und Genußgütern versorgt, die es jährlich konsumiert, die immer aus dem unmittelbaren Erzeugnis dieser Arbeit oder aus dem bestehen, was für dieses Erzeugnis von anderen Völkern gekauft wird“ (1786, Bd. I, S. 1).

Die Arbeit ist also die Quelle des Wohlstandes, die Quelle der produzierten Werte, wobei die Ergiebigkeit der jährlichen Arbeit nach Ansicht von *Smith* einerseits von der

„Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht abhängt, mit der sie im allgemeinen verrichtet wird, und zweitens von dem Verhältnis zwischen der Anzahl derer, die einer nützlichen Arbeit obliegen, und derer, die dies nicht tun“ (ebenda).

Obwohl also die Arbeit die Quelle der produzierten Werte ist, erkennt *Adam Smith*, daß die produzierten Waren sich *nicht* im Verhältnis der eingesetzten Arbeit austauschen; dies gilt nur

„in jenem frühen und rohen Zustande der Gesellschaft, welcher der Kapitalanhäufung und Landeignung vorhergeht ... (dort) ... scheint das Verhältnis der zu Beschaffung verschiedener Dinge nötigen Arbeitsquantitäten zueinander der einzige Umstand zu sein, der eine Regel für den Tausch derselben bilden kann“ (1786, Bd. I, S. 59).

Es folgt das bekannte Biber-Hirsch-Beispiel. In diesem Beispiel geht *Smith* implizit davon aus, daß es jedermann freisteht, Hirsche oder Biber zu jagen, oder allgemein, jedwede wirtschaftliche Tätigkeit auszuüben, so daß er jedes Produkt, das er zu erwerben wünscht, dessen Tauschverhältnis aber ungünstig ist, selber produzieren kann.

Diese für primitive Gesellschaften geltenden Regeln für die Bestimmung der Austauschverhältnisse müssen für entwickelte Gesellschaften modifiziert werden:

„Sobald sich das Kapital in den Händen einiger Personen gesammelt hat, werden natürlich einige von ihnen ihr Kapital dazu verwenden, fleißige Leute zu beschäftigen und sie mit Material und Lebensmitteln zu versorgen, um aus dem Verkauf ihres Arbeitserzeugnisses ... Profit zu erlangen ... dabei muß über das, was zur Bezahlung der Materialkosten und des Arbeitslohnes erforderlich ist, noch etwas für den Profit des Unternehmers gegeben werden, der sein Kapital bei diesem Wagesstück aufs Spiel gesetzt hat“ (1786, Bd. I, S. 61).

Die zweite Einschränkung oder Modifikation erfolgt, wenn

„aller Grund und Boden eines Landes Privateigentum geworden ist ... (denn dann) ... begehren die Grundherren gleich allen anderen Menschen, da zu ernten, wo sie nicht gesät haben, und verlangen sogar für sein natürliches Produkt eine Rente“ (Bd. I, S. 63).

Beide Modifikationen bewirken, daß die Tauschverhältnisse *nicht* den Mengen direkt und indirekt eingesetzter Arbeit entsprechen. *Smith* vertritt also *keine* Arbeitswerttheorie im strengen *Marxschen* Sinne (so auch *S. Hollander*, 1973, S. 128), sondern eine (*Tausch-)*Werttheorie, in der die Tauschrelationen durch die Produktionskosten einschließlich des gewöhnlichen Profits und der gewöhnlichen Grundrente bestimmt werden. Diese angebotsbestimmten Tauschrelationen sind der „natürliche Preis“, um den die tatsächlichen Preise, die Marktpreise, oszillieren, auf die auch die Nachfrage einen Einfluß hat.

Eine entsprechende Trennung in (*Tausch-)*Wert- und Preistheorie findet man auch bei *Ricardo*. Dabei gibt es eine Abweichung: Der natürliche Preis (*Tauschwert*) der landwirtschaftlichen Produkte wird durch die Produktionskosten (einschl. der durchschnittlichen Profitrate) auf

den schlechtesten in Bearbeitung genommenen Böden bestimmt; er enthält also nur insofern einen Rentenbestandteil, als die Eigentümer besserer Böden eine Differentialrente erhalten, während den Landarbeitern und den Landpächtern überall die landesüblichen Löhne bzw. Profite zufließen.

In der Landwirtschaft hat also eine steigende Nachfrage dann einen Einfluß auf den natürlichen Preis, wenn die ihr entsprechende Produktion nur bei höheren durchschnittlichen Produktionskosten (einschließlich Profiten) möglich ist. In der Industrie rechnet *Ricardo* eher mit konstanten Erträgen, so daß hier die Nachfrage auf die Wertrelationen gar keinen Einfluß hat.

*Ricardo* arbeitet überdies heraus, daß die Tauschwertrelationen dann den Mengen an direkt und indirekt inkorporierter Arbeit entsprächen, wenn die Kapitalintensitäten in allen Industrien gleich wären.

*John Stuart Mill* übernimmt die dargestellte Trennung in (Tausch-) Wert- und Preistheorie praktisch unverändert. Auch bei *Marx* findet man in Band III des „Kapitals“ diese Theorien wieder. Allerdings erweckt *Marx* in Bd. I die *Arbeitswertlehre*, die schon *Adam Smith* auf „jenen frühen und rohen Zustand der Gesellschaft“ beschränkt hatte, zu neuem Leben, ohne die Einschränkung (oder die Beschränkung auf überall gleiche Kapitalintensitäten) zu erwähnen. *Marx* wirft dabei *Ricardo* vor, auf der quantitativen Ebene der Wertgrößen stehen zu bleiben, und entwickelt selbst die Arbeitswerttheorie als *Substanz-Werttheorie*, die besagt, daß die in einer Ware inkorporierte Menge an (direkter und indirekter) Arbeit die *Substanz* ihres Wertes sei. Verwirrend ist dabei, daß *Marx* in Band I überwiegend so formuliert, als ob die Tauschwertrelationen stets den Wert-Substanz-Relationen (dem Wertgesetz) entsprechen, andererseits aber darauf hinweist, daß in der Realität die Tauschwertrelationen aufgrund der unterschiedlichen Kapitalintensitäten nicht den Arbeitswertrelationen entsprechen. *Marx* kommentiert dies so: „Dies Gesetz widerspricht offenbar aller auf den Augenschein gegründeten Erfahrung. Zur Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs bedarf es noch vieler Mittelglieder . . .“ (Bd. I, S. 325).

Das Fehlen einer klaren Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs zwischen der Substanz-Werttheorie (Arbeitswertlehre) und der Tauschwerttheorie hat zu vielen Mißverständnissen und Deutungsversuchen geführt; denn auch in Bd. III hat sich *Marx* auf dunkle Hinweise beschränkt. So schreibt er in Bd. III (1894, S. 169) im Anschluß an die Darstellung seiner Tauschwerttheorie:

„Es scheint also, daß die Werttheorie (i. S. von Arbeitswerttheorie — *J. Kromphardt*) hier unvereinbar ist mit der wirklichen Bewegung, unvereinbar mit den tatsächlichen Erscheinungen der Produktion, und daß daher überhaupt darauf verzichtet werden muß, die letzteren zu begreifen.“

An Erklärungsversuchen für die Beziehung zwischen den beiden Ausprägungen der Werttheorie hat es nicht gefehlt. (Dazu zähle ich nicht die Ansätze von *Böhm-Bawerk* bis *Samuelson* (1971), die Arbeitswerttheorie als Tauschwerttheorie zu interpretieren und damit als falsch zu enthüllen.) So betont *W. Hofmann* (1964, S. 108), die *Marxsche Arbeitswerttheorie* sei keine Theorie zur Erklärung der Einzelpreise, sondern eine Theorie der Wertschöpfung und daher des Volkseinkommens.

Sie soll mithin erklären, wieso die kapitalistischen Unternehmer einen Mehrwert und damit Profite erzielen können. Sie erklärt dies dadurch, daß der Einsatz menschlicher Arbeitskraft mehr Güter hervorbringt, als zur Erhaltung dieser Arbeitskraft aufgewendet werden muß, und daß dieser Überschuß den Kapitalisten zufällt. Diese Erklärung findet sich im Ansatz schon bei *John Stuart Mill*: „Der Grund des Profits ist, daß die Arbeit mehr produziert als zu ihrem Unterhalt erforderlich ist“ (1871, 1. Bd., S. 613).

Eine zweite Interpretation gibt *W. Baumol*, der sich auf die Behauptung stützt, die inkorporierte Arbeit sei die Substanz des Wertes. Die insgesamt eingesetzte, gesellschaftlich notwendige Arbeit wird damit zum Maßstab für den (wahren) Wert. *Baumol* hat diese Grundvorstellung so formuliert (1974, S. 59):

„Goods are indeed produced by labor and natural resources together. But the relevant *social* source of production is labor, not an inanimate ‚land‘. Thus profits, interest, and rent must also be attributed to labor, and their total is equal (tautologically) to the total value produced by labor minus the amount consumed by labor itself. The competitive process, that appears to show that land is the source of rent and capital the source of profits and interest, is merely a distributive phenomenon and conceals the fact that labor is the only socially relevant source of output.“

In diesem Zitat wird auch ein Ansatz zur Auflösung des „scheinbaren Widerspruchs“ deutlich: Unabhängig von dem Verhältnis von fixen zu umlaufenden Kapital bleibt die insgesamt inkorporierte Arbeit bestimend für den Wert einer Ware; die Wertrelationen bleiben daher den eingesetzten Arbeitsmengen proportional, weil — wie *Marx* in Bd. I, S. 220 begründet — die Produktionsmittel dem Produkt nie mehr Wert zusetzen können, als sie besitzen. Erst in der Zirkulationssphäre werden diese Relationen modifiziert, indem die Profitsumme (also die realisierte Mehrwertsumme) unter den Kapitalisten nach Maßgabe des eingesetzten Kapitals umverteilt wird. Nach wie vor aber seien für *Marx* — so *R. Meek* (1973, S. 139) — die Arbeitswertrelationen die primäre Bestimmungsgröße für die Tauschwertrelationen, die Modifikationen in der Zirkulationssphäre dagegen sekundär.

Die Tatsache, daß im Kapitalismus die Waren nicht zu ihrem „wahren“ Wert getauscht werden, läßt sich zu einer Kritik an der Tausch-

wertbildung in diesem System verwenden, die davon ausgeht, daß die Waren gemäß ihrem Wert getauscht werden sollten. Dies geschieht bei unterschiedlichen Kapitalintensitäten der Produktion nämlich nicht: Die Knappheit des Kapitals erlaubt es dem Kapitalbesitzer, einen Gewinnanteil (Profitanteil) proportional zum eingesetzten Kapital auf den Preis aufzuschlagen und dadurch kapitalintensiv produzierte Waren im Tausch teuer zu machen. Dies sei aber kein Grund, diese Ware höher zu bewerten. Mit anderen Worten: Eine Ware wird nicht dadurch wertvoller, daß ein Unternehmer mehr an ihr verdient.

Aufgrund dieser Norm läßt sich die Arbeitswerttheorie, wie *Baumol* ausführt, auch für die Kritik an den Rechtfertigungslehren der Einkommensverteilung im Kapitalismus heranziehen. Damit sind solche Theorien gemeint, die aus dem produktiven Beitrag der Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Sachkapital die Einkommensarten Lohn, Rente und Gewinn moralisch rechtfertigen wollen. *Baumol* kritisiert diese Rechtfertigungsversuche so:

„Think of the economists at the turn of the century who were seeking evidence of justice in the capitalistic process of distribution with the aid of marginal productivity theory. It is not totally unfair to characterize their argument as proceeding from the position that labor, land, and capital each contributes toward the production of society's output. It is surely only just, therefore, that each of these should share in that output. Since, regrettably, mother nature is not available to collect her share, it is indeed fortunate that the landlord is willing to accept it in her stead. Such nonsense is precisely what Marx' analysis anticipates and what it is intended to expose“ (1974, S. 58).

Daß auch viele Anhänger von *Marx* die Arbeitswertlehre normativ interpretiert haben, ersieht man daraus, daß sich in den sozialistisch gewordenen Ländern die staatlicherseits fixierten Preisrelationen zunächst an den eingesetzten Arbeitsmengen orientierten und eine Verzinsung des eingesetzten Kapitals verpönt war.

Das Ergebnis dieses Vergleichs zwischen den Klassikern und *Marx* ist: Ebenso wie die „anerkannten“ Klassiker hat auch *Marx* eine Theorie der Tauschwerte, die durch die Produktionskosten einschließlich Profitrate bestimmt werden, und außerdem eine Theorie der Marktpreise, für die auch die jeweilige Nachfragesituation eine Rolle spielt. Nach *Marx*' Ansicht beschränken sich diese beiden Theorien auf die quantitativen Aspekte, während in der Arbeitswerttheorie die qualitativen Aspekte der Wertform zum Ausdruck kommen. Hinsichtlich der normativen Bezüge dieser Theorie sei daran erinnert, daß auch *Adam Smith* Gewinne und Rente als Abzug vom Arbeitsergebnis des Arbeiters bezeichnet, eine Formulierung, die sich ebenfalls normativ als Kritik an Rechtfertigungsversuchen der Einkommensverteilung verwenden ließe.

#### IV. Langfristige Tendenzen von Wachstum und Verteilung

Wir haben im letzten Abschnitt gesehen: Abgesehen von der substantiawerttheoretischen Fundierung, die sich nur bei *Marx* findet, gelangen die Klassiker und *Marx* zu der gleichen Tauschwert- und Preistheorie. Sie alle wenden zur Erklärung der Verteilung diese Wert- und Preistheorie nicht nur auf Güter, sondern auch auf die Arbeitskraft an; sie setzen unbeschränkte Konkurrenz zwischen den Arbeitskräften voraus und behaupten, daß der natürliche Lohn den Reproduktionskosten der Arbeiter einschließlich Ernährung der nachwachsenden Arbeitergeneration entspricht. Eine Ausnahme macht *Mill*: Durch Einschränkung der Geburtenhäufigkeit könnte der Lebensstandard der Arbeiter auf Dauer über das Existenzminimum gehoben werden.

Bei allen Autoren findet man gleichermaßen Argumente dafür, daß der Marktpreis der Arbeit über den natürlichen Lohnsatz steigen könne, kurzfristig oder auch für längere Zeiten, in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage nach Arbeit.

Was die Erklärung der Verteilung auf Löhne einerseits und Profite (einschließlich Grundrente) andererseits betrifft, gibt es also keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen den behandelten Autoren. Graduelle Unterschiede bestehen dagegen bei der Erklärung der *Grundrente*: *Smith* bietet für diese Aufteilung keine Erklärung an; er spricht nur von der gewöhnlichen Profitrate und der gewöhnlichen Grundrente. Bei *Ricardo* ist dies deutlich anders: Durch seine Differentialrententheorie wird das Grundrenteneinkommen aus den Qualitätsunterschieden der bearbeiteten Böden erklärt, der Profit verbleibt als Rest. *Marx*, für den das Problem der Grundrente unwichtig geworden ist, übernimmt die Differentialrententheorie und erweitert sie um zwei Formen absoluter Rente, die auch der Grenzbodenbesitzer erhält.

Was nun die langfristigen Wachstumschancen betrifft, so führt die schon angesprochene unterschiedliche Gewichtung der Landwirtschaft zu scheinbar *unterschiedlichen Theorien* bei den Klassikern und bei *Marx*. Richtiger wäre es jedoch zu sagen, daß von den Klassikern und von *Marx* die gleiche Theorie auf unterschiedliche Situationen angewendet wird; es liegen also *andere Anwendungsbedingungen* vor.

Diese *Anwendungsbedingungen* seien wie folgt skizziert: Für die Klassiker — mit Ausnahme von *Adam Smith*, der die Segnungen des einfachen Systems der natürlichen Freiheit noch vor sich sah — besteht das langfristige ökonomische Grundproblem im *Wettlauf zwischen Bevölkerungswachstum und Mehrproduktion von Nahrungsmitteln*. Diese Sichtweise herrscht in der Klassik vor, seitdem *Malthus* 1798 seinen berühmten „*Essay on Population*“ veröffentlichte.

Trotz der Umwälzung der Produktionstechnik und trotz des deutlichen Anstiegs von Produktion und Produktivität können sich die Klassiker bis zu *John Stuart Mill* nicht vorstellen, daß der technische Fortschritt auf die Dauer die Nahrungsmittelproduktion so schnell ausdehnen könne, wie die Bevölkerung auf Grund der natürlichen Geburtenhäufigkeit zu wachsen tendiert.

*Ricardo* leitet aus der tendenziell ungehemmt wachsenden Bevölkerung sein *Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate* ab, da für die wachsende Bevölkerung ein immer größerer Teil des vorhandenen Bodens und damit immer schlechtere Böden in Bearbeitung genommen werden müssen. Dadurch wird — wegen der zunehmenden Differenzen in den Bodenqualitäten — das Renteneinkommen der Grundbesitzer immer größer. Dies hat zur Folge, daß die Profite in der Landwirtschaft zwischen den Löhnen und den Renten zerrieben werden und auf die Dauer gegen Null tendieren. Aber auch in der Industrie führen die zunehmenden Produktionskosten in der Landwirtschaft zu sinkenden Profiten: Es steigt der natürliche Preis der Nahrungsmittel; dementsprechend müssen bei unveränderter Arbeitsproduktivität die Reallohnsätze erhöht werden; dadurch wird die Differenz zwischen Reallohn und Realprodukt je Arbeiter kleiner. In Industrie und Landwirtschaft werden mithin die Kapitalisten eines Tages die Kapitalakkumulation einstellen, sei es bereits bei Unterschreiten einer bestimmten Mindestprofitrate, sei es spätestens bei einer Profitrate von Null.

Bekanntlich weist *Ricardo* darauf hin, daß dieser Fall der Profitrate durch technische Fortschritte wiederholt hinausgeschoben werden kann; aber er ist überzeugt, daß sich auf Dauer doch das Bevölkerungswachstum gegen das Produktionswachstum durchsetzen wird.

Auch bei *John Stuart Mill* steht der Wettkampf zwischen Bevölkerungswachstum und Nahrungsmittelproduktion im Vordergrund der langfristigen Prognose. Unter dem Eindruck der Bevölkerungstheorie von *Malthus* und den Schlußfolgerungen *Ricardos* sieht *Mill* die einzige Möglichkeit für einen dauerhaften Anstieg des Lebensstandards der Arbeiter in einer Eindämmung des Bevölkerungswachstums durch Abkopplung der Bevölkerungsvermehrung von der Höhe des Einkommens. *Mill* setzt dabei seine ganze Hoffnung auf die Wirkung einer höheren geistigen Bildung der Arbeiter und einer Öffnung des Berufslebens für Frauen:

„Es erscheint mir aber nicht anders möglich, als daß die Zunahme der geistigen Fähigkeiten, der Bildung und der Liebe zur Unabhängigkeit bei den arbeitenden Klassen von einem entsprechenden Wachstum des gesunden Sinnes begleitet sein muß, der sich in verständigen Lebensgewohnheiten kundgibt, und daß infolge hiervon die Bevölkerung in geringerem Grade zunimmt als Kapital und Beschäftigungsgelegenheit. Dies sehr wünschenswerte

Ergebnis würde beschleunigt werden durch eine andere Veränderung, die durchaus in der besten Entwicklungsrichtung unserer Zeit liegt, durch die offene Freigabe gewerblicher Beschäftigung für beide Geschlechter“ (1871, II. Band, S. 406).

Durch die vorangehenden Bemerkungen sollte klar geworden sein, daß *Ricardo* und *Mill* ihre Theorie auf eine Situation *anwenden*, in der die Bevölkerung tendenziell rascher wächst als die Produktion von Konsumgütern für die Arbeiterschaft. *Marx* hingegen wendet seine Theorie auf eine *andere Situation* an, nämlich eine Situation, in der es der kapitalistischen Gesellschaft gelingt, eine — wie er es nennt — ungeheure Steigerung der Produktivkräfte zu erreichen und somit die Produktion rascher auszudehnen als die Bevölkerung wächst. Dies führt allerdings nicht zu einem Anstieg des Lebensstandards der Arbeiter, weil die unbeschränkte Konkurrenz zwischen den durch den technischen Fortschritt freigesetzten und erneut eine Beschäftigung suchenden Arbeitskräften dafür sorgt, daß der Marktlohn um den natürlichen Preis der Arbeit oszilliert. Die Mehrproduktion fließt daher den Kapitalisten zu, die sie größtenteils zur Kapitalakkumulation verwenden. Die daraus resultierende Kapitalintensivierung der Produktion beeinflußt langfristig die Profitrate und beeinträchtigt dadurch die langfristigen Aussichten der Kapitalakkumulation. Hierzu sei *Marx'* Grundüberlegung zitiert (*K. Marx*, 1894, S. 223):

„Da die Masse der angewandten lebendigen Arbeit stets abnimmt im Verhältnis zu der Masse der von ihr in Bewegung gesetzten vergegenständlichen Arbeit, ... so muß auch der Teil dieser lebendigen Arbeit, der unbezahlt ist und sich in Mehrwert vergegenständlicht, in einem stets abnehmenden Verhältnis stehen zum Wertumfang des angewandten Gesamtkapitals.“

Ausgangspunkt ist also eine Hypothese über *Veränderungen in der Relation von lebendiger zu vorgetaner Arbeit*<sup>3</sup>, die produktionstechnisch begründet ist (die ökonomisch bedingte Substitution von Arbeit durch Kapital aufgrund steigender Reallöhne entfällt in der Theorie von *Marx* aufgrund des Lohndrucks der industriellen Reservearmee). Diese Hypothese klingt in Anbetracht der Kapitalintensivierung der Produktion plausibel: Wie *B. Schefold* (1976, insb. S. 817) gezeigt hat, trüfe sie nur bei genügend material- und kapitalsparendem technischen Fortschritt nicht zu. Allerdings reicht die zitierte Grundüberlegung von *Marx* nicht aus, den tendenziellen Fall der Profitrate zu begründen, weil sie sich auf Stundenrelationen beschränkt, die Profitrate aber eine Relation zwischen Geldgrößen ist<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Häufig wird die Tendenz der fallenden Profitrate aus dem Zusammenhang zwischen der „organischen Zusammensetzung des Kapitals“ und der Mehrwertrate abzuleiten versucht, indem gezeigt wird, daß wenn erstere bei Konstanz der letzteren steigt, die Profitrate sinkt. Im Zeitablauf steigt jedoch bei *Marx* die Mehrwertrate, und man müßte begründen können, daß sie langsamer steigt als die „organische Zusammensetzung des Kapitals“.

## V. Die wissenschaftliche Methode

Von den drei „anerkannten“ Klassikern hat sich nur *J. St. Mill* über Methodenfragen und über sein bzw. das richtige methodische Vorgehen geäußert. *Mill* unterscheidet zwischen der *abstrakt-deduktiven*<sup>4</sup> und der *konkret-deduktiven Methode*.

Gemäß der erstgenannten Methode geht man von ganz wenigen *a priori*-Annahmen aus und leitet aus ihrer Verknüpfung Schlußfolgerungen ab. In der Ökonomie entspräche dies z. B. dem Vorgehen, von der Annahme des *homo oeconomicus* und seinem „desire for wealth, and in which the psychological law mainly concerned is the familiar one that a great gain is preferred to a smaller“ (*J. St. Mill*, 1872, S. 86) auszugehen, diese mit der Annahme unbeschränkter Konkurrenz sowie mit produktionstheoretischen und anderen Gesetzmäßigkeiten zu verknüpfen und daraus Implikationen zu deduzieren. Diese Methode wählt im wesentlichen *Ricardo*. Er abstrahiert damit von einer Vielzahl anderer Motive menschlichen Verhaltens sowie von der politischen und sozialen Umwelt und entfernt sich dadurch von der Realität (was ihn gelegentlich nicht hindert, die Aussagen seiner Theorie als Grundlage wirtschaftspolitischer Empfehlungen zu verwenden).

*J. St. Mill* sieht diese abstrakt-deduktive Theorie nur als den ersten Schritt, der durch die Einbeziehung vieler Ursachen und Faktoren ergänzt werden muß, wodurch die Theorie „konkret-deduktiv“ wird. Ein vielfach zitiertes Beispiel für diese Ansicht sind *Mills* Bemerkungen in seinen „Principles“ über den „Influence of customs on prices“ (1871, Book II, Chapter IV,3).

Hier berichtet *Mill*, daß im Gegensatz zu den theoretischen Annahmen sehr häufig unterschiedliche Preise einzelner Waren existieren und daß die Preisbildung oft durch Tradition und althergebrachte Übung statt durch unbeschränkte Konkurrenz bestimmt wird. *Mill* glaubt, dies insbesondere auf dem europäischen Kontinent beobachten zu können, und zieht aus dieser Beobachtung folgenden Schluß (1871, S. 244):

„These observations must be received as a general correction to be applied whenever relevant, whether expressively mentioned or not, to the conclusions contained in the subsequent portions of this treatise. Our reasonings must, in general, proceed as if the known and natural effects of competition were actually produced by it, in all cases in which it is not restrained by some positive obstacle. Where competition, though free to exist, does not exist, or where it exists, but has its natural consequences overruled by any other agency, the conclusions will fail more or less of being applicable. To escape error, we ought, in applying the conclusions of political economy to the

<sup>4</sup> Siehe dazu auch *J. Kromphardt*, 1980, S. 140 - 144.

<sup>5</sup> *Mill* selbst verwendet allerdings die Bezeichnung „direkt-deduktiv“.

actual affairs of life, to consider not only what will happen supposing the maximum of competition, but how far the result will be affected if competitions falls short of the maximum."

Bei der Ausarbeitung einer Theorie gemäß der konkret-deduktiven Methode spielen die Beobachtung der Realität und die Induktion (also die Verallgemeinerung der einzelnen Beobachtungen, des Besonderen, zur allgemeinen Hypothese) eine wichtige Rolle. Da die beobachteten Ereignisse jedoch stets das Ergebnis sehr vieler Ursachen sind (Experimente hält *Mill* in den Sozialwissenschaften für unmöglich), bedürfen die durch Induktion gewonnenen Hypothesen der empirischen Überprüfung, genauso wie die deduktiv gewonnenen theoretischen Aussagen. *Mill* ist sich dabei im Klaren, daß die Aussagen der Sozialwissenschaften stets nur unter bestimmten Umständen gültig, also Raum-Zeit-begrenzt sind.

Folgt man der Unterscheidung von *Mill*, so ist *Ricardo* der abstrakt-deduktiven Methode zuzuordnen, *Smith* und *Mill* dagegen der konkret-deduktiven. Letzteren Autoren wird man kaum den Vorwurf einer zu weiten Entfernung von der Realität auf Grund zu weniger grundlegender Hypothesen machen; beide bemühen sich, die Vielfalt der Gegebenheiten in ihrer Analyse einzubeziehen.

Wie steht es nun mit der *Marxschen* Methode? *Marx* selbst betont, daß er eine eigene Methode verwende, nämlich die *Dialektik*, die er von *Hegel* übernimmt, aber gleichzeitig vom Kopf auf die Füße stellt. Zu fragen ist jedoch, inwieweit die Dialektik tatsächlich eine andersartige Methode ist. Betrachtet man die Dialektik genauer, so erweist sich ihr Doppelcharakter: Zum einen ist sie eine Methode zur *Auffindung* von Hypothesen und Theorien, gehört also in den Bereich der Genese, nicht hingegen der Geltung von Theorien. Insoweit bildet sie keinen Gegenstand zur Deduktion, also der Ableitung von Implikationen aus der Verknüpfung mehrerer Hypothesen.

Diesen *heuristischen* Aspekt veranschaulicht sehr klar *Lenins* Kennzeichnung des Wesens der Dialektik als „Spaltung des Einheitlichen und Erkenntnis seiner widersprechenden Bestandteile“<sup>6</sup>. Dialektisch arbeiten oder dialektisch forschen heißt also, von der Vermutung auszugehen, daß einheitlich Erscheinendes in sich Widersprüche enthält.

Hinter der Verwendung der dialektischen Methode steht zum anderen eine allgemeine, Raum-Zeit-unabhängige Gesetzesaussage, nämlich die Behauptung, daß Widersprüche Bewegungen auslösen, daß mithin Widersprüche in Gesellschaftssystemen dazu führen, daß diese Gesell-

<sup>6</sup> W. Lenin, Zur Frage der Dialektik (1914/15). In: W. Lenin, Werke, Bd. 38. Berlin 1964, S. 338.

schaften sich ändern. Somit führen Widersprüche zur Überwindung des Bestehenden. So ist z. B.

„... das kapitalistische Privateigentum ... die erste Negation des individuellen, auf eigne Arbeit gegründeten Privateigentums. Aber die kapitalistische Produktion erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigene Negation. Es ist Negation der Negation. Diese stellt nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Ära: der Kooperation und des Gemeinschaftsbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel“ (Karl Marx 1890, S. 791).

In diesem Zitat spiegelt sich die dialektische Geschichtsauffassung wider (wenn auch Marx hier, wie er sagt, mit der Hegelschen Ausdrucksweise kokettiert). Auf ihrer Betonung der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit beruht wohl der Hauptunterschied in der Forschungsstrategie von Marx und den Klassikern; es erscheint mir aber fraglich, ob hier ein erheblicher Unterschied in der Methode besteht. Ein solcher liegt eher in dem Stellenwert, den die Kategorien- bzw. Begriffsbildung bei Marx hat. Dazu schreibt Zelený (1973, S. 62):

„Der ‚Begriff‘ ist nach Marx die gedankliche Reproduktion der inneren Gliederung, der inneren Struktur eines Gegenstandes, und zwar dieser inneren Struktur in ihrer Entwicklung, in ihrer Entstehung, in Existenz und Untergang ... ‚Begriff‘ bedeutet die rationelle Erfassung, die gedankliche Reproduktion, die gedankliche Aneignung, die gedankliche Widerspiegelung des Gegenstandes in seinem strukturell-genetischen Wesen, d. h. in seiner strukturell-genetischen Gesetzmäßigkeit.“

Die Begriffe beziehen sich also auf das Wesen, das hinter den Erscheinungen steht; so unterscheidet Marx (Bd. III, S. 219) die „fertige Gestalt der ökonomischen Verhältnisse, wie sie sich auf der Oberfläche zeigt“, und „ihre innere, wesentlich, aber verhüllte Kerngestalt und den ihr entsprechenden Begriff“.

Diese Form oder Interpretation der Begriffe hat zur Folge, daß sie sich der direkten empirischen Überprüfung entziehen, da letztere nur an den Erscheinungen der „Oberfläche“ anknüpfen kann. Deshalb lehnen viele Marxisten die Forderung nach empirischer Überprüfung und damit das Popper-Kriterium der Falsifizierbarkeit ab. Es wäre aber verfehlt, daraus einen scharfen Gegensatz zwischen Marx und den englischen Klassikern abzuleiten; denn Marx ist mehr als letztere bemüht, die Implikationen seiner Theorie durch Vergleich mit den tatsächlichen Verhältnissen, insbesondere in England, zu illustrieren und zu belegen. Von einer systematischen empirischen Überprüfung der Hypothesen läßt sich (schon wegen der Datenlage) bei keinem der untersuchten Autoren sprechen.

Insgesamt läßt sich zur Methode mithin feststellen, daß im Bereich der *Genese* der allgemeinen Gesetzesaussagen über den Kapitalismus

Marx sein heuristisches Werkzeug nennt, nämlich die dialektische Methode, während sich die Klassiker außer Mill darüber ausschweigen. Nach dem Abstraktionsgrad der nomologischen Hypothesen stehen Ricardo und Marx auf vergleichbar hoher Stufe, Smith und Mill sind der konkret-deduktiven Methode näher. Die Haltung zur empirischen Überprüfung ergibt ebenfalls trotz grundsätzlicher Unterschiede in concreto keine Sonderposition von Marx.

## VI. Gesamtbewertung

Wie läßt sich nun anhand der vier ausgewählten Kriterien die Frage, die ich gestellt habe, beantworten? Betrachtet man „Das Kapital“ — wie ich es getan habe — als ein Werk der theoretischen Nationalökonomie, so sind die Unterschiede bei allen vier Kriterien nicht grundsätzlicher Art, und die Verschiedenartigkeiten zwischen einzelnen Klassikern sind teilweise ebenso groß wie jene zwischen Klassikern und Marx. Die deutlichen Unterschiede in den langfristigen Tendenzaussagen über Wachstum und Verteilung beruhen nicht auf gesonderten Theorien, sondern auf den abweichenden Rahmenbedingungen. Unbestreitbar weist Marx über die Klassik hinaus, weil er das Bevölkerungsproblem für die modernen Industriegesellschaften als dank dem technischen Fortschritt überholt ansieht. Bei Marx übernimmt andererseits der technische Fortschritt die unheilvolle Rolle für die Niedrighaltung des Lebensstandards der Arbeiter und für den tendenziellen Fall der Profitrate, die bei den Klassikern das Bevölkerungsgesetz innehalt.

Ebenso deutlich ist der Fortschritt von Marx über die Klassiker hinaus bei der Ablehnung des Säyschen Gesetzes, an dem Mill (trotz mehrerer schwerer Wirtschaftskrisen seit 1825; vgl. K. E. Born, 1980) noch festhält, indem er Krisen als Spekulationskrisen erklärt (1871, 2. Bd., S. 112). Dieser Schritt über die Grenzen der Klassik steht jedoch bei Marx nicht im Zentrum seiner Analyse; denn fast alle wesentlichen Ergebnisse der Marxschen Theorie werden in der Produktionssphäre gewonnen, also unter der Annahme, daß die Realisierung der Profite den Unternehmen keine Schwierigkeiten bereitet. Realisierungsprobleme (Absatzstockungen) in der Zirkulationssphäre verstärken zwar die Tendenzen, die sich aus den Gesetzmäßigkeiten in der Produktionssphäre ergeben, stellen für Marx jedoch nur Phänomene der Erscheinungsebene dar und betreffen somit nicht das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise.

Übereinstimmung besteht wiederum bei den anerkannten Klassikern und Marx in ihrer Konzentration auf die Produktionssphäre und der Vernachlässigung von Nachfrage und Konsumtion. Alle Autoren betonen, eine Ware habe nur dann Tauschwert, wenn sie auch Gebrauchs-

wert hat, m. a. W. Nutzen stiftet. Die Bestimmungsgründe und die (sowieso nicht quantifizierbare) Höhe des Gebrauchswertes sind jedoch uninteressant, weil sie den natürlichen Preis, den Tauschwert, der sich auf Dauer einstellt, nur dann beeinflussen, wenn die Produktionskosten (einschließlich des normalen Profits) von der produzierten Menge abhängen. Nur in solchen Fällen haben die Gebrauchswerte einen *indirekten* Einfluß auf die Tauschwertrelationen. Ansonsten bestimmen Nutzenintensität und Gebrauchswertgröße nur die nachgefragten *Mengen*, nicht die dauerhaften Tauschrelationen und sind daher für Ökonomen nebensächlich, die von der Richtigkeit des *Sayschen Gesetzes* überzeugt sind und daher — oder aus anderen Gründen, wie *Marx* — das Nachfrageproblem für irrelevant halten. Aus dieser Einstellung erklärt sich auch, daß *Mill* und *Marx* der noch zu ihren Lebzeiten entwickelten subjektiven Wertlehre kaum Beachtung schenkten; die „marginal revolution“ setzte sich erst später mit *Marshalls „Principles“* (1890) durch<sup>7</sup>.

Zusammenfassend möchte ich feststellen: Trotz vieler Nuancen und Abweichungen bestätigt die nähere Betrachtung anhand der ausgewählten vier Kriterien, daß die von *G. Briefs* vorgenommene Abgrenzung zu eng ist und daß *Karl Marx’ ökonomisches Werk der Klassischen Nationalökonomie zuzurechnen* ist. Damit wird nicht bestritten, daß *Marx* in der Ökonomie eine eigene Schule begründet hat, deren Anhänger sich häufig betont von der nicht-marxistischen, von ihnen als „bürgerlich“ bezeichneten klassischen, neoklassischen und heutigen Nationalökonomie abgrenzen.

### Literaturverzeichnis

- Baumol, W.* (1974), The Transformation of Values: What Marx „Really“ Meant (An Interpretation). „Journal of Economic Literature“, Vol. 12, 1974.
- Blaug, M.* (1968), Economic Theory in Retrospect. 2nd ed. London (Heinemann) 1968.
- Born, K. E.* (1980), Artikel „Wirtschaftskrisen“ im Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft, 23. Lieferung, Stuttgart etc. 1980.
- Briefs, G.* (1959), Artikel „Klassische Nationalökonomie“ im „Handwörterbuch der Sozialwissenschaften“, Bd. 6, 1959.
- Ekelung, R. und E. Olsen* (1973), Comte, Mill, and Cairnes. The positivist-empiricist interlude in late classical economics. „Journal of Economic Issues“, Vol. 7 (1973).
- Hofmann, W.* (1964), Sozialökonomische Studentexte. Bd. 1: Wert- und Preislehre. Berlin (Duncker & Humblot) 1964.
- Hollander, S.* (1973), The Economics of Adam Smith. London (Heinemann) 1973.

<sup>7</sup> Weitere Gründe für Mills Nichtbeachtung oder Ablehnung der subjektiven Wertlehre finden sich bei *N. de Marchi* (1972).

- Kromphardt, J.* (1980), Konzeptionen und Analysen des Kapitalismus — von seiner Entstehung bis zur Gegenwart. UTB 1017. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1980.
- Kurz, H.* (1976), Adam Smiths Komponententheorie der relativen Preise und ihre Kritik. Zur Genesis der objektivistischen Wert- und Preistheorie. „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft“. Bd. 132 (1976).
- De Marchi, N.* (1972), Mill and Cairnes and the emergence of marginalism in England. „History of Political Economy.“ Vol. 4 (1972).
- Marshall, A.* (1890), Principles of Economics. 1. Aufl. London 1890, 8. Aufl. London (Macmillan) 1925.
- Marx, K.* (1890), Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 1, Hamburg 1867, 4. Aufl. Hamburg 1890. MEW. Bd. 23.
- (1894), Das Kapital, Bd. 3, Hamburg 1894. MEW. Bd. 25.
- und *F. Engels* (1848), Manifest der kommunistischen Partei. London 1848. MEW. Bd. 4.
- Meek, R.* (1973), Ökonomie und Ideologie. Studien zur Entwicklung der Wirtschaftstheorie. Frankfurt (Europäische Verlagsanstalt) 1973.
- Mill, J. St.* (1871), Principles of Political Economy with Some of Their Applications to Social Philosophy. London 1848, 7. Aufl. London 1871. Textkritische Ausgabe: Vol. II u. III der „Collected Works of J. St. Mill“, hrsg. von *J. Robinson*. Toronto (Toronto University Press) und London (Routledge & Kegan) 1965. Hier zitiert: Deutsche Ausgabe nach der 7. Aufl.: *J. St. Mill*, Grundsätze der politischen Ökonomie mit einigen ihrer Anwendungen auf die Sozialphilosophie. Jena (G. Fischer) 1921 (Bd. 2) bzw. 1924 (Bd. 1, 2. Aufl.).
- (1972), A System of Logic. London 1843. 8. Aufl. London 1872. Textkritische Ausgabe: Vols VII und VIII der „Collected Works of John St. Mill“, Toronto (Toronto University Press) and London (Routledge & Kegan) 1973. Hier zitiert nach: A System of Logic, Book VI: On the Logic in the Moral Sciences. Indianapolis etc. (Bobbs-Merill Comp.) 1965.
- Ricardo, D.* (1821), On the Principles of Political Economy and Taxation. London (John Murray) 1817. 3. Auflage 1821. Textkritische Ausgabe: Vol. I der „Works and Correspondance of David Ricardo“, hrsg. von *P. Sraffa*, Cambridge (Cambridge University Press) 1962.
- Samuelson, P.* (1978), The Canonical Classical Model of Political Economy. „Journal of Economic Literature“, Vol. 16 (1978).
- Schefold, B.* (1976), Different Forms of Technological Progress. „The Economic Journal“, Vol. 86 (1976).
- Smith, A.* (1776), An Inquiry into the Nature and the Causes of the Wealth of Nations. 1. Aufl. 1776. 4. Aufl. 1786. Deutsche Ausgabe nach der 4. Aufl.: *A. Smith*, Eine Untersuchung über Wesen und Ursachen des Volkswohlstandes. 3 Bände, Jena 1923. Ein Neudruck dieser Ausgabe erfolgte im A. Achenbach-Verlag, Gießen 1973.
- Whitaker, J.* (1975), John Stuart Mill's Methodology. „Journal of Political Economy“, Vol. 83 (1975).
- Zelený, J.* (1973), Die Wissenschaftslogik bei Marx und „Das Kapital“. Frankfurt (Europäische Verlagsanstalt) 1973.

# **Die Wissenschaftsgeschichte der Trennung von Kapital und Einkommen : Ökonomische Zwänge gegen gesellschaftliche Konventionen\***

Von *Dieter Schneider*, Bochum

## **Problemstellung: Ökonomische Zwänge und gesellschaftliche Konventionen bei der Trennung von Kapital und Einkommen**

Kapital von Einkommen (Gewinn, Zins) zu trennen, betrifft die Frage: Wieviel Güter kann der einzelne Wirtschaftende oder eine Volkswirtschaft insgesamt heute konsumieren, wieviel Güter sind für die Zukunftsvorsorge zurückzubehalten, als Produktionsfaktoren zu investieren? Die wirtschaftspolitische und unternehmenspolitische Bedeutung dieses Problems ist offensichtlich:

1. Der Streit in der Verteilungspolitik um die Aufteilung des wirtschaftlichen Ergebnisses in Entlohnung des Faktors Arbeit einerseits, Wachstum andererseits, beruht auf einem Vorverständnis von dem, was Einkommen, was Kapital sein soll.
2. Der Streit in den Steuerwissenschaften um die Frage, welches Abschreibungsverfahren angemessen ist, ob Preis- oder Geldwertänderungen bei der Einkommens- und Gewinnermittlung zu beachten, wie „capital gains“ zu besteuern sind, folgt aus einer vorab gesetzten Unterscheidung zwischen Kapital und Einkommen.
3. Fragen der Wettbewerbsneutralität der Besteuerung führen auf die Trennung von Kapital und Einkommen zurück, denn nur dann, wenn neben anderem die steuerlichen Abschreibungen der Ertragswertabschreibung gleichen, nimmt die Besteuerung keinen Einfluß auf die Zusammensetzung des Investitionsprogramms<sup>1</sup>. Und natürlich beeinflußt all das an Gewinnermittlungsvorschriften, was die Wettbewerbsneutralität der Besteuerung verletzt, auch die Wirksamkeit von wirtschafts-

---

\* Das Kleingedruckte enthält Änderungen des Vortrags, die durch die Diskussion angeregt wurden.

<sup>1</sup> Vgl. *Sven-Erik Johansson, Skatt — investering — värdering*. Stockholm 1961, S. 135, 148 f.; *Paul Anthony Samuelson, Tax Deductibility of Economic Depreciation to Insure Invariant Valuations*. In: *The Journal of Political Economy*, Vol. 72 (1964), S. 604 - 606.

politisch begründeten Steuervergünstigungen, z. B. in der Weise, daß Sonderabschreibungen dazu führen können, daß risikoärmere statt risikoreichere Investitionen gewählt werden und damit der wirtschaftspolitische Förderungszweck gründlich verfehlt wird<sup>2</sup>.

4. Desgleichen zielen Streitfragen der Kapitalmarktpolitik, z. B. Förderung von Dividendausschüttungen oder Selbstfinanzierung, auf die Trennung von Kapital und konsumierbarem Einkommen.

*Die Trennung von Kapital und Einkommen kann durch eine gesellschaftliche Konvention festgelegt werden:* Der Grundsatz der nominalen Kapitalerhaltung, von dem das geltende Steuer- und Handelsrecht ausgeht, ist eine solche. Die Wahl schematischer linearer oder degressiver Abschreibungen ist eine zweite gesellschaftliche Konvention. Beide Male entscheidet eine ökonomisch nicht begründete Setzung über die einzelwirtschaftliche Zukunftsvorsorge. Denn ehe konsumierbares Einkommen aus Kapitalanlagen entsteht, ist die für das wirtschaftliche Wachstum wichtige Vorentscheidung zu treffen, wieviel des Einnahmenüberschusses eines Unternehmens überhaupt zu Einkommen werden darf, wieviel als Abschreibungen von vornherein vor der Gewinnbesteuerung und Gewinnverteilung bewahrt werden muß.

Die Frage, wieviel vom wirtschaftlichen Ergebnis einer Periode konsumiert, wieviel investiert werden soll, kann auch durch ökonomisch rationale Überlegungen bestimmt werden. In diesem Fall erfolgt die Trennung von Kapital und Einkommen durch „*ökonomische Gesetzmäßigkeiten*“.

Der Begriff der ökonomischen Gesetzmäßigkeit ist mehrdeutig: Es kann einmal eine deduktiv-nomologische Hypothese gemeint sein, also eine empirische Gesetzmäßigkeit innerhalb einer positiven, erklärenden Theorie. Um dieses Wortverständnis auszuschalten, vermeide ich den Ausdruck ökonomische Gesetzmäßigkeiten in meinem Zusammenhang und spreche von *ökonomischem Zwang*. Der ökonomische Zwang gleicht dem Begriff „ökonomisches Gesetz“, wie er von uns heute in *Böhm-Bawerks* „Macht oder ökonomisches Gesetz“<sup>3</sup> verstanden wird: als Aussage über logische Identitäten, also Zusammenhänge zwischen gesetzten wirtschaftlichen Begriffen.

Ich möchte den Begriff „*ökonomischer Zwang*“ an zwei Beispielen verdeutlichen:

<sup>2</sup> Vgl. Dieter Schneider, Gewinnbesteuerung und Risikobereitschaft: Zur Bewährung quantitativer Ansätze in der Entscheidungstheorie. In: ZfbF, Jg. 29 (1977), S. 633 - 666.

<sup>3</sup> Vgl. Eugen von Böhm-Bawerk, Macht oder ökonomisches Gesetz. In: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 23. Bd. (1914), S. 205 - 271.

Erstes Beispiel: Die Aussage „Auf einem vollkommenen Markt streben die Unternehmer nach Gewinnmaximierung, andere Zielsetzungen gibt es nicht“, ist keine empirische Gesetzmäßigkeit, sondern eine logische Folgerung; in meinem Sprachgebrauch also ein ökonomischer Zwang. Denn auf einem vollkommenen Markt wird durch die Umweltbedingungen die Verhaltensweise „Gewinnmaximierung“ schon aus logischen Gründen erzwungen.

Zweites Beispiel: „Auf einem vollkommenen Kapitalmarkt sind unter Ungewißheit die Investitionsentscheidungen dann unabhängig von der Konsum- und Risikoneigung der Investoren, wenn ein risikoloser Marktzinsfuß besteht und

*entweder* alle Kapitalanbieter und -nachfrager identische Renditeerwartungen in Form einer Normalverteilung haben, dann kann ihre Risikoabneigung sich in beliebigen Risikonutzenfunktionen niederschlagen;

*oder* alle eine Risikoabneigung in Form einer quadratischen Risikonutzenfunktion verfolgen, dann können ihre (untereinander identischen) Erwartungen beliebige Wahrscheinlichkeitsverteilungen sein;

*oder* wenn bestimmte (für alle identische) Wahrscheinlichkeitsverteilungen über die Rendite mit bestimmten Klassen von Risikonutzenfunktionen zusammentreffen (z. B. im kontinuierlich-dynamischen Fall logarithmisch normalverteilter Renditeerwartungen mit HARA-Funktionen, d. h. wenn hyperbolische absolute Risikoaversion vorliegt).“

Diese Weiterentwicklung der Portfolio Selection und des Capital Asset Pricing Model in der Kapitalmarkttheorie<sup>4</sup> ist ein jüngeres Beispiel für ökonomischen Zwang, wobei durch das Einbeziehen der Ungewißheit etwas realistischere Marktbedingungen gesetzt wurden, die natürlich zugleich die Aussage über logische Identitäten sehr viel komplizierter gestalten.

*Der Begriff ökonomischer Zwang bezeichnet also die logischen Existenzbedingungen für präferenzunabhängige Entscheidungen innerhalb einer Klasse zulässiger Zielsetzungen und damit zugleich ein wirtschaft-*

<sup>4</sup> Vgl. William F. Sharpe, Capital Asset Prices: A Theory of Market Equilibrium under Conditions of Risk. In: The Journal of Finance, Vol. 19 (1964), S. 425 - 442; James Tobin, The Theory of Portfolio Selection. In: The Theory of Interest Rates, edited by F. H. Hahn und F. P. R. Brechling, London 1965, S. 3 - 51; John Lintner, The Valuation of Risk Assets and the Selection of Risky Investments in Stock Portfolios and Capital Budgets. In: The Review of Economics and Statistics, Vol. 47 (1965), S. 13 - 37; Jan Mossin, Equilibrium in a Capital Asset Market. In: Econometrica, Vol. 34 (1966), S. 768 - 783, hier S. 769 - 773; Robert C. Merton, An Intertemporal Capital Asset Pricing Model. In: Econometrica, Vol. 41 (1973), S. 867 - 887.

liches Gleichgewicht, dessen Lage nur durch sehr allgemeine Verhaltensannahmen festgelegt wird.

Für Fragen der normativen Wirtschaftstheorie, wie die Gestaltung von Steuerbemessungsgrundlagen oder von aktienrechtlichen Gewinnermittlungsvorschriften, besitzen derartige logische Existenzbedingungen für weitgehend präferenzunabhängige Entscheidungen folgende Bedeutung: Erfüllt eine gesetzgeberische Norm genau die Existenzbedingungen, die ein derartiger ökonomischer Zwang verlangt, dann entsprechen die präferenzgemäßen, also freiwilligen Entscheidungen der Wirtschaftenden den durch die Norm vorgegebenen. Die vom Gesetzgeber erzwungene gesellschaftliche Konvention beeinträchtigt dann nicht den Freiheitsspielraum der Wirtschaftenden. Im Hinblick auf die Besteuerung heißt das: Dann, und nur dann, wirkt eine bestimmte Steuer wettbewerbsneutral, verzerrt also nicht die Verteilung der Ressourcen.

Ließen sich z. B. die Voraussetzungen des Capital Asset Pricing Models durch Regeln zur Organisation eines Kapitalmarkts und durch eine entsprechende Aktiengesetzgebung verwirklichen, dann wäre es gleichgültig, ob der Vorstand einer Aktiengesellschaft den Anteilseignern Gewinne ausschüttet oder vorenthält.

Könnte im Einkommensteuergesetz die steuerliche Abschreibung gleich der Ertragswertabschreibung gesetzt werden, dann wäre im Hinblick auf diese Steuerbemessungsgrundlage Wettbewerbsneutralität der Besteuerung gewahrt: Steuersätzänderungen diskriminierten dann nicht mehr kapitalintensive gegenüber arbeitsintensiven Investitionen oder Investitionen in Sachanlagen gegenüber Investitionen in Kapitalmarkttiteln.

Ein ökonomischer Gleichgewichtssatz verlangt jedoch, falls er auf die Wirklichkeit übertragen wird, die Meßbarkeit bzw. die Rechenbarkeit der gesetzten Begriffe: Selbst wenn durch Regeln der Marktorganisation die Bedingungen für einen vollkommenen Markt näherungsweise verwirklicht worden sind, hängt die Höhe der Gewinne der einzelnen Anbieter immer noch davon ab, was sie als ihre Grenzkosten berechnen. Angenommen, alle Anbieter würden als Grenzkosten mangels hinreichender kostenrechnerischer Fähigkeiten die vollen Durchschnittskosten berechnen, dann müßte sich der Marktpreis in Höhe der Durchschnittskosten eingependeln. Anders ausgedrückt: Zu dem Axiom der vollständigen Information als einer der Voraussetzungen für das Vorliegen eines vollkommenen Marktes gehört auch ein einheitliches Handhaben von Meßinstrumenten wie der Kostenrechnung oder der Gewinn- bzw. Einkommensermittlung.

Vor diesem Hintergrund ist meine wissenschaftsgeschichtliche Problemstellung entstanden:

Im ersten Teil werde ich die *Wissenschaftsgeschichte der wirtschaftstheoretischen Trennung von Einkommen und Kapital* nachzeichnen und dabei fragen: Welche Forscher erarbeiteten die Bedingungen, unter denen von den persönlichen Konsumpräferenzen unabhängige Investitionsentscheidungen existieren und damit eine von den Konsumpräferenzen unabhängige Trennung von zu erhaltendem Kapital und konsumierbarem Einkommen besteht? Die Fragestellung ist also *einzelwirtschaftlich, nicht gesamtwirtschaftlich*.

Im zweiten Teil werde ich die *Dogmengeschichte der politisch wirksam gewordenen Einkommensvorstellungen* aufrollen: der Reinertrags- bzw. Quellentheorie des Einkommens und der Reinvermögenszugangstheorie. Dabei werde ich untersuchen, wie diese politisch wirksam gewordenen Einkommensvorstellungen die Trennung von Kapital und Einkommen handhaben, ob sie eine Meßtechnik für die Abschreibungen bzw. das zu erhaltende Kapital entwickelten oder ob die politisch wirksam gewordene Trennung von Einkommen und Kapital allein durch außerökonomische Vorurteile geprägt wurde.

Der Schlußteil wird die *Folgerungen aus der Wissenschaftsgeschichte der Trennung von Kapital und Einkommen für die „Sozialtechnologie“ heute*, also eine Reform der steuer- und handelsrechtlichen Abschreibungsregeln und Kapitalerhaltungsvorstellungen, ziehen.

## I. Die Trennung von Kapital und Einkommen als wirtschaftstheoretisches Problem

Blickt man in unsere Lehrbücher der Mikroökonomie, so scheint die Trennung von Kapital und Einkommen als wirtschaftstheoretisches Problem überhaupt nicht zu existieren. So verkündet z. B. *John Richard Hicks*: Das Konzept des Einkommens sei eines, „which the positive theoretical economist only employs in his arguments at his peril. For him, income is a very dangerous term, and it can be avoided; as we shall see, a whole general theory of economic dynamics can be worked out without using it“<sup>5</sup>.

Allerdings muß diese dynamische Theorie, die auf den Einkommensbegriff verzichtet, Planung bis zum Lebensende bei unbeschränkter Informationskapazität des Entscheidenden unterstellen. Wer sich damit zufrieden gibt, scheint mir jedoch ein recht armseliger „positive theoretical economist“ zu sein.

Denn nur dann, wenn der Handlungszeitraum eines Entscheidenden gleich seinem Planungszeitraum ist, der einzelne also bis an sein Le-

---

<sup>5</sup> *J[ohn] R[ichard] Hicks*, *Value and Capital*. 2nd edition, Oxford 1946, reprinted 1965, S. 180.

bensende mit Sicherheit planen kann, vermag er seine Konsum- und Investitionsentscheidungen ohne Zuhilfenahme der Vorstellung von zu erhaltendem Endkapital am Planungshorizont, und das heißt: ohne eine Trennung von Einkommen und Kapital, festzulegen.

Wenn wir jedoch von diesen gottähnlichen Voraussetzungen des Planenden auf menschliche Fähigkeiten zurückgehen, dann ist immer der Planungszeitraum kürzer als der Handlungszeitraum: Es wird für ein, zwei, drei Jahre geplant unter der Voraussetzung, daß auch nach dem gegenwärtigen Planungshorizont von z. B. Ende 1983 das Leben weitergehen wird. Deshalb muß am Planungshorizont eine bestimmte Menge an Kapital als Mittelbestand für das künftige, heute noch nicht planbare Wirtschaften vorhanden sein. Für die Höhe dieses Endkapitals am Planungshorizont gibt es keine aus der jenseits des Planungshorizonts liegenden Zukunft ableitbare ökonomische Begründung.

Wenn ich der Einfachheit halber die einzelwirtschaftliche Planung auf eine einzige Periode beschränke, dann besteht im Planungszeitpunkt zu Beginn der Periode ein Anfangskapital, verkörpert in einem Güterbestand und meßbar in Geld bzw. in Marktpreisen dieser Güter. Daneben besteht ein Wissen um Ziele und Handlungsmöglichkeiten. Der Entscheidende wird dann zu Beginn der Planperiode das bestehende Güterbündel aufteilen in Konsum während der Planperiode und in Investition, so daß am Ende der einen Planperiode ein Endkapital vorhanden ist, das für die nächste einperiodige Planung wiederum die Aufteilung in zu konsumierenden und erneut zu investierenden Betrag ermöglicht.

Nach dieser Überlegung erscheint die Aufteilung des Geld- oder Güterbetrages zu Beginn der Planperiode und damit zugleich die Höhe des am Planungshorizont zu erhaltenden Kapitals allein durch die persönliche Konsumneigung heute und durch eine Zukunftspräferenz bestimmt, wobei die Zukunftspräferenz sowohl Konsumwünsche für die Zeit nach dem gegenwärtigen Planungshorizont enthält als auch nicht begründbare Unterstellungen über die heute nicht planbare Zukunft.

Die Aussage, daß irgendeine wirtschaftliche Entscheidung von nicht begründbaren Zukunftspräferenzen abhängt, ist natürlich gleichbedeutend mit dem Eingeständnis, über keine Kenntnis wirtschaftlicher Gesetzmäßigkeiten bzw. Theorien zu verfügen, insbesondere auch über keine Theorie der Bewertung mehrperiodig nutzbarer Güter, wie Maschinen und Gebäude.

Allerdings kann die Wirtschaftstheorie zur Bewertung abnutzbarer Wirtschaftsgüter und damit zugleich zur Trennung von zu erhaltendem Kapital und konsumbarem Einkommen etwas mehr sagen, als daß diese von den künftigen Konsumpräferenzen, vermuteten Umweltbedingungen und der Risikoneigung abhängen.

Der erste Wirtschaftstheoretiker, der sich das Problem der Bewertung abnutzbarer Wirtschaftsgüter stellte, war wohl *Ricardo*.

*Ricardo* schreibt am 14. Oktober 1816 in einem Brief an *James Mill*, daß bei einem nicht abnutzbaren Kapital im Werte von 20 000 £, das sich zu 10 % rentiere, der Gewinn 2 000 £ sei; aber wenn das Kapital abnutzbar sei und z. B. nur 10 Jahre halte, dann sei der Wert der jährlichen Nutzung gleich einer Annuität zu 10 %, die man für 20 000 £ kaufen könne, d. h. 3 254 £<sup>6</sup>. Das heißt aber doch, wenn der Wert der Nutzleistungen als ihr Marktpreis angenommen wird: Der Gewinn beträgt nach wie vor 2 000 £ jährlich. Er entspricht dem, was heute als ökonomischer Gewinn = Zinsen auf den Ertragswert bezeichnet wird. Die restlichen 1 254 £ bilden die Kapitaltilgung in Form einer Zinseszinsabschreibung. Sie schaffen einen Fonds zur Kapitalreproduktion.

*Dionysius Lardner*, von Marx zitierter irischer Mathematiker und Eisenbahningenieur und als einer der Väter der Kostentheorie bekannt, bestimmt die Zuführung zum Erneuerungsfonds für Eisenbahnschienen nach der Annuitätsmethode, während er beim rollenden Material von einer Festwertrechnung ausgeht<sup>7</sup>. Die italienischen Professoren der Staatsrechnungswissenschaft *Francesco Villa* und 40 Jahre später *Fabio Besta* rechnen auf einer ähnlichen Grundlage: Bleiben der Gewinn vor Abschreibungen und der Zinsfuß während der Nutzungsdauer gleich, dann gleicht die jährliche Abschreibung einschließlich Zinsen der Annuität aus den Anschaffungskosten der abzuschreibenden Anlage. Bei Änderungen des Gewinns vor Abschreibungen ändern sich nach *Bestas* Formel die Abschreibungen entsprechend der Änderung des Gewinns vor Abschreibungen, wobei sogar Zinssatzvariationen berücksichtigt werden<sup>8</sup>. Auf eine Fülle anderer Vorschläge und die daraus erwachsende Streitigkeit über die Zinseszinsabschreibungen sei hier nicht eingegangen. Wichtig ist, daß die *geschichtlich erste Aufgabe planmäßiger Abschreibungen die „Finanzierungsfunktion“ ist* und nicht die Aufgabe einer periodischen Ausgabenverteilung (Aufwandsverteilung).

Aus dieser historischen Finanzierungsfunktion der Anlagenabschreibungen erklärt sich auch, daß *Friedrich Engels* fast so nebenbei in einem Antwortbrief an *Karl Marx* vom 27. August 1867 die kapazitätserweiternde Wirkung einer sofortigen Reinvestition der Abschreibungsbezüge ableitete (den „Kapazitätserweiterungseffekt“)<sup>9</sup>.

<sup>6</sup> Vgl. Brief von *David Ricardo* an *James Mill* vom 14. 10. 1816. In: The Works and Correspondence of David Ricardo, hrsg. von *Piero Sraffa*, Vol. VII, Cambridge 1962, S. 82 - 84.

<sup>7</sup> Vgl. *Dionysius Lardner*, Railway Economy. London 1850, S. 51 - 53.

<sup>8</sup> Vgl. *Francesco Villa*, Elementi di amministrazione e contabilità. Mailand 1850, S. 35; *Fabio Besta*, La Ragioneria Generale. 1. Aufl. 1891, 2. Aufl. Mailand, Vol. I 1922, Vol. II 1920, S. 243 - 255.

Den entscheidenden weiterführenden Gedanken für die kapitaltheoretische Einkommensvorstellung entwickelte *Böhm-Bawerk*. Im Kapitel über den Zins bei ausdauernden Gütern in der „Positiven Theorie des Kapitals“ leitet er folgendes ab:

„Im ersten Gebrauchsjahr realisiert der Eigentümer die ‚laufende‘ Nutzleistung im Werte von 100 fl. Natürlich geht diese consumirte Nutzleistung vom Werte des Nutzungsträgers ab, und dieser erleidet einen Wertverlust. Allein dieser kann nicht ganz so viel betragen als der Wert der abgestreiften Nutzleistungsrate. Es wird nämlich zum Theile compensirt durch ein Wertwachsthum der noch bevorstehenden Nutzleistungen.“ „Und so kommt es ..., dass dem Besitzer des ausdauernden Gutes aus dem laufenden Erträgnis nach Abschlag des Wertverlustes, den das Gut während des Gebrauchsjahres erleidet, (der ‚Abnützungsquote‘), immer noch etwas übrig bleibt, als Reingewinn oder Reinzins. Und zwar beträgt dieses ‚Etwas‘ gerade die üblichen Procente vom Gesamtwert (‘Capitalwert’) des Nutzungsträgers<sup>10</sup>.“

Bei *Böhm-Bawerk* lautet die Gleichung: Einkommen (Reingewinn) des Kapitalbesitzers = Einnahme (konsumierte Nutzleistung) minus der Abnützungsquote (Ertragswertabschreibung), und aus der Definition: Abnützungsquote = Einnahme minus Zinsen auf den Ertragswert kürzt sich mathematisch die Einnahme heraus, und es bleibt wie bei *Ricardo*: Reingewinn (Einkommen) = Zinsen auf den Ertragswert.

Aber diese mathematische Kürzung beseitigt gerade die empirische Voraussetzung, unter der erst ein Reingewinn als konsumierbarer Betrag entstehen kann: daß mindestens Einnahmen in gleicher Höhe zugeflossen sein müssen! Die oft beklagte nicht-mathematische Darstellungsweise *Böhm-Bawerks* erweist sich zumindest hier als vorteilhaft: Dadurch bleibt die empirische Voraussetzung für das Entstehen von Einkommen, der Einnahmenzufluss, ersichtlich.

Bei *Böhm-Bawerk* ist das Einkommen gleich den Einnahmen, also einer meßbaren Größe, abzüglich einer reinen Rechengröße (einem theoretischen Konstrukt): der aus dem Wert der künftigen Nutzleistungen errechneten Abnützungsquote. *Böhm-Bawerk* greift damit

<sup>9</sup> Vgl. *Friedrich Engels, Karl Marx*, Der Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx 1844 - 1883, hrsg. von A. Bebel und Ed. Bernstein. Bd. 3, Stuttgart 1913, S. 394 - 400; abgedruckt auch in: ZfhF, NF, Jg. 10 (1958), S. 222 - 226.

<sup>10</sup> *Eugen von Böhm-Bawerk*, Positive Theorie des Capitales. 2. Aufl., Innsbruck 1902, S. 365 - 369, Zitat S. 365 - 366 (Hervorhebung im Original gesperrt); angedeutet wird die Ertragswertabschreibung schon in *ders.*, Rechte und Verhältnisse vom Standpunkte der volkswirtschaftlichen Güterlehre, 1881. In: *Gesammelte Schriften von Eugen von Böhm-Bawerk*, hrsg. von Franz X. Weiss, Wien/Leipzig 1924, S. 59 f.

einen Gedanken auf, den *Albert Schäffle* ein Vierteljahrhundert zuvor so formuliert hatte<sup>11</sup>:

„Die Summe der Einnahmen ist das Roheinkommen ... Die Tauschwertbilanz gegen das frühere zur Reproduktion beitragende Vermögen hat nur buchhalterische Existenz.“ Diese Tauschwertbilanz würden wir heute kürzer als Abschreibung bezeichnen.

Dieses Zitat hat in der Wissenschaftsgeschichte der Einkommensvorstellungen eine unglückliche Rolle gespielt. *Schmoller* hat es in seinem bekannten Aufsatz über den Einkommensbegriff 1863 verfälscht in: „Das Einkommen hat nur buchhalterische Existenz“, und *Henry Simons*<sup>12</sup> hat dieses falsche Zitat zu wiederholten Malen für die Bekräftigung seiner Lehre herangezogen, daß auch unrealisierte Vermögenszuwächse steuerpflichtiges Einkommen darstellten.

Nach *Böhm-Bawerk* begann der wissenschaftsgeschichtliche Abstieg der Wirtschaftstheorie des Einkommens.

*Irving Fisher*, der heute vielfach als Schöpfer des kapitaltheoretischen Gewinnbegriffs genannt wird, kehrt, ohne dies zu wissen, zur Auffassung *Ricardos* zurück: das „earned income“ gleiche den Zinsen aus dem Ertragswert<sup>13</sup>. *Irving Fisher* bekämpft diesen Begriff des „earned income“ als Bemessungsgrundlage der Einkommensteuer und zeigt an einem bekannten Beispiel: Drei Brüder, die mit demselben Kapital starten und gleich rentable Investitionen verwirklichen, wobei die Einnahmenüberschüsse zu unterschiedlichen Zeiten anfallen, werden bei einer Besteuerung des „earned income“ ganz unterschiedlich von der Steuer getroffen. Das bedeute einen Verstoß gegen die Gleichmäßigkeit der Besteuerung<sup>14</sup>. Dieser Verstoß entsteht freilich nur, weil bei *Fisher* im Gegensatz zu *Böhm-Bawerk* das verdiente Einkommen nicht den Zufluß von Einnahmen voraussetzt, sondern bei ihm das Einkommen als bloße Rechengröße erscheint.

Letztlich war es diese Fehldeutung des kapitaltheoretischen Einkommensbegriffs, der *Fisher* den Verstoß gegen die Gleichmäßigkeit der

<sup>11</sup> *Albert E[berhard] F[riedrich] Schäffle*, Mensch und Gut in der Volkswirtschaft oder der ethisch-anthropologische Standpunkt in der Nationalökonomie mit besonderer Rücksicht auf die Grundprinzipien der Steuerlehre. In: Deutsche Vierteljahrsschrift 1861; hier zitiert nach *ders.*, Gesammelte Aufsätze. 1. Bd., Tübingen 1885, S. 158 - 183, hier S. 173.

<sup>12</sup> *Gustav Schmoller*, Die Lehre vom Einkommen in ihrem Zusammenhang mit den Grundprinzipien der Steuerlehre. In: Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, Jg. 19 (1863), S. 1 - 86, hier S. 54; *Henry C. Simons*, Personal Income Taxation. Chicago 1938, S. 51, 78.

<sup>13</sup> Vgl. *Irving Fisher*, The Nature of Capital and Income. New York 1906, reprinted 1965, S. 333.

<sup>14</sup> Vgl. *Fisher*, S. 249 - 253.

Besteuerung beim verdienten Einkommen konstruieren ließ und ihn zu dem Konzept des „realized income“, heute würden wir sagen: zu einer persönlichen Konsumausgabensteuer, führte<sup>15</sup>.

Weil das „earned income“ durch *Fishers* Definitionstrick nurmehr als Rechengröße erschien, konnte *Lindahl*<sup>16</sup> Ursache (Einnahmenzufluss = Einkommen) und Folge der Einkommensbewertung (Kapital) vertauschen: Rein rechnerisch bleibt es gleich, ob künftiges Einkommen zu einem Kapitalwert zusammengerechnet wird oder ob, wie bei *Lindahl*, der Kapitalwert als gegeben angenommen wird, aus dem das Einkommen als Zinsen auf den Kapitalwert bzw. Ertragswert abgeleitet ist. Aber in der Realität ist es eben nicht dasselbe, ob ich einen Anspruch auf 10 000 DM jährliches Einkommen für 20 Jahre habe oder ob ich heute über 130 000 DM sofort verfüge: Nur bei einem Zinssatz von 4,5 % ist beides gleichwertig. Wer kann genau diesen Zinssatz und nicht mehr und nicht weniger für die nächsten 20 Jahre garantieren? Weil bei *Lindahl* nicht mehr die tatsächlich zufließende Einnahme Ursache des Vermögens ist, sondern umgekehrt die Bestandsgröße Kapitalwert Ursache der Stromgröße Einkommen, deshalb bleiben „windfall gains“ (unerwartete Einnahmenzuflüsse) aus dem Begriff des steuerpflichtigen Gewinns ausgeschlossen. „Windfall gains“ und alle anderen „capital gains“ sind damit der Besteuerung entzogen. Dies ist bei *Böhm-Bawerks* Gewinnverständnis gerade nicht der Fall: Dort sind die Einnahmen gleich dem Einkommen, soweit nicht eine Abnützungsquote abgezogen wird. Und es besteht kein Grund, „capital gains“ zur Abnützungsquote zu zählen!

Damit ist das wirtschaftstheoretische Einkommenskonzept, das als Präzisierung der vorquantitativ formulierten Reinvermögenszugangstheorie hätte dienen können, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts endgültig in die Denkschablone der Quellen- bzw. Reinertragstheorie abgerutscht.

Auf *Lindahl* baut die weitere wirtschaftstheoretische Diskussion um den Einkommensbegriff bzw. ökonomischen Gewinnbegriff auf, z. B. die Diskussion zwischen *Pigou*, *Hayek* und *Hicks*<sup>17</sup> in den dreißiger und

<sup>15</sup> Vgl. *Fisher*, S. 19, 42, 234.

<sup>16</sup> Vgl. *Erik Lindahl*, The Concept of Income. In: Economic Essays in Honour of Gustav Cassel, London 1933, reprinted 1967, S. 399 - 407; ders., The Concept of Gains and Losses. In: Festschrift til Frederik Zeuthen. Udgivet af Nationaløkonomisk Forening. Nationaløkonomisk Tidskrift — Beilage zum 96. Bd., København 1958, S. 208 - 219; vgl. hierzu auch *Nicholas Kaldor*, An Expenditure Tax. London 1955, S. 58 - 64; *Dieter Schneider*, Bilanzgewinn und ökonomische Theorie. In: ZfhF, NF, Jg. 15 (1963), S. 457 - 474, hier S. 461 bis 464.

<sup>17</sup> Vgl. *A[thur] C[ecil] Pigou*, The Economics of Welfare. 4. Aufl., London 1962, S. 43; ders., Maintaining Capital Intact. In: *Economica*, New Series, Vol. 8 (1941), S. 271 - 275; *Friedrich A. Hayek*, Maintaining Capital Intact:

vierziger Jahren. Das waren so ziemlich die letzten Ansätze zu einer Erörterung des Einkommensbegriffs, denn was z. B. *Sraffa* und *Meade* zu den nötigen Abschreibungen für eine gesamtwirtschaftliche Kapitalerhaltung sagen, ist nur eine Wiederaufnahme der Gedankenkette von *Ricardo* bis *Lindahl*.

Die Frage nach den Voraussetzungen der Einkommensvorstellung wurde erst in der betriebswirtschaftlichen Bilanzlehre der letzten Jahre neu belebt.

Fassen wir die Trennung von Kapital und Einkommen als wirtschaftstheoretisches Problem zusammen, so bleibt:

(a) Der Zufluß von Einnahmen bzw. Gütern, also das Realisationsprinzip der kaufmännischen Buchführung in seiner strengsten Form (als Zuflußprinzip), ist Voraussetzung für das Vorliegen von Einkommen.

(b) Nur jener Teil der zugeflossenen Einnahmen zählt zum Einkommen, der verbraucht werden kann, ohne daß sich der Wirtschaftende am Periodenende schlechter stellt als am Periodenanfang<sup>18</sup>.

(c) Für die Berechnung der Abschreibung als des Betrages, der zur Kapitalerhaltung vom Einnahmenzufluß abgesetzt werden muß, wird ein theoretisches Konstrukt benötigt. Dieses theoretische Konstrukt heißt Abnützungsquote oder Ertragswertabschreibung. Es bestimmt sich, beginnend mit *Ricardo* und ausgebaut von *Böhm-Bawerk*, als Differenz: Einnahmenüberschuß der Periode abzüglich Zinsen auf den Ertragswert der Investition zu Beginn der Periode. Damit bestimmt also nicht der Aufwandsposten Abschreibung die Höhe des Gewinns, sondern die vorausgesetzte zeitliche Verteilung des Gewinns bestimmt die Höhe des zur Kapitalerhaltung erforderlichen Aufwandes. Die Höhe der Abschreibungen ist also zuflußabhängig, weil sie den unregelmäßigen Einnahmenzufluß in einen zeitlich gleichverteilten Gewinnstrom glättet.

Die logischen Existenzbedingungen für diese präferenzunabhängige Lösung der Einkommensermittlung und des Problems der Sachkapitalerhaltung sind überaus eng: Nur wenn risikoneutrales Verhalten unterstellt werden kann und zusätzlich ein vollkommener Kapitalmarkt existiert oder eine „Capital Asset Pricing Model“-Welt, ist die Konsumnorm, die der wirtschaftstheoretische Einkommensbegriff setzt, mit den vielfältigen Konsumpräferenzen der einzelnen Wirtschaftenden ver-

---

A Reply, ebenda, S. 276 – 280; *J[ohn] R[ichard] Hicks*, Maintaining Capital Intact: a Further Suggestion. In: *Economica*, New Series, Vol. 9 (1942), S. 174 bis 179. Zum folgenden *Piero Sraffa*, Production of Commodities by Means of Commodities. Cambridge 1960, repr. 1963, S. 63 – 73; *J[ames] E[dward] Meade*, A Neo-Classical Theory of Economic Growth. London 1961, S. 79 bis 92.

<sup>18</sup> Vgl. *Hicks*, Value and Capital, S. 172.

einbar. Denn wegen der vorausgesetzten jederzeitigen Geldanlage- und Kreditaufnahmemöglichkeit zum Marktzins kann derjenige, der weniger konsumieren will, das Geld zum Marktzinsfuß anlegen und derjenige, der mehr konsumieren will, sich zu diesem Zinssatz verschulden.

Man könnte daraus den Schluß ziehen, die wirtschaftstheoretische Einkommensvorstellung versage vor dem praktisch-politischen Problem, eine Entscheidungshilfe für die Bemessungsgrundlage Einkommen in der Einkommensbesteuerung, eine Richtschnur für die Berechnung des Gewinns für Kapitalgesellschaften zu geben.

Indes scheitern wissenschaftliche Theorien niemals an ihren ungelösten Problemen. Denn etwas wissen, ist immer noch besser als gar nichts wissen. Eine Theorie wird nicht durch das Versagen gegenüber der Wirklichkeit ruiniert, sondern sie wird entweder nicht beachtet, weil gesellschaftspolitische Werturteile ihrer Zeit, die Borniertheit zur Zeit herrschender fachwissenschaftlicher Schulen, aber auch die Mängel an sprachlicher Klarheit und Logik in der vorgestellten „Theorie“ ihre Erörterung verhindern, oder sie erledigt sich, wenn ihre Probleme hinfällig werden, und sie wird verdrängt allein durch bessere Konkurrenten.

Deshalb frage ich im zweiten Teil: Wie sind die Konkurrenten, also die politisch wirksam gewordenen Einkommensvorstellungen: Quellentheorie und Reinvermögenszugangstheorie, mit dem Problem der Kapitalerhaltung und dem der Bestimmung der Abschreibungshöhe fertig geworden?

## II. Die Trennung von Kapital und Einkommen in den politisch wirksam gewordenen Einkommensvorstellungen

### a) Quellen- oder Reinertragstheorie

„Einkommen“, schreibt *Fritz Neumark*, bilde „eine Erscheinung erst der kapitalistischen Wirtschaftsepoke. In der Tat setzt es die Vorherrschaft eines rationalistisch-rechenhaften Wirtschaftsgeistes, eine Entwicklung der Geld- und Kreditinstitutionen und -geschäfte sowie einen Grad der Perfektion hinsichtlich der Errechnung von Preisen, Kosten und Gewinnen voraus, wie sie im allgemeinen vor dem 19. Jahrhundert unbekannt waren<sup>19</sup>.“ Nach meinen wissenschaftsgeschichtlichen und bilanzgeschichtlichen Untersuchungen muß ich diese These bestreiten. Meine Gegenthese lautet, daß sowohl die Einkommensbesteuerung bis ins erste Viertel dieses Jahrhunderts als auch das kaufmännische Ge-

<sup>19</sup> *Fritz Neumark*, Probleme der allgemeinen Einkommenstheorie. In: *ders.*: Wirtschafts- und Finanzprobleme des Interventionsstaates, Tübingen 1961, S. 23 - 51, hier S. 25.

winnverständnis in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, im angelsächsischen und französischen Sprachraum bis in dieses Jahrhundert, durch das römische Recht geprägt worden sind. Weder die Vorstellung vom zu erhaltenden Kapital als Voraussetzung für das Vorliegen von Einkommen noch die Meßtechniken, wie insbesondere Abschreibungen berechnet werden, sind durch die Entwicklung eines rationalistisch-rechenhaften Wirtschaftsgeistes, ja nicht einmal durch die doppelte Buchhaltung, bestimmt worden.

Die entscheidenden Merkmale der Quellen- bzw. besser Reinertrags-theorie des Einkommens sind:

1. Nur die Früchte eines Vermögensstamms werden zu Einkommen, nicht Veräußerungsgewinne des Vermögensstamms selbst. Von daher kommt die Vorstellung, daß Einkommen nur die Einnahme aus dauernden Quellen der Einkommenserzielung sei, „capital gains“ nicht zum Einkommen zählen.

2. Nur die Aufwendungen zum Gewinnen der Früchte mindern das Einkommen; alle Ausgaben zum Erwerb des Vermögensstamms (der dauerhaften Einkommensquelle) und zu ihrer Erhaltung zählen nicht zum Einkommen: Im heutigen Begriff der steuerlichen Werbungskosten hat sich diese Vorstellung gehalten.

3. Die Ermittlung des Reinertrages erfolgt grundsätzlich als Einnahmenüberschuß und nicht über die kaufmännische Vermögensbilanz: Deshalb bleiben alle Wertsteigerungen im Anlagevermögen, aber auch Wertminderungen beim Vermögensstamm, z. B. beim Brand einer Fabrikhalle, außer Ansatz.

Diese drei Merkmale aus der preußischen Einkommensbesteuerung, wie sie *Fuisting* herausgearbeitet hat<sup>20</sup>, kennt natürlich erst recht die britische Einkommensteuer. So bleiben z. B. in der Einkommensteuer *Addingtons* von 1803 sämtliche Zahlungen für das Anlagevermögen außerhalb der steuerlichen Gewinnermittlung, Reparaturen an Geschäftsgebäuden dürfen nicht abgezogen werden, ebensowenig etwa Wertberichtigungen für zweifelhafte Forderungen<sup>21</sup>. In der britischen Einkommensteuer findet sich erstmals 1878 ein Urteil, das Abschreibungen auf Anlagen wegen technischen Verschleißes zuläßt; ab 1894 durfte bei Ersatzinvestitionen der Tageswert der ersetzen Maschine (nicht ihr Buchwert wie bei doppelter Buchhaltung) als Aufwand verrechnet wer-

<sup>20</sup> Vgl. B[ernhard] *Fuisting*, Die Preußischen direkten Steuern. Vierter Band: Grundzüge der Steuerlehre. Berlin 1902, bes. S. 135 - 150.

<sup>21</sup> Vgl. *Edwin R. A. Seligman*, The Income Tax. 2. Aufl., New York 1921, S. 95; *Kuno Barth*, Die Entwicklung des deutschen Bilanzrechts. Bd. II: Steuerrecht, Stuttgart 1955, S. 8\* f. drückt einen übersetzten Text der Gesetzesfassung von 1806 ab.

den<sup>22</sup>. Blickt man in die Bilanzen der Kaufleute des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, so wird in diesen Bilanzen weder der Gewinn als verteilbarer Betrag, also als Einkommensbestandteil errechnet, noch als Maßstab innerbetrieblicher Wirtschaftlichkeit, sondern lediglich als Saldo zur rechnerischen Kontrolle der Buchungen. Das Anlagevermögen steht häufig außerhalb der Buchhaltung; regelmäßige Abschreibungen sind unbekannt<sup>23</sup>.

Zurückzuführen ist diese dem heutigen Denken so fremde Vorstellung vom Reinertrag auf den *Fruchtbegriff des römischen Rechts*. Das römische Recht kennt nicht die heutigen Zwecke, weshalb wir Einkommen vom Kapital zu trennen genötigt sind: Einkommensbesteuerung, Gewinnermittlung bei Kapitalgesellschaften und Personenunternehmen. Verteilbarer Gewinn ist nach römischem und Pandektenrecht nur der Totalgewinn am Ende einer Unternehmung. Deshalb sind es drei andere gesellschaftliche Probleme, die mit der Fruchtvorstellung, also dem Reinertragsgedanken, gelöst wurden:

1. Dem Nießbraucher gehören die Früchte einer Sache; die Sache selbst (die Substanz, den Vermögensstamm) hat der Nießbraucher dem Eigentümer uneingeschränkt zu erhalten.
2. Bei der Ehescheidung hat der Mann den aus der Mitgift geschaffenen Vermögensstamm der Ehefrau zurückzuerstatten; während der Ehe gezogene Früchte, soweit noch vorhanden, gehören dem Manne.
3. Seit Julian (vermutlich 100 - 183) konnte auch der gutgläubige Erwerber die gezogenen Früchte behalten.

Bei der *Abgrenzung von Frucht und Vermögensstamm*, also der Berechnung des Reinertrages eines Produktionsfaktors, wurden im einzelnen folgende Gedanken entwickelt<sup>24</sup>:

a) Viehherden, hauptsächliches Maß des Reichtums in der Antike, werden als wirtschaftliche Einheit angesehen. In Tierherden zählt das Tierjunge nicht von vornherein als Frucht. Der Fruchtberechtigte (Nießbraucher, Ehemann) erwirbt das Eigentum an dem Tierjungen einmal bei natürlichem Tod des jungen Tieres, denn dann ist es zur Erhaltung des Vermögensstammes (also zur Substanzerhaltung) nicht mehr in der

<sup>22</sup> Vgl. Arthur M. Ellis, *A Guide to the Income Tax Acts for the Use of the English Tax Payer*. London 1885, S. 76, 79 f.; Seligman, S. 177 f., 184, 189.

<sup>23</sup> Vgl. Dieter Schneider, Der Gewinnbegriff vor der Betriebswirtschaftslehre und die Substanzerhaltungsdiskussion heute. In: ZfbF, Jg. 28 (1976), S. 724 - 743, hier S. 731 - 734.

<sup>24</sup> Vgl. z. B. Digesta VII, 1, 68 - 70; VII, 5, 1 und 3; V, 3, 36 § 5; XXV, 1, 1 § 3; VII, 1, 27 § 3; VII, 1, 59 und 62 (Corpus iuris civilis, Bd. 1, hrsg. von Paul Krueger und Theodor Mommsen, 19. Aufl., Dublin, Zürich, 1966); dazu näher Schneider, Gewinnbegriff, S. 726 - 730.

Lage, und zum anderen dann, wenn bei der Geburt des Tierjungen die Herde bereits vollzählig ist.

Substanz ist im römischen Recht nicht nur die ursprüngliche Gütermenge. Bei der Herde, dem Wald, dem Wildpark, wird stets auf die Erhaltung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Fruchtquelle abgestellt. *Substanzerhaltung ist also Voraussetzung für das Vorliegen von Reinertrag.* Schon allein deshalb erscheint mir im *corpus iuris civilis* mehr an ökonomischen Einsichten zu stecken, als die volkswirtschaftlichen Dogmengeschichten bisher wahrhaben wollen.

b) Handwerk und gewerbliche Tätigkeit wurden vor allem von Sklaven ausgeführt, und deshalb ist in den Rechtsquellen die Frucht des Handwerksbetriebs oder der Manufaktur nicht beschrieben. Lediglich den einzelnen Sachen, z. B. dem einzelnen Sklaven, wird ein Ertrag zugerechnet, und natürlich gelten die Lebenshaltungskosten für den Sklaven als Aufwand. Von daher leitet sich die bis zu *Adam Smith* vorherrschende Auffassung her, daß die Lebenshaltungskosten des Arbeiters nicht Reinertrag sind, also das Einkommen mindern müßten. Ich sehe darin zugleich die Quelle für die Auffassung, besondere Erscheinungsformen von Lebenshaltungskosten, nämlich Sonderausgaben und außergewöhnliche Belastungen, von der Einkommensteuerbemessungsgrundlage abzuziehen, anstatt sie als prozentualen Abzug von der Steuerschuld zu behandeln.

Zu Recht sagt *Schmoller* von dieser Auffassung, es „entsteht der Schein, als ob der Mensch esse und trinke um zu produciren statt zu produciren um zu leben“<sup>25</sup>.

c) Honorare eines freien Bürgers zählen ebenfalls nicht zu den Früchten, weil sie nicht einer Sache entspringen.

Das ist analog der Auffassung bei den Physiokraten und erscheint mir als Ursprung der Auffassung von *Adam Smith*, daß die Tätigkeit eines Arztes oder Künstlers nicht das Volkseinkommen erhöhe.

Bekanntlich haben erst *Say* und *Sismondi* und im Anschluß daran von *Hermann* mit dieser Auffassung Schluß gemacht<sup>26</sup>.

d) Ob verliehenes Kapital einen fruchtbringenden Vermögensstamm darstellt, ist umstritten. Die Echtheit der dafür sprechenden Stellen ist zweifelhaft. Jedoch lag es nach dem Senatsbeschuß, der den Nießbrauch am Gesamtvermögen einer Person zu bestellen erlaubte (D VII, 5, 1, um 9 n. Chr.) nahe, den gesamten Ertrag eines Vermögens für *fructus* zu erklären<sup>26a</sup>.

<sup>25</sup> *Schmoller*, S. 24.

<sup>26</sup> Vgl. *Friedr[ich] Ben[edikt] Wilh[elm] Hermann*, Staatswirthschaftliche Untersuchungen über Vermögen, Wirthschaft, Productivität der Arbeiten, Kapital, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch. München 1832, 3. Aufl., Neudruck Leipzig 1924, S. 299.

e) Die Berechnungsmerkmale der römisch-rechtlichen Reinertragsvorstellungen in Form des Fruchtbegriffs lassen sich so zusammenfassen:

1. Der Begriff des Rohertrages wird auf die regelmäßigen, betriebsgewöhnlichen Einnahmen in Gütern und Geld beschränkt. Veräußerungsgewinne als Gegenstände des Vermögensstammes gelten nicht als Ertrag.

2. Dieser eingeengte Rohertragsbegriff wird durch Saldierung mit den betriebsgewöhnlichen Ausgaben, zu denen auch Steuern zählen, zum Reinertrag. Substanzerhaltung erfolgt also nicht über eine Aufwandsberechnung durch Periodisierung einmaliger Ausgaben, also nicht durch Abschreibungsverrechnung. Vielmehr belasten alle einmaligen oder außerordentlichen Ausgaben den Vermögensbestand.

3. Als Folge davon wird bei abnutzbaren Anlagegegenständen der Reinertrag unzureichend berechnet: Nur in naturalen Gesamtheiten wie der Viehherde vermag die Einengung des Begriffs Rohertrag die fehlende Verrechnung von Abschreibungsaufwand zu ersetzen. Von daher erklärt sich, daß im 19. Jahrhundert die Abschreibungen erst als Form der Gewinnverwendung, als Erneuerungsfonds, entstanden sind.

Aus der privatrechtlichen Zuordnung der Steuerzahlung auf den Fruchtberechtigten durch das römische Recht machten die Steuerjuristen der Renaissance den Satz: Steuern seien eine Last, die gerechterweise nur auf den Früchten ruhen dürfe; das Kapital, der Vermögensstamm sei zu verschonen<sup>27</sup>, und sie erweiterten die Vorstellung von der „jährlichen Frucht“ auf den Kaufmannsgewinn.

Erst danach wurden z. B. Lagerbestände der Kaufleute der (nominell gedachten) Vermögensteuer unterworfen<sup>27a</sup>.

Das führte zwangsläufig zu der Trennung von fixem Kapital (Vermögensstamm, Anlagevermögen) und zirkulierendem bzw. variablem Kapital (Umlaufvermögen). So weist der Jenaer Kameralist *Joachim Georg Darjes* auf die Bedeutung der Umschlagsgeschwindigkeit des Ka-

<sup>26a</sup> Vgl. zu diesem Problem *Hans Reichel*, Der Begriff der Frucht im römischen Recht und im deutschen B.G.B. In: *Jherings Jahrbücher für die Dogmatik des bürgerlichen Rechts*, 1901, S. 205 - 308, hier S. 226 - 229; *Hans Kreller*, *Römisches Recht II. Grundlehren des gemeinen Rechts*, Wien 1950, S. 168; *Max Kaser*, *Das römische Privatrecht*. Erster Abschnitt, 2. Aufl., München 1971, S. 384.

<sup>27</sup> Vgl. *Casparis Klockii*, *Tractatus nomico politicus de contributionibus*. Bremen 1634, S. 279 (cap. 13, 58); S. 234 (cap. 11, 100).

<sup>27a</sup> *Bocerus* (1608) meinte, daß es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der seine Mittel in Kaufmannswaren steckt statt in Grundstücke, von der Vermögensteuer befreit bleibe, vgl. *Axel Nielsen*, *Die Entstehung der deutschen Kameralwissenschaft im 17. Jahrhundert*, aus dem Dänischen übersetzt von Gustav Bargum, Jena 1911, S. 56 f.

pitals hin („daß dieß der größte Vortheil eines Stadtwirths sey, wenn er ein Capital in einem Jahre, mehr als einmal zur Ankaufung der Materialien, und zur Bezahlung der Arbeiter, anwenden könne“). Kalkulatorische Abschreibungen werden in der Weise berücksichtigt, daß der jährliche Zins auf das Kapital, das in der „Fabrique stecket, ... nach der Abnutzung der Werkzeuge auf 8. 12. 16. 20. pro Cent“ zu schätzen sei<sup>28</sup>.

In der Kalkulation erscheint die Anlagenabschreibung also zunächst als Zinszuschlag, in Vermögensauseinandersetzungen (Gesellschaftsende, Erbschaften) als am Marktpreis ausgerichtete Wertminderung.

Soweit in Bergwerken, landwirtschaftlichen Gütern, bei Eisenbahnen z. T. noch nach dem AHGB (1864) ein periodischer Reinertrag berechnet wird, sieht man ihn im Einnahmenüberschuß aus dem umlaufenden Vermögen (häufig sogar ohne Wertberichtigung auf Forderungen). Der Vermögensstamm (das fixe Kapital) steht wie im römischen Recht außerhalb der Reinertragsvorstellung.

Die Erweiterung der Fruchtvorstellung auf die Einnahmen aus jeder Kapital erfordernden, nachhaltigen Betätigung durch die früheren Kameralisten griffen die ökonomischen Klassiker auf, deren vielgepriesener Reinertragslehre deshalb kaum ein Hauch von Originalität zu kommt.

In der Nachfolge *Says* konnte *Hermann* den Begriff des Einkommens so eingrenzen, wie er heute verstanden wird, als „Summe der wirtschaftlichen oder Tauschgüter, welche in einer gewissen Zeit zu dem ungeschmälert fortbestehenden Stammgut einer Person neu hinzutreten, die sie daher beliebig verwenden kann“<sup>29</sup>. *Hermann* versteht unter Einkommen einen konsumierbaren Betrag, nach dem für die Erhaltung der Einkommensquelle so viele Einnahmen zurückbehalten wurden, daß die Nutzungen aus der Einkommensquelle wieder die anfängliche Kaufkraft versprechen. Nur das Realeinkommen gilt als steuerbarer Betrag, während für die Kapitalerhaltung sowohl Preisänderungen einzelner Güter als auch Geldwertänderungen allgemein zu berücksichtigen sind.

Alle volkswirtschaftlichen Schriftsteller, die sich im 19. Jahrhundert für die Einkommensteuer aussprechen, setzen *Erhaltung des „Kapitals“* voraus. Kapital ist aber im volkswirtschaftlichen Schrifttum des 19. Jahrhunderts als *Sachvermögen*, als *Substanz*, zu verstehen (z. B. Kapital sind „produzierte Produktionsmittel“) und nicht als „abstrakte Wertsumme“. Lediglich der Geldtheoretiker *MacLeod* hatte Kapital als „ab-

<sup>28</sup> *Joachim Georg Darjes*, Erste Gründe der Cameralwissenschaften ... 1. Aufl., Leipzig 1756, hier zitiert nach der 2. Aufl., Leipzig 1768 (Neudruck Aalen 1969), S. 219.

<sup>29</sup> *Hermann*, S. 299, zum folgenden auch S. 59, 336.

strakte Wertsumme“ gedeutet. *Böhm-Bawerk* läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn er diese Auffassung zurückweist: Definitionen des Kapitals als „abstracte Größe . . . , z. B. eine Summe von Wert“, seien nicht mehr als „billige Auskunftsmittel, um Erklärungsschwierigkeiten, die man nicht lösen kann, zu umgehen“. Ein solcher Begriff „wird zur Phrase und führt zu Phrasen“<sup>30</sup>.

Soweit die Wirtschaftstheorie mit *Ricardo* und *Böhm-Bawerk* nicht auf die Ertragswerterhaltung abstellt, ist in der älteren Wirtschaftstheorie die Erhaltung der *mengenmäßigen Gütersubstanz* Voraussetzung dafür, daß überhaupt Einkommen entsteht.

Wie konnte es dennoch dazu kommen, daß heute das *nominelle* Einkommen besteuert wird? Darüber unterrichtet die Wissenschaftsgeschichte der Reinvermögenszugangstheorie.

### b) Reinvermögenszugangstheorie

Die Lehre vom Einkommen als dem auf eine Person bezogenen Reinvermögenszugang wird gemeinhin *Georg Schanz* zugeschrieben<sup>31</sup>. Indes vertieft *Schanz* nur die Ausführungen von *Hermann* in Einzelfragen, z. B. warum Veräußerungsgewinne zu besteuern seien. Die entscheidende Aussage, was als Kapital zu erhalten sei, damit Einkommen vorliege, bleibt *Schanz* schuldig. Noch schlimmer: Er greift nicht auf eine wirtschaftstheoretische Vorstellung zurück, obwohl er *Böhm-Bawerks* „Positive Theorie“ hätte kennen müssen, sondern auf eine in sich unklare gesellschaftliche Konvention: die *kaufmännische Bilanzierung*.

Der seit 80 Jahren gelobte Aufsatz von *Schanz* über den Einkommensbegriff ist für mich ein Beispiel dafür, wie man normative Wirtschaftstheorie gerade nicht betreiben darf: nämlich von einem theoretischen Konstrukt (Einkommen als Reinvermögenszugang im Sinne von *Hermann*) ausgehend, bei den für die Anwendung entscheidenden Fragen der Messung einfach auf praktische Konventionen zurückzugreifen, die naturgemäß in sich widersprüchlich und unbestimmt sind und deren Grundgedanken sich aus ganz anderen Zwecken herleiten.

Mit dem Rückgriff auf die kaufmännische Bilanzierung unterstellt *Schanz* die nominelle Kapitalerhaltung, also die Erhaltung des rein buchhalterischen Anfangskapitals. Aber in der kaufmännischen Buch-

<sup>30</sup> von *Böhm-Bawerk*, Positive Theorie, S. 61 f.

<sup>31</sup> Vgl. *Georg Schanz*, Der Einkommensbegriff und die Einkommensteuergesetze. In: Finanz-Archiv, Jg. 13 (1896), S. 1 - 87. Ich verzichte auf eine Einzelwiedergabe der späteren Diskussion hierüber; vgl. dazu bes. *Paul H. Wueller*, Concepts of Taxable Income I. The German Contribution. In: Political Science Quarterly, Vol. 53 (1938), S. 83 - 110; II. The American Contribution, S. 557 - 583; III. The Italian Contribution, Vol. 54 (1939), S. 555 - 576.

haltung wird nominelle Kapitalerhaltung *nur aus Gründen der rechnerischen Kontrolle verlangt*.

Das Entstehen der doppelten Buchhaltung hat nichts mit „ökonomisch-rationalem“ Wirtschaften im heutigen Sinne gemein; die namentlich von *Max Weber* und *Sombart* aufgestellte, von *Schumpeter* und anderen übernommene These von der Verknüpfung zwischen doppelter Buchhaltung und kapitalistischem Wirtschaftsgeist ist nicht haltbar. Der Bilanz genannte Abschluß der Buchhaltungskonten mit seiner nominellen Kapitalerhaltung hat bis ins 19. Jahrhundert regelmäßig nur den Zweck, die rechnerische Richtigkeit der Verbuchung einzelner Geschäftsvorfälle in ihrer Addition gewissermaßen selbsttätig sicherzustellen. Bei den damaligen rechnerischen Fähigkeiten war dies eine bittere Notwendigkeit.

Ordentliche Buchführung findet man bis 1800 vor allem bei den Einrichtungen, die gerade nicht nach Gewinn strebten: Als erste „Aktiengesellschaft“ gilt die Bank des Heiligen Georg in Genua, 1407 errichtet. Unter der Bank des Heiligen Georg darf man sich freilich keine Aktiengesellschaft im heutigen Sinne vorstellen. Es handelt sich in Wirklichkeit um eine Gemeinschaft von Gläubigern zur Verwertung von Sicherheiten bei Anleihen der Gemeinde, die mit Zinszahlungen in Rückstand geriet. Die Schulden bestehen weiter, und die Gemeinde tilgt, wenn sie kann, „Anteile“. In ihren späteren Gesellschaftsverträgen legt die Bank mit allen Einzelheiten die Buchführung fest<sup>31a</sup>. Daß bei der Bank des Heiligen Georg die „für eine Feststellung der Dividende nothwendige genaue Abwägung der Gegenüberstellung des augenblicklichen Vermögensstandes mit dem ursprünglichen Gesellschaftsfonds“<sup>31b</sup> gegeben ist, geht fehl, denn das genannte Gesetzeskapital beschreibt lediglich die Pflichten zu formal genauer Buchführung. Und die an anderer Stelle genannten Bestimmungen gegen „übermäßige Dividendenzahlung“ betreffen nur die Haftung und die Strafen, denen Schreiber und Notare unterworfen waren, wenn sie zuviel gutschreiben oder auszahlen ließen<sup>31c</sup>.

Jene Gesellschaften hingegen, die tatsächlich die wirtschaftliche Entwicklung und damit den Kapitalismus bzw. die Industrialisierung vorantreiben, kennen keine sorgfältige Buchhaltung. Dies gilt für alle Kolonialhandelsgesellschaften, z. B. die englisch-ostindische Kompagnie, die holländisch-ostindische Kompagnie<sup>31d</sup>. Pikanterweise geht gerade jene Handelsgesell-

<sup>31a</sup> Vgl. *Leggi delle Compere di S. Giorgio dell' ecc<sup>ma</sup> Rep<sup>ca</sup> di Genova Riformate l'anno MDLXVIII*, S. 121 (Libro secondo, Cap. XXVIII). Diese gedruckten Statuten von 1568 besitzt die Göttinger Universitätsbibliothek.

<sup>31b</sup> *Karl Lehmann*, Die geschichtliche Entwicklung des Aktienrechts bis zum *Code de Commerce*. Berlin 1895 (Neudruck Frankfurt 1968), S. 67 f.

<sup>31c</sup> Vgl. *Leggi delle Compere di S. Giorgio*, S. 118 - 121 (Libro secondo, Cap. XXVIII), S. 85 f. (Libro secondo, Cap. VIII).

<sup>31d</sup> Vgl. *William Robert Scott*, *The Constitution and Finance of English, Scottish and Irish Joint-Stock Companies to 1720*, Vol. I. *The General Development of the Joint-Stock System to 1720*. 1912, S. 61 f.; *A[dam] Andersons* historische und chronologische Geschichte des Handels von den ältesten bis auf jetzige Zeiten. Aus dem Englischen übersetzt, 7 Bände, Riga 1773 bis 1779, Siebenter Theil, S. 224 f.; *F. W. Stapel*, *Johannes Hudde over de balan-*

schaft am lautesten in Konkurs, der von der Obrigkeit sehr genaue Rechnungslegungsvorschriften auferlegt waren: *John Laws* Mississippi-Gesellschaft<sup>31e</sup>. Zwar pflegen die französischen Kolonialgesellschaften im allgemeinen jährlich eine Bilanz zu erstellen. Aber viel Vertrauen haben diese Bilanzen nicht genossen. So ist ein Dokument überliefert, in dem die Pariser Anteilseigner der Compagnie d'Afrique den Resultaten, die man in Marseille zog, eine Rechnung von Irrtümern entgegenhalten. Danach betragen die Fehler in den Jahresbilanzen 1750 bis 1753 immerhin ein Viertel des Gesamtkapitals<sup>31f</sup>.

Eine gegenseitige Abhängigkeit von doppelter Buchhaltung und kapitalistischem Erwerbsstreben ist zu verneinen. Buchhaltung und Jahresabschluß dienen bis ins 19. Jahrhundert vorwiegend nur dokumentarischen Zwecken, nicht der Unternehmensführung<sup>31g</sup>. Genaue Buchführung verwenden Staatsgläubigergesellschaften, also Einrichtungen, die gerade nicht für die Entwicklung des Kapitalismus kennzeichnend sind.

Die Wegbereiter des Kapitalismus: die ersten Industrieunternehmen und die Kolonialhandelsgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts, die Eisenbahn-Aktiengesellschaften des 19. Jahrhunderts kennen keine doppelte Buchführung, sondern nur sehr unvollkommen geführte einfache Bücher. Peinlich genaues Aufzeichnen verträgt sich nicht mit Pioniergeiste.

Der Zweck, Einkommen bzw. einen Periodengewinn zu ermitteln, ist der doppelten Buchhaltung bis ins 19. Jahrhundert fremd.

Wie sehr das kaufmännische Gewinnverständnis von der doppelten Buchhaltung unabhängig war und sich aus dem römischen Fruchtdenken herleitete, zeigt sich z. B. daran, daß Dividenden als jährliche Früchte gelten, so daß eine Kapitalgesellschaft Jahresgewinne auch dann ausschütten konnte, wenn ein Verlustvortrag aus dem Vorjahr nicht ausgeglichen war — ein Verstoß gegen die nominelle Kapitalerhaltung, der von einigen französischen Gesellschaftsrechtlern noch Anfang dieses Jahrhunderts, von einem britischen Gericht noch 1918 gutgeheißen wurde<sup>32</sup>.

Für die handelsrechtliche Gewinnermittlung ist nur aus Gründen des Gläubigerschutzes wegen der beschränkten Haftungsmasse der Kapitalgesellschaften die Bindung der Gewinnermittlung an den Bilanz ge-

---

sen van de Oostindische Compagnie. In: *Economisch-Historisch Jaarboek*, Dertiende Deel, 's-Gravenhage 1927, S. 215 - 239, hier ab S. 232.

<sup>31e</sup> Vgl. *Fick*, Über den Begriff und Geschichte der Aktiengesellschaften. In: *Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht*, 1862, S. 1 - 63, hier S. 49 f.

<sup>31f</sup> Vgl. *Pierre Bonassieux*, *Les grandes compagnies de commerce*. Paris 1892 (Nachdruck New York 1969), S. 204 f.

<sup>31g</sup> Vgl. *B[asil] S. Yamey*, *Scientific Bookkeeping and the Rise of Capitalism*. In: *The Economic History Review*, Vol. 1 (1949), S. 99 - 113, hier S. 100 und später.

<sup>32</sup> Vgl. darüber *Jacques Charpentier*, *Étude juridique sur le Bilan dans les Sociétés par Actions*. Paris 1906, S. 49 - 55; *B. S. Yamey*, *The Case Law relating to Company Dividends*. In *W. T. Baxter, Sidney Davidson* (editors), *Studies in Accounting Theory*, London 1962, S. 428 - 442, hier S. 439 f.

nannten Abschluß aller Konten in der doppelten Buchhaltung eingeführt worden<sup>33</sup>.

Als im Königreich Sachsen 1874 erstmals die Einkommensteuer zur Hauptsteuer des staatlichen Steuersystems erhoben wurde, loben die führenden Finanzwissenschaftler jener Zeit ihre Ausgestaltung. Keiner erwähnt auch nur, daß die kaufmännische Vermögensbilanz für die Einkommensermittlung übernommen wird<sup>34</sup> — aus Bequemlichkeit und entgegen allen Aussagen über den Einkommensbegriff und über eine dem Zweck der Einkommensbesteuerung entsprechende Kapitalerhaltung.

Zu der gedankenlosen Übernahme der kaufmännischen Bilanzierung als Meßtechnik für den Einkommensbegriff tritt bei *Schanz* noch ein Irrtum über das, „was der Kaufmann mit geordneter Buchführung heute schon thut“. Die Kaufleute des ausgehenden 19. Jahrhunderts wiesen, unterstützt durch die handelsrechtliche Rechtsprechung, noch nicht realisierte Gewinne aus; während *Schanz* hätte erkennen müssen, daß unter dem Vermögenszugang im Sinne *Hermanns* „nichts anderes als ein erweiterter Einnahmenbegriff“<sup>35</sup> zu verstehen ist.

Diese Unklarheit über die Meßtechnik, wie der Gewinn zu ermitteln sei: als Einnahmenüberschuß oder als bilanzielles Vermögensmehr im Sinne des ausgehenden 19. Jahrhunderts (nicht im Sinne der heutigen aktienrechtlichen Rechnungslegungsvorschriften), gab Anlaß für zwei Nachfolgetheorien, die als Lehre vom unrealisierten Vermögensmehr (Reinvermögenszuwachs-Theorie) und als Lehre vom realisierten Vermögensmehr (Theorie des realisierten Vermögenszugangs) bezeichnet seien<sup>36</sup>.

<sup>33</sup> Vgl. *Schneider*, Gewinnbegriff, S. 735 – 738.

<sup>34</sup> Vgl. *Johannes Conrad*, Die Revision der Gesetzgebung über die direkten Steuern in Sachsen. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 16 (1871), S. 428 – 442, Bd. 21 (1873), S. 227 – 250; *Adolph Wagner*, Finanzwissenschaft. Vierter Theil: Specielle Steuerlehre. Leipzig 1901, S. 107; *Edwin R. A. Seligman*, S. 245 f.

<sup>35</sup> *Max Lion*, Der Einkommensbegriff nach dem Bilanzsteuerrecht und die *Schanz'sche* Einkommenstheorie. In: *Hans Teschemacher* (Hrsg.): Festgabe für Georg von *Schanz* zum 75. Geburtstag, 12. März 1928, Bd. II, Tübingen 1928, S. 273 – 300, hier S. 288 (Hervorhebung im Original gesperrt). — Vgl. zum Problem des steuerlichen Einkommensbegriffs auch *Günther Schmölders*, Der fehlende Einkommensbegriff. In: Steuer und Wirtschaft. Jg. 37 (1960), Sp. 75 – 84, bes. Sp. 79 f.

<sup>36</sup> *Lion*, der erstmals die Unklarheit bei *Schanz* und den Widerspruch zur kaufmännischen Bilanzierung erkannt hat, spricht von Reinvermögenszuwachstheorie und Reinvermögenszugangstheorie; letztere habe *Schanz* eigentlich gemeint. Das finanzwissenschaftliche Schrifttum meint mit Reinvermögenszugangstheorie überwiegend die Reinvermögenszuwachslehre, deshalb ist es deutlicher, von der Theorie des realisierten Reinvermögenszugangs zu sprechen. Vgl. *Lion*, S. 287 f.

Die *Lehre vom realisierten Vermögensmehr* läuft im Hinblick auf das Konzept der Kapitalerhaltung und die Abschreibungsregelung in Richtung auf die derzeitige steuerrechtliche Gewinnermittlung. Daß sich dabei durch die juristische Behandlung und insbesondere durch den Grundsatz der Maßgeblichkeit der Handelsbilanz für die Steuerbilanz eine kaum noch überschaubare Fülle von Verzerrungen bis heute ergeben hat, sei nur am Rande erwähnt.

Die Lehre vom unrealisierten Vermögensmehr, die *Reinvermögenszuwachstheorie*, wurde von angelsächsischen Finanzwissenschaftlern, insbesondere *H. Simons*, aufgegriffen und herrscht heute in der Finanzwissenschaft vor, z. B. in der Form, wie es etwa der Wissenschaftliche Beirat beim Bundesminister der Finanzen in seinem Gutachten über die Reform der direkten Steuern 1967 ausdrückte: Daß grundsätzlich unrealisierte Gewinne zum Einkommen zählen, aus „technischen Gründen“ aber nur die Besteuerung der realisierten Gewinne empfohlen werde<sup>37</sup>. Für diese Auffassung ist kennzeichnend, daß von nomineller Kapitalerhaltung ausgegangen wird, für die es keine ökonomische Begründung gibt. Mir ist auch nicht einsichtig, wie man beim Einkommensverständnis der Reinvermögenszuwachstheorie planmäßige Abschreibungen überhaupt erlauben kann, denn nach diesem Verständnis ist doch der Marktpreis der Vermögensgegenstände am Ende des Jahres mit dem Marktpreis am Anfang des Jahres zu vergleichen. Und letztlich führt das Einbeziehen unrealisierter Gewinne gerade nicht zu einer Einkommensbesteuerung, sondern zu einer realen Vermögensbesteuerung, wie an sehr elementaren Beispielen belegt werden kann<sup>38</sup>.

Mit der wirtschaftstheoretisch begründeten Einkommensvorstellung von *Schäffle* und *Böhm-Bawerk* hat dies nichts mehr gemein: Denn dort ist die Obergrenze des Einkommens stets der Einnahmenzufluß, und nur für die Errechnung jenes Betrages, der zur Kapitalerhaltung, also als Anlagenabschreibung angesetzt werden muß, wird ein theoretisches Konstrukt benötigt, das im Rahmen freilich sehr enger Voraussetzungen eindeutig definiert ist.

---

<sup>37</sup> Vgl. Report auf the *Royal Commission on Taxation*, Ottawa 1966/67, reprinted 1968/69, Vol. 3, S. 22 f., 50; *Wissenschaftlicher Beirat beim Bundesministerium der Finanzen*, Gutachten zur Reform der direkten Steuern (Einkommensteuer, Körperschaftsteuer, Vermögensteuer und Erbschaftsteuer) in der Bundesrepublik Deutschland, Schriftenreihe des Bundesministeriums der Finanzen, Heft 9. Bad Godesberg 1967, S. 23 – 26.

<sup>38</sup> Vgl. *Dieter Schneider*, Steuerbilanzen. Wiesbaden 1978, S. 53 – 60.

### III. Folgerungen aus der Wissenschaftsgeschichte für die politischen Probleme der Trennung von Einkommen und Kapital heute

Zur Zeit beharren noch die Mehrheit der Finanzwissenschaftler, die Mehrheit der Steuerrechtler und die Mehrheit der Abgeordneten im Deutschen Bundestag auf der Einkommensermittlung bei nomineller Kapitalerhaltung. Im wesentlichen nennen sie zwei Argumente:

1. Ein Abgehen von der nominellen Kapitalerhaltung (z. B. Substanzerhaltung) verstöße gegen die Gleichmäßigkeit der Besteuerung, weil sie nur Unternehmer, nicht aber Arbeitnehmer vor den Folgen von Preissteigerungen schütze.
2. Jede Abweichung von der nominellen Kapitalerhaltung verstöße gegen den Grundsatz „Mark gleich Mark“ und damit gegen die Einheitlichkeit der Rechts- und Wirtschaftsordnung.

Für das erste Argument gibt es keine Begründung. Die Wissenschaftsgeschichte der Bemühungen, zwischen Kapital und Einkommen zu unterscheiden, zeigt vielmehr, daß bis Ende des 19. Jahrhunderts Kapital als produzierte Produktionsmittel, als Substanz, verstanden wurde und damit dem Einkommensbegriff Substanzerhaltung zugrunde lag.

Darüber hinaus kann die Frage, welche Art der Kapitalerhaltung gegen Gleichmäßigkeit der Besteuerung verstößt, natürlich erst beantwortet werden, wenn man sich über eine wirtschaftlich begründete Form der Kapitalerhaltung geeinigt hat und zusätzlich Maßtechniken erarbeitet werden, um dieses Konstrukt aus der Menge an Erscheinungen der Wirklichkeit abzubilden.

Das zweite Argument, jedes Abweichen von der nominellen Kapitalerhaltung der kaufmännischen Buchführung verstöße gegen den Grundsatz „Mark gleich Mark“, beruht schlicht auf einem Denkfehler. Hier werden Rechtssätze für das *Gewinnstreben* mit Rechtssätzen für die *nachträgliche Gewinnermittlung* verwechselt.

Die Feststellung, daß Marktbeziehungen, also Verträge, nach ihren nominellen Beträgen erfüllt werden müssen, gehört zu derselben Gruppe organisatorischer Regelungen wie das Recht von Kaufverträgen oder das Kartellgesetz: Es geht um Rahmenbedingungen für das Erwerbsstreben Einzelner. Gesetzgebung und Rechtsprechung haben bislang zugelassen, daß in Inflationszeiten Schuldner real gewinnen, Gläubiger real verlieren. Ob diese Organisationsregelung für Marktbeziehungen beibehalten oder geändert werden soll, das ist *ein Problem*.

Doch dieses Problem darf nicht mit dem *ganz anderen Problem* ver混gt werden: der Frage, was als zu erhaltendes Kapital anzusehen ist, ehe Einkommen vorliegt. Bei dieser Frage geht es um die *nachträgliche*

Aufspaltung eines erzielten Einnahmenüberschusses in konsumierbares und besteuerbares Einkommen und in den Betrag, der notwendig ist, um das Kapital zu erhalten, der Betrag, der für die Zukunftsvorsorge zu investieren ist.

Es ist schlicht eine Begriffsverwechslung, das Nominalwertprinzip „Mark gleich Mark“ mit der nominellen Kapitalerhaltung bei der Einkommensermittlung gleichzusetzen. Gerade der Blick in die Wissenschaftsgeschichte der Trennung von Kapital und Einkommen zeigt, daß Kapital in der Wirtschaftstheorie nicht als nomineller, rein buchmäßiger Geldbetrag angesehen wurde.

Die nominelle Kapitalerhaltung kam nur als gesellschaftliche Konvention in die Besteuerung, als aus Bequemlichkeit die Steuergesetze von Sachsen und Bremen 1874, das von Preußen 1891, die kaufmännische Gewinnermittlung gleichberechtigt neben die Einnahmenüberschußrechnung stellten, und als der Reinvermögenszugangstheoretiker *Schanz* und seine angelsächsischen Epigonen für ihre theoretischen Konstrukte wie Kapital, Einkommen *keine eigene Meßtechnik entwickelten, sondern gedankenlos ihre theoretischen Konstrukte auf gleichklingende Namen der kaufmännischen Buchführung übertrugen*, ohne zu beachten, daß diese gesellschaftliche Konvention aus ganz anderen Gründen (Rechenkontrolle und Gläubigerschutz) entstanden war.

Methodologisch gesehen begann die Fehlentwicklung, als die Finanzwissenschaft des 19. Jahrhunderts von Philosophie (dem Schaffen theoretischer Konstrukte, wie Einkommen als Maßgröße steuerlicher Leistungsfähigkeit) im Rahmen des naturalistischen Fehlschlusses, welcher der Historischen Schule und dem Kathedersozialismus eigen war, sich zu einer Theorie der Finanzpolitik entwickeln wollte, doch dabei die harte Knochenarbeit des Erarbeitens von Indikatoren für die Messung ihrer theoretischen Konstrukte als ein empirisch-statistisches Teilproblem ansah, das *jenseits* ihres wissenschaftlichen Anspruchs angesiedelt sei. Die Selbstüberschätzung des sich philosophisch gebärdenden Theoretikers, gekoppelt mit der Scheu, theoretische Aussagen an den Einzelschwierigkeiten der Wirklichkeit zu messen, d. h. zu prüfen, ist zumindest eine Ursache, weshalb im Hinblick auf die Trennung von Kapital und Einkommen heute so wenig an ökonomisch stichhaltigem Gedankengut Eingang in unsere Steuergesetze gefunden hat.

Demgegenüber können wir aus der wirtschaftstheoretischen Herleitung logischer Identitäten (ökonomischer Zwänge), *falls diese mit Meßbarkeits-(Operationalisierungs-)Bemühungen der gesetzten Begriffe verbunden wird*, lernen, daß der Einnahmenzufluß unabdingbare Voraussetzung für die Einkommensentstehung ist. Wir müssen hinnehmen, daß das theoretische Konstrukt zur Kapitalerhaltung, die Ertragswert-

abschreibung, nicht in nachprüfbarer (also zugleich rechtssicherer) Weise meßbar ist. Anstatt aber deshalb auf eine wirtschaftstheoretisch zur Gänze unbegründete gesellschaftliche Konvention (nominelle Kapitalerhaltung verbunden mit schematischen Abschreibungsverfahren) zurückzugreifen, gebe ich zu erwägen, ob nicht die vorquantitative Kapitaltheorie vom römischen Recht bis ins 19. Jahrhundert (Erhaltung der mengenmäßigen Substanz als Voraussetzung für das Vorliegen von Einkommen) als „second-best“-Lösung vorzuziehen wäre. Eine solche Einkommens- bzw. Gewinnermittlung auf der Grundlage einer „*Einnahmenüberschüsserechnung mit Anfangsinventarerhaltung*“<sup>39</sup> steht vor weniger praktischen Meßschwierigkeiten als die derzeitige Gewinnermittlung über die Bilanz (den Vermögensvergleich), und sie ist in stärkerem (natürlich nicht voll befriedigendem) Maße wirtschaftstheoretisch begründet.

Nicht gelöst werden kann mit dieser Vorstellung das Problem, im „*maintaining capital intact*“ auch Qualitätsänderungen der Güter mit zu erfassen, wenngleich hier Näherungsverfahren in einer rechtssicheren (die Selbsteinsteuierung vermeidenden) Weise möglich sind; eine Berücksichtigung unrealisierter (drohender) Verluste kann ausgeschlossen werden, solange ein sofortiger Verlustausgleich gegeben ist<sup>39a</sup>.

Von der Wirtschaftstheorie sind immer wieder und bis heute die Meßbarkeitsprobleme für ihre theoretischen Konstrukte beiseite geschoben worden. Dieses Beiseiteschieben der Messungsprobleme für theoretische Konstrukte scheint mir der Grund für einen des öfteren recht wenig befriedigenden Wissensstand zu sein. Hinsichtlich der Trennung von Kapital und Einkommen ist er vielleicht vergleichbar mit dem Stand der Astronomie, bevor *Kepler* und *Galilei* zu arbeiten begannen. Und als Trost bleibt nur, daß der Kopernikus *Böhm-Bawerk* seine Lehre schon verkündet hat.

---

<sup>39</sup> Zu Einzelheiten vgl. *Schneider*, Steuerbilanzen, S. 88 - 95.

<sup>39a</sup> Vgl. zu Einzelheiten *Dieter Schneider*, Sofortiger Verlustausgleich statt Teilwertabschreibung — ein Problem der Steuerreform. In: *Die Wirtschaftsprüfung*, Jg. 23 (1970), S. 68 - 72 sowie *ders.*, Steuerbilanzen, Kap. B IV.